

**Eine Zeitschrift des Vereins Deutsche Sprache
(Georgien)**

GERMANISTISCHE STUDIEN

№ 8

Tbilissi

2008

**Eine Zeitschrift des Vereins Deutsche Sprache
(Georgien)**

Germanistische Studien

№8

**Herausgegeben
von Samson Karbelaschwili**



**Verlag „Universali“
Tbilissi**

**Verein Deutsche Sprache /VDS/ Georgien
Germanistische Studien №8**

**Herausgegeben von Prof.Dr.Samson Karbelaschwili im Auftrag des
Vereins Deutsche Sprache**

Redaktion

**Prof. Dr. Samson Karbelaschwili (Georgien,Tbilissi)
Prof. Dr. Alexander Kartosia (Georgien,Tbilissi)
Dr. Gerd Schrammen (Göttingen, Deutschland)
Prof. Dr. Lali Kezba-Chundadse (Tbilissi, Georgien)
Dr. Frank Thomas Grub (Göteborg, Schweden)
Prof. Dr. Natali Dshanelidse (Tbilissi, Georgien)
Prof. Dr. Nana Bolkwadse-Lüdke (Batumi, Georgien)**

Anschrift des Herausgebers:

**Prof. Dr. Samson Karbelaschwili, A. Kazbegi Av. 11a, W.20, 01-60 – Tbilissi,
Georgien**

Tel. (995 32) 371084 (privat), 899 51 10 84 – Mobil;

E-Post: t_karbelaschwili@yahoo.com

Elektronische Version der Zeitschrift: <http://germstudien.osgf.ge>

ISSN 1512-3251

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Herausgebers.....	5
I. Sprach- und Literaturwissenschaft	
<i>Dr. Christiane Andersen (Göteborg, Schweden)</i> Aufbau einer Fremdsprachengrammatik mit Korpora der gesprochenen Sprache II. Wortfolge und topologische Texte.....	6
<i>Prof. Dr. Nana Bolkwadse-Lüdke (Batumi, Georgien)</i> Äquivalenz und ihre Dimensionen in einer Übersetzung.....	22
<i>Prof. Dr. Natali Dshanelidse (Tbilissi, Georgien)</i> Interkulturelle Sinnbilder bei der Übersetzung der literarischen Texte.....	30
<i>Prof. Dr. Nana Gogolaschwili (Tbilissi, Georgien)</i> Das Problem der Modifizierung des sprachlichen Codes in der Translatik.....	34
<i>Dr. Frank Thomas Grub (Göteborg, Schweden)</i> Von Büllerbü in die Paulskirche oder: „Diese alte Tante ist lebensgefährlich“ Dem Mythos Astrid Lingren auf der Spur.....	38
<i>Prof. Dr. Lali Kezba-Chundadse (Tbilissi, Georgien)</i> Genus Verbi im Deutschen und Georgischen: Entwurf eines kulturwissenschaftlich orientierten Vergleichs.....	56
<i>Prof. Dr. Anatol Michajlow (Gdansk, Polen)</i> Trivilliteratur und die Widerspiegelung der Wirklichkeit anhand des Werkes von Hera Lind "Frau zu sein bedarf es wenig".....	69
<i>Prof. Dr. Sophie Mudshiri (Tbilissi, Georgien)</i> Zur Funktion der Fokusse im mündlichen, spontan produzierten Dialog.....	76
<i>Prof. Dr. Manfred Peters (Namur, Belgien)</i> Randdeutsch: das Beispiel der Deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens.....	81
<i>Dr. Stefanie Schäfers (Paderborn, Deutschland)</i> Metaphern im Werk von Günter Grass – Anregungen für einen Einsatz seiner Werke im Deutschunterricht aller Schulformen.....	91
<i>Prof. Dr. Tamila Sessischwili (Tbilissi, Georgien)</i> Der Hörer in Sprechakten.....	115
<i>Dr. Nana Stambolischwili (Batumi, Georgien)</i> Erstellung und Beschreibung von Redensarten anhand der Frühneuhochdeutschen und Neuhochdeutschen Wörterbücher.....	121
<i>Ketevan Zchorzholiani (Kutaissi, Georgien)</i> Eigennamen, deiktische oder bedeutungstragende Sprachzeichen.....	126
II. Soziologische Fragen	
<i>Dr. Alfred Schwarz (Saarbrücken, Deutschland)</i> Eddie und die Sache mit dem Wasser.....	136
<i>Dr. Alfred Schwarz (Saarbrücken, Deutschland)</i> Woher kommen die Renten 2030?.....	142
<i>Dr. Alfred Schwarz (Saarbrücken, Deutschland)</i> Gravelotte, ein Moment deutsch/französischer Geschichte.....	154

III. Literarischer Teil

<i>Dr. Givi Margwelaschwili (Berlin, Deutschland)</i> Die Vermeidung einer Lese-Lebensgefahr.....	161
<i>Dr. Sergej Okropiridse (Tbilissi, Georgien)</i> Splittergedanken.....	164
Autorinnen und Autoren.....	167

Vorwort des Herausgebers

Dieses Heft unterscheidet sich von den bisherigen Lieferungen vor allem durch das neue Format und die verbesserte Qualität, was ich dem Vorstand des VDS zu verdanken habe. Außerdem ist es erfreulich, dass mit jedem Jahr „Germanistische Studien,, neue Autorinnen und Autoren heranziehen, was das Interesse für Germanistik in Georgien und im Ausland in direkter bzw. indirekter Weise positiv beeinflusst und Anregungen zu neuen Untersuchungen gibt. Was unsere Stammautoren angeht, so bleiben sie dem Sammelband treu und schicken jedes Mal ihre neuen und aktuellen Recherchen in die Redaktion, welche wir mit Vergnügen drucken lassen. Die Thematik der Publikationen bleibt dieselbe und zwar stellt sie ein breites Spektrum der Probleme dar, die heute für Germanisten aktuell sind: Es finden sich hier sowohl theoretische Aspekte als auch rein praktische Untersuchungen, die ihrerseits zur Erlernung der deutschen Sprache einen erheblichen Beitrag leisten.

Nach Beschluss des Redaktionskollegiums der Zeitschrift haben wir eine neue Rubrik eröffnet, die soziologische Fragen zur Diskussion stellt. Hier sind drei Beiträge von Herrn Dr. Alfred Schwarz vorgelegt worden, in denen innerdeutsche Probleme zur Erörterung angeboten werden, und ich hoffe, dass sie beim Leser Interesse finden.

Ein bedeutender Teil des Sammelbandes ist jedoch linguistischen Problemen der deutschen Sprache gewidmet, was die eigentliche Richtlinie der „Germanistischen Studien,, darstellt.

S. Karbelaschwili

Tbilissi, 2008

I. Sprach- und Literaturwissenschaft

Dr. Christiane Andersen (Göteborg, Schweden)

Aufbau einer Fremdsprachengrammatik mit Korpora der gesprochenen Sprache II. – Wortfolge und topologische Felder

0. Vorbemerkung

In dem Beitrag „Die häufigsten Wortformen in Korpora der gesprochenen Sprache des Deutschen und Schwedischen und einige Konsequenzen für den Aufbau einer Fremdsprachengrammatik“ habe ich dafür argumentiert, dass Fremdsprachengrammatiken des Deutschen auf der Grundlage von korpusbasierten Untersuchungen von Lexik und grammatischen Strukturen erarbeitet werden sollten.¹ Nun wird in dem folgenden Beitrag ein Vorschlag gemacht, wie die Wortfolge in Sätzen mit Hilfe elektronischer Korpora der gesprochenen Sprache beschrieben werden kann. Dabei sind wieder neue Probleme sowohl theoretischer als auch empirischer Natur aufgetaucht, und die Zielstellung eine Lernergrammatik auf der Grundlage der gesprochenen Sprache aufzubauen ist wieder einmal in weitere Ferne gerückt. Die Ergebnisse, die einer Lernergrammatik zugute kommen können, lassen noch auf sich warten! Dennoch ist das Fernziel immer gegenwärtig u.a. dadurch, dass bei der Entwicklung von Annotationskategorien versucht wird, von den Bedürfnissen des Fremdsprachenlernalers auszugehen.²

1. Hintergrund und Zielstellung

In der Syntax, die die Regeln zur Wortfolge modellartig beschreibt, geht man noch immer konzeptionell von der Schriftsprache aus. Beim gesteuerten Fremdspracherwerb orientieren sich daher auch die Lerner an syntaktischen Modellen, die von Strukturen und Eigenschaften der geschriebenen Sprache abgeleitet werden. Ein Beispiel für solche schriftsprachlichen Kategorien ist der Satz, dessen Strukturen in der gesprochenen und geschriebenen Sprache große Unterschiede aufweist. Das betrifft insbesondere die Wortfolge. In einem Korpus der gesprochenen Sprache wirft die Sequenz **ich würde dich ja mal noch mal was mit dir besprechen* eine Reihe von grammatischen Problemen auf (z.B. Satzgrenze, Wortfolge, Valenz des Verbs), die gegen ein syntaktisches Modell überprüft werden müssten.

In dem Partitur-Editor EXMARaLDA, der besonders für die multimodale Annotation geeignet ist, wurde das Korpus der gesprochenen Sprache *Elizitierte Konfliktgespräche zwischen Müttern und jugendlichen Töchtern* (weiter bezeichnet als Mutter-Tochter-Korpus) eingelesen, um langfristig ein linguistisch annotiertes Korpus zu erarbeiten. Das Korpus besteht aus 138 Tonaufnahmen und Transkripten (ca. 150 000 Tokens); die Erhebungen wurden zwischen 1988 und 1990 durchgeführt. (Siehe Institut für Deutsche Sprache Mannheim: Archiv für Gesprochenes Deutsch: <http://www.ids-mannheim.de/ksgd/agd/>)

¹ Vgl. den Beitrag von Pankow (Andersen) (2006) in *Germanistische Studien* 6. 39 -51.

² Der folgende Beitrag ist eine leicht gekürzte Fassung meines Beitrags in *Göteborger Arbeitspapiere zur Sprachwissenschaft* (2008).

Es sollen zunächst sowohl theoretisch einander ergänzende als auch korpusanalytisch voneinander abhängige Annotationsebenen und Annotationskategorien erarbeitet werden. Dabei steht die Wort- und Satzgliedfolge in den Äußerungen im Fokus. Die Regeln, nach denen die Abfolge von Wörtern zu grammatischen Sätzen kombiniert wird, d.h. die Linearstruktur des Satzes, sind ein zentraler Gegenstand der Syntax.³ Die Abfolge von Wörtern in der gesprochenen Sprache weicht aber häufig deutlich von der geschriebenen Sprache ab. Durch die Annotation eines Korpus der gesprochenen Sprache sollen typische topologische Felder ermittelt und im Korpus auftretende Abweichungen der Wortfolge im Kontrast zu gängigen Satzmodellen annotiert werden. Dabei können durch die linguistisch annotierten Ausschnitte der spontanen Rede weitere systematische Einsichten in die Struktur der natürlichen Sprache gewonnen werden.

2. Zu welchem Zweck soll ein Korpus linguistisch annotiert werden?

Zwar hat die gesprochene Sprache nicht prinzipiell andere Strukturen als die geschriebene Sprache, doch es gibt gute Gründe anzunehmen, dass bestimmte Wortfolgephänomene, die in der Schriftsprache als markiert bzw. abweichend betrachtet werden können, in der gesprochenen Sprache quantitativ häufiger anzutreffen sind. Ein Grund könnte sein, dass ein Reihe von syntaktischen Konstruktionen entweder ausschließlich oder häufiger in der gesprochenen Sprache vorkommen. (Vgl. Duden 4. Die Grammatik 2005: §1210)

Eine Besonderheit in der gesprochenen Sprache ist die Äußerung, die nicht identisch ist mit dem Satz in der Schriftsprache. Satzgrenze und Äußerungsgrenze weisen unterschiedliche Abfolgen von Wörtern und Satzgliedern auf, was Vorfeld und Nachfeld im grammatischen Satz beeinflussen.

Weiterhin ist interessant, dass sich Wortstellungsphänomene beim gesteuerten Fremdsprachenerwerb und in der gesprochenen Sprache teilweise überlappen. schwedische Lerner setzen häufig in der höflichen Aufforderung die Modalpartikel *bitte* mit deutlich interrogativer Intonation als Nachtrag ein. Der Lehrende kann dann folgenden Korrekturhinweis vornehmen: Modalpartikeln wie *bitte* sind meistens unbetont im Mittelfeld zwischen Objekten platziert.

(1)

FINIT	MF	NF
Kannst	du mir mal den Bleistift geben?	<u>Bitte?</u>
Korrekturhinweis		
Kannst	du mir <u>bitte</u> mal den Bleistift geben?	

Wir konnten im Vergleich mit dem Mutter-Tochter-Korpus vorläufig beobachten, dass in der gesprochenen Sprache ähnlich wie in der Lerner Sprache Stellungen im Vor- und

³ Die vorrangig auf Drach (1937/1973) zurückgehende Feldertopologie des Satzes hat inzwischen in den meisten Grammatiken, einschließlich in Grammatiken für Deutsch als Fremdsprache (für schwedische Lerner vgl. *Tysk syntax*, 2002), ihren Platz gefunden. Für unsere Zwecke werden das Feldermodell in Zifonun et al (1997: 1503 ff) und die Wortstellungsfelder in Duden. Die Grammatik (2005: 874 ff) als theoretische Rechtslinie benutzt.

Nachfeld häufiger anzutreffen sind als im Mittelfeld. Dazu gehören Rechtsexpansionen im Nachfeld und Satzäquivalente und interaktive Einheiten vor dem Vorfeld mit unterschiedlichen Bedeutungsfunktionen.

(2)

Satzäquivalent/ interaktive Einheiten	VF	FINIT/C	MF	NF
	Was <u>bitte</u> (G137)	soll	da passieren?	
oh <u>bitte</u> nur noch eine viertelstunde (G167)	Da	ist	er auch fertig	
und im wertkauf (G 175)	Da	hab	ich so einen süßen dackel gesehen	<u>bitte</u>
mama <u>bitte</u> (G 175)				

Die bei der syntaktischen Beschreibung verwendeten Wortstellungsfeldermodelle sind eher Grundschemata, d.h. virtuelle Feldermodelle mit bestimmten Grundannahmen. Dazu gehören einige Stellungsfelder wie Grundtypen der Verbstellung im Deutschen und eine Satzgrenzendefinition. In der gesprochenen Sprache ist die Besetzung von syntaktischen Kategorien in den einzelnen Feldern weitaus differenzierter als im Feldermodell, d.h. es gibt deutlich mehr Möglichkeiten der Feldbesetzung als gewöhnlich im Modell dargestellt wird. Diese Möglichkeiten der Feldbesetzung können durch Korpusannotation ermittelt und beschrieben werden, auf die man in der theoretischen Linguistik, wo bisher selten korpusanalytische Methoden eingesetzt wurden, nicht ohne weiteres stoßen würde. Im Idealfall könnte aufgrund von Ergebnissen aus Korpusannotationen eine Modelljustierung zwischen Modellstruktur und strukturellem Usus zur syntaktischen Theorienbildung beitragen.

2.1 Welches Annotationswerkzeug soll verwendet werden?

Der von uns gewählte Partitur-Editor EXMARaLDA⁴ steht für „Extensible Markup Language for Discourse Annotation“. Es ist ein XML-basiertes System zur Diskurstranskription auf dem Computer, das die Grundlage einer Datenbank „Mehrsprachigkeit“ am Sonderforschungsbereich „Mehrsprachigkeit“ (SFB 538) der Universität Hamburg darstellt. (Vgl. Schmidt: EXMARaLDA. Partitur-Editor Handbuch. Version 1.3.2; frei zugänglich unter: <http://www1.uni-hamburg.de/exmaralda/>)

Die Mehrebenenarchitektur von EXMARaLDA ist für unsere Vorgehensweise besonders geeignet, weil die Transkripte auf verschiedenen Ebenen annotiert werden können, ohne

⁴ Die ursprüngliche Idee und technische Unterstützung, gesprochene Sprache mit EXMARaLDA zu annotieren, habe ich dankenswerterweise von Anke Lüdeling (Humboldt-Universität Berlin) und der Arbeitsgruppe um das Lernerkorpus FALKO erhalten. FALKO ist frei zugänglich unter: <http://www2.hu-berlin.de/korpling/projekte/falko/index.php>

dass die Annotationskategorien theoretisch einheitlich sein müssen. Die einzelnen Annotationsebenen laufen parallel zueinander und können nach Bedarf erweitert werden.

3. Welche theoretischen Modelle zu topologischen Feldern sollten beachtet werden?

Man ist sich inzwischen durchaus bewusst, dass sich Annotationskategorien in syntaktisch annotierten Korpora (*treebanks*) danach unterscheiden, welches theoretische Modell für die Annotationskategorien Pate gestanden hat. Andererseits weiß man auch, dass Theorienneutralität zwar nie völlig gegeben sein kann, aber eine weitgehende Unabhängigkeit von theoretischen Modellen eine wichtige Voraussetzung für die Weiterverwertbarkeit von linguistischen Korpora bedeutet:

Für den Entwurf eines Datenmodells und der darauf basierenden Annotation sollte stets berücksichtigt werden, inwieweit diese mit möglichst vielen syntaktischen Theorien verträglich sind. Theorienunabhängigkeit bedeutet Weiterverwertbarkeit [...] (Lezius et al. 2001: 378f)

Die Erarbeitung von linguistischen Daten zur Annotation eines beliebigen Korpus wird sich daher immer in einer Art Dilemma befinden. Denn linguistische Korpora entstehen immer mit einer konkreten Zielstellung oder zu einem bestimmten Zweck. Daher können besonders kleinere, zu einem bestimmten Forschungszweck erstellte und annotierte Korpora für andere Forschungsziele oft nicht weiter verwendet werden. Eine Ursache dafür ist, dass die Annotationskategorien stark an die vorweg bestimmten Analyseziele gebunden sind. Solche und ähnliche Vorüberlegungen müssen bei der Wahl eines Datenmodells angestellt werden.

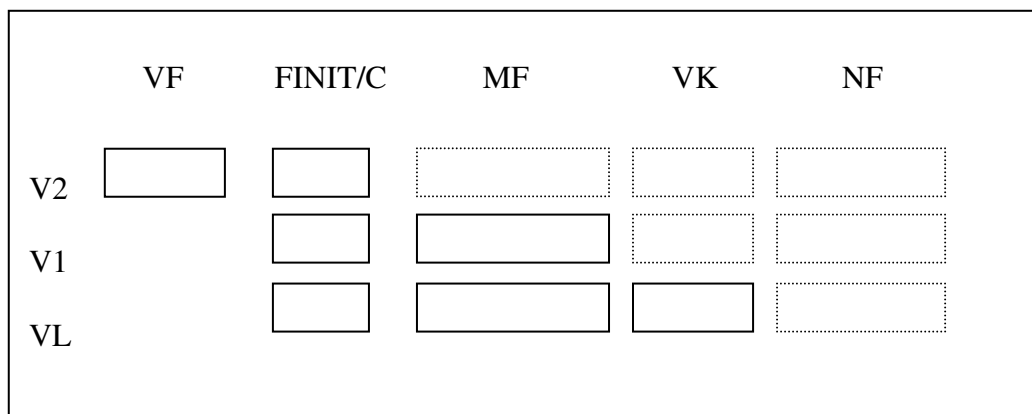


Abb. 1: Stellungsfeldermodell

Die Linearstruktur der gesprochenen Sprache unterscheidet sich in vieler Hinsicht von der geschriebenen Sprache. Einige syntaktische Strukturen kommen entweder ausschließlich oder quantitativ häufiger in der gesprochenen Sprache vor, andere syntaktische Strukturen sind noch nicht untersucht worden, weil sie in übliche Stellungsfeldermodelle nicht hineinpassen. Dennoch scheint es akzeptabel, bei der Strukturierung der gesprochenen Sprache von einem Stellungsfeldermodell auszugehen, das sich an der schriftlichen Sprache orientiert. (Auch deswegen, weil es kein anderes gibt.)

Das Stellungsfeldermodell, das für die Felderannotation zugrunde gelegt wird, ist ein virtuelles Schema (vgl. Zifonun et al. 1997: 1502f), d.h. in konkreten Sätzen sind nicht immer alle Stellungsfelder besetzt. In diesem Modell (vgl. Abb. 1) gibt es für die feste Stelle des finiten Verbs die Stellungsmöglichkeiten, die als Verb-Erst (V1), Verb-Zweit (V2) und Verb-Letzt (VL) bezeichnet werden. Damit wird mit der Bindung des finiten Verbs bereits von einer Typisierung ausgegangen, die auf die gesprochene Sprache übertragen wird. Neben dem finiten Verb sind auch die anderen Einheiten des Verbalkomplexes für die topologische Strukturierung des Satzes von Bedeutung. Ein mehrteiliger Verbalkomplex spaltet sich in V1- und V2-Sätzen in einen Rahmen auf und bildet eine linke (FINIT) und rechte Verbklammer (VK), dadurch ergeben sich die ebenfalls typisierten Stellungsfelder Vorfeld (VF), Mittelfeld (MF) und Nachfeld (NF).

Eine weitere Besonderheit der gesprochenen Sprache erschwert noch eine Typisierung der topologischen Grundstruktur. Es betrifft die Segmentierung der Satzgrenzen und damit die Bestimmung des Vor- und Nachfeldes. Da Satzgrenzen nicht gleich Äußerungsgrenzen sind, können in der gesprochenen Sprache vielfach mehrere als nur eine Stellungseinheit im Vorfeld stehen, auch im Nachfeld treten häufig Stellungseinheiten auf, die in der geschriebenen Sprache selten oder gar nicht auftreten. Abweichungen in der Mittelfeldstruktur entstehen u.a. durch falsche Einsätze, Wiederholungen und Unterbrechungen der Gesprächsfolge.

4. Welche syntaktischen Strukturen in der gesprochenen Sprache sind bereits beobachtet worden?

Eine Reihe von syntaktischen Strukturen der gesprochenen Sprache sind bereits ermittelt worden, aber noch nicht in systematischem Zusammenhang; sie sind theoretisch auch nicht einheitlich beschrieben. Ihnen gemeinsam ist aber, dass sie entweder ausschließlich oder deutlich häufiger in der gesprochenen Sprache auftreten. Sie sind außerdem nicht ohne weiteres in das oben beschriebene Feldermodell zu integrieren. Zu solchen besonderen syntaktischen Konstruktionen der gesprochenen Sprache (vgl. Duden 4, 2005: §§1210-1224) gehören:

- a. Referenz-Aussage-Strukturen,
- b. Apokoinukonstruktionen,
- c. Operator-Skopos-Strukturen,
- d. Abhängige Verbzweitkonstruktionen,
- e. Ursprüngliche Subjunktionen mit Verbzweitstellung,
- f. Verberststellung,
- g. Expansionen,
- h. Dativ-Possessiv-Konstruktionen,
- i. Nicht satzförmige Äußerungen.

Referenz-Aussage-Strukturen, Apokoinukonstruktionen und Operator-Skopos-Strukturen finden sich fast ausschließlich in gesprochener Sprache und sind daher auch in unserem Korpus zu erwarten. (Die folgenden Beispiele sind aus Duden 4, 2005: §§1210-1216.)

4.1 Referenz-Aussage-Strukturen

In der Referenz-Aussage-Struktur wird meistens auf eine Nominalphrase zurückverwiesen d.h. referiert, diese wird in der folgenden Aussage als Anapher wieder aufgenommen.

(3)

un	die Lehrer	die	saßen da alle auch um so größere Tische herum	
	REFERENZ	AUSSAGE		
		ANAPHER		
?	?	VF	FINIT	MF

Bei einer Annotation der linearen Satzstruktur nach dem virtuellen Feldermodell dürfte kein Feld vor dem Vorfeld (VF) erwartet werden. Der Referenzausdruck würde strukturell nicht erfasst werden. Einheiten, die kein finites Verb (FINIT) enthalten und außerhalb eines Satzfeldes liegen, würden auf der topologischen Feldebene (siehe auch weiter unten) nicht erfasst werden.

4.2 Apokoinukonstruktionen

Ähnliche Probleme ergeben sich auch bei Apokoinukonstruktionen, die nur Erscheinungen der gesprochenen Sprach sind.

(4)

Transkription	des is	was furchtbares	is des
Satz 1 (A-B)	des is	was furchtbares	is des
Satz 2 (B-C)	des is	was furchtbares	is des
Koinon (B)	des is	was furchtbares	is des
	VF FINIT	MF/VF	FINIT MF

des is was furchtbares is des besteht aus drei aufeinander folgenden Teilen, wobei das Koinon (B) sowohl Mittelfeld (MF) als auch Vorfeld (VF) von Teil A und C ist. (Vgl. Duden 4, 2005: §1212) Auch hier gäbe es Schwierigkeiten eine topologische Feldannotation von linearen Satzstrukturen vorzunehmen. Solche Konstruktionen können nur unter Beachtung ihrer kommunikativen Funktionen und zeitlichen Prozesse der Äußerungsproduktion eindeutig beschrieben werden.

4.3 Operator-Skopus-Struktur

Die Operator-Skopus-Strukturen sind ähnlich wie Referenz-Aussage-Strukturen zweigliedrige Äußerungseinheiten, wobei der Operator aus verschiedenen Elementen, häufig ohne finites Verb, bestehen kann.

(5)

kurz und gut -	wir können uns das Abenteuer nicht leisten			
OPERATOR	SKOPUS			
?	VF	FINIT	MF	VK

Auch hier ergibt sich wieder die Schwierigkeit, das Operatorfeld vor dem Vorfeld (VF) entsprechend dem Feldermodell zu annotieren.

4.4 Verbzweitstellung im untergeordneten Satz u.a.

Hingegen sind die Konstruktionen der gesprochenen Sprache wie die abhängigen Verbzweitkonstruktionen (*Ich glaub, wir waren hier schon mal.*), ursprüngliche Subjunktionen mit Verbzweitstellung (*weil sie läuft total deprimiert durch die gegend*), Verberststellung (*geht mich nichts an*), Expansionen (*weil die total unterdrückt sind in china*) und Dativ-Possessiv-Konstruktionen (*dem otto seine operation hat nichts geholfen*) Erscheinungen, die sich aus der linearen Satzstruktur ableiten und daher leichter nach einem topologischen Feldermodell annotieren lassen.

4.5 Rechtsexpansionen

Rechtsexpansionen (vgl. Duden 4, 2005: §1223) in Subjunktionalsätzen scheinen im Mutter-Tochter-Korpus häufig vorzukommen.

(6)

daß	du	bekommst	zehn mark von deiner oma gertrud un zehn mark von mir			
C	MF	FINIT	NF			
	SUBJEKT	PRÄDIKAT	Objekt	Präpositionsobjekt	Objekt	Präpositionsobjekt
			NP	PP	NP	PP

Das Beispiel (6) ist Teil der folgenden Äußerung (7):

(7)

(Mutter) *ja also ich bin dazu der mein/ un des hab ich dir schon oft genug gesagt * daß * du bekommst zehn mark von deiner oma gertrud un zehn mark von mir * und * ich bin der auffassung daß ein kind * mit * zwölf jahren mit siebzehn mark im monat AUSkommen KANN und auskommen MUSS * denn was willst du denn mit vierzehn un fünfzehn an geld ausgeben!* (G029121)

Hier schließen sich nach der Subjunktion (C-Feld) ein Subjekt im Mittelfeld (MF), ein finites Verb (FINIT, Prädikat) und Objekte an. Da nach der Subjunktion *dass* eine Pause angegeben wird, könnte dies ein Hinweis darauf sein, dass sich ein V2-Satz, ähnlich wie nach epistemischem *weil* (vgl. Duden 4, 2005: §2022), anschließt und nicht wie sonst nach dem Stellungsfeldermodell üblich ein VL-Satz. Man könnte aber auch eine Rechtsexpansion durch Ausklammerung oder Nachtrag vermuten. (Vgl. Duden 4, 2005: §1223) Solche Entscheidungen müssten noch genauer untersucht werden. Es wird aber m. E. deutlich, dass mit den angegebenen Kategorien nach dem C-Feld eine ungewöhnliche Linearstruktur vorliegt.

4.6 Nicht satzförmige Äußerungen

Eine weitere Besonderheit sind nicht satzförmige Äußerungen, die im vorliegenden Korpus häufig auftreten. Solche nicht satzförmigen Einheiten enthalten kein finites Verb, sind aber vollständige kommunikative Handlungen. Sie entsprechen aber in ihrer Form nicht dem prototypischen schriftsprachlichen Satz mit Referenz und Prädikation. (Vgl. Duden 4, 2005: §1224)

Nicht satzförmige Äußerungen leiten oft eine Äußerung ein und stehen dann noch vor dem Vorfeld wie in der Äußerung (7): *ja also ich bin dazu der mein/ un des hab ich dir schon*

oft genug gesagt. Sie können auch allein eine Äußerung bilden, z.B. in Aufforderungen (*zur Sache!*), Warnungen (*Achtung!*), Ausrufe (*welch Glück!*), Flüche (*Verdammt noch mal!*), Grüße (*Guten Morgen!*), Antworten (*ja, nein, keine Ahnung*), Bewertungen (*gut!*) u.ä.

Für alle diese strukturellen Erscheinungen gilt auch, dass sie ohne weiteres in das Feldermodell integriert werden können, d.h. diese Unterschiede zur Schriftsprache sind nicht allein durch die Satztopologie beschreibbar, sondern durch andere Kategorien auf anderen Beschreibungsebenen, z.B. durch semantische, funktionale und kommunikative Beschreibungseinheiten wie die Apokoinukonstruktion, die als Stilfigur aus der Rhetorik entnommen wurde. Die Frage bleibt damit: Was lässt sich nun mit einer Felderstrukturanalyse gut beschreiben?

5. Zur Annotation topologischer Felder der gesprochenen Sprache

5.1 Das Problem der Segmentierung einer Äußerung

Mündliche Äußerungen (*turns*) sind häufig keine grammatischen Sätze nach dem Stellungsfeldermodell. Sie sind oft fragmentarisch, enthalten falsche Einsätze, Wiederholungen und Unterbrechungen. Ein Grundproblem, das bei einer Annotation gesprochener Sprache gelöst werden muss, ist das Problem der Segmentierung von Äußerungen. Wie können Äußerungen in eindeutig abgrenzbare Einheiten zerlegt werden? Dabei muss gleichzeitig berücksichtigt werden, dass weitgehende Theorienneutralität bewahrt bleibt, d.h. linguistische Allgemeingültigkeit für die gesprochene Sprache sollte angestrebt werden. Die Segmentierungseinheiten dürfen nicht allzu detailliert bzw. auf ein bestimmtes Korpus angepasst sein.

Der Texteditor EXMARaLDA schafft die technische Möglichkeit, eine Annotation der Transkripte auf mehreren Ebenen gleichzeitig vorzunehmen. Das maximale Segment ist dann eine Äußerung zwischen Sprecher A und B:

(8)

(Tochter) *ja * du ähm * ich würde dich ja mal noch mal was mit dir besprechen * wegen taschengelderhöhung isch weiß du bist dagegen aber * ich find=s nicht gut daß du mir nur siebzehn mark gibst insgesamt*

(Mutter) *ja also ich bin dazu der mein/ un des hab ich dir schon oft genug gesagt * daß * du bekommst zehn mark von deiner oma gertrud un zehn mark von mir * und * ich bin der auffassung daß ein kind * mit * zwölf jahren mit siebzehn mark im monat AUSkommen KANN und auskommen MUSS * denn was willst du denn mit vierzehn un fünfzehn an geld ausgeben (G029121)*

Die beiden Äußerungen im Beispiel (8) enthalten finite Verben, die im Stellungsfeldermodell obligatorische Positionen einnehmen; u.a. sind sie Grenzpositionen zwischen Vorfeld und Mittelfeld. Die Äußerungen enthalten aber auch Segmente wie *ja du ähm* und *ja also*, die nicht in die topologischen Felder eingefügt werden können, weil die Vorfeldposition bereits durch ein Subjekt (*ich*) besetzt ist. Neueinsätze im Mittelfeld wie

ich bin dazu der mein/ un des hab ich dir schon oft genug gesagt sind auf der topologischen Feldebene schwer zu segmentieren.

Die erste Annotationsebene unter der Transkriptionsebene bildet daher die Äußerungsebene [turn]. Sie kann in kommunikative Minimaleinheiten (KM) und interaktive Einheiten (IE) vor oder nach KM segmentiert werden. Interaktive Einheiten sind nach Zifonun et al. (1996: 62) Interjektionen und Responsive. Sie sind dadurch gekennzeichnet, dass ihre Elemente als selbständige Einheiten der Interaktion fungieren und nicht zum Aufbau von Sätzen oder kommunikativen Minimaleinheiten beitragen. „Kommunikative Minimaleinheiten sind die kleinsten sprachlichen Einheiten, mit denen sprachliche Handlungen vollzogen werden können. Sie verfügen über ein illokutives Potential und einen propositionalen Gehalt. In gesprochener Sprache weisen kommunikative Minimaleinheiten eine terminale Intonationskontur auf – es sei denn, sie werden mit weiteren kommunikativen Minimaleinheiten koordinativ verknüpft.“ (Zifonun et al., 1997: 91) Die Einführung einer Äußerungsebene hat den Vorteil, dass kommunikative Einheiten, die nicht aus dem grammatischen Satz zu erklären sind, separat annotiert werden können.

Danach folgt die Satzebene [sentence].⁵ Auf ihr werden Matrixsätze (MS) und Konstituentensätze (KS), Satzäquivalente (SAQU) und koordinierende Ausdrücke (KOA) segmentiert. Der Matrixsatz entspricht einem Hauptsatz mit untergeordneten Konstituentensätzen (Nebensätze, eingebettete Sätze). (Vgl. Meibauer 2002: 138) Satzäquivalente sind satzwertige Ausdrücke, die funktional einem grammatischen Satz nahe kommen. Sie haben entweder ein Prädikat ohne finites Verb oder überhaupt kein Prädikat. (Vgl. Duden 4: §1404) Koordinierende Ausdrücke sind satzverknüpfende Konjunkturen wie z.B. *aber, und, sondern*. (Vgl. Zifonun et al. 1997: 1578)

Damit sind einige Voraussetzungen für Segmentierung auf den einzelnen Annotationsebenen festgelegt worden. Die Mehrebenenarchitektur, die mit EXMARaLDA geschaffen werden soll, sieht nun folgendermaßen aus.

5.2 Die Annotationsebenen

Die Ebenen sind von der komplexen Äußerungsebene zur konkreten Wortklassenebene aufgebaut. Die oberste Ebene bildet die Ebene der Sprechertranskription. Darunter liegt die Äußerungsebene. Die folgenden Ebenen, Satzebene und Feldebene, sind in Matrixsatz und Konstituentensatz aufgespalten. Dadurch wird die Hierarchisierung der eingebetteten Sätze deutlicher sichtbar.

Die darunter liegende Ebene ist die Funktionsebene, auf der die syntaktischen Funktionen, d.h. die Satzglieder, annotiert werden. Auf der Phrasenebene sind einige Kategoriendefinitionen aus der Baubank der gesprochenen Sprache des Deutschen VERBMOBIL verwendet worden. (Vgl. Stegmann et al. 2000). Die unterste Ebene bildet die Wortklassenebene. Die Wortklassen sind vollständig vom STTS-Taggset übernommen worden. (Vgl. Schiller et al. 1997)

Die durch eine Reihe von Vorüberlegungen zustande gekommenen Annotationsebenen und Annotationseinheiten sind danach mit EXMARaLDA an einem Transkript getestet

⁵ Anregungen zur Identifikation von Matrix- und Konstituentensätzen auf der Satzebene und methodische Hilfe bei ihrer Annotation erhielt ich durch das Annotationshandbuch von FALKO. (Vgl. Doolittle 2007).

worden. Um topologische Felder annotieren zu können, müssen zuerst Segmentgrenzen identifiziert werden. Diese Segmente entsprechen in der Regel nicht den grammatischen Satzgrenzen. Auf der komplexen [turn]-Ebene werden kommunikative Segmente ermittelt. Diese werden dann auf der unteren [POS]-Ebene weiter nach Wortarten klassifiziert. (Vgl. Abb. 2)

T[transcription]	ja	Du	ähm	ich	würde	dich	ja	mal	was	fragen
T[turn]	IE			KM						
T[sentence/MS]				MS1 V2						
T[sentence/KS]										
T[field/MS]				VF1	FINIT 1	MF1			VK	
T[field/KS]										
T[function]				Subj	Präd	Obj4	Adv	Adv	Obj4	Präd
T[phrase]				NP	VPFIN	NP	Adv P	Adv P	NP	VPINF
T[POS]	PTKAN T	PPE R	ITJ	PPE R	FINV	PP	ADV	ADV	PIS	INF

Abb. 2: Vereinfachte EXMARaLDA-Nachbildung (nach Mutter-Tochter-Korpus)

Auf den einzelnen Ebenen werden nicht immer alle Tokens getaggt. Beispielsweise werden die interaktiven Einheiten (IE) nicht auf den Satz- und Feld-Ebenen und der Funktions- und Phrasenebene weiter annotiert, weil deren Kategorien Satzkonstituenten beschreiben usw., d.h. es ergeben sich natürlicherweise Leerstellen, die später gefüllt werden können. Zu bemerken ist auch, dass EXMARaLDA bei umfangreichen Transkripten und mehreren Annotationsebenen recht schwerfällig arbeitet. Es empfiehlt sich daher, die einzelnen Transkripte aufzuteilen und einzelne Abschnitte zu bearbeiten.

5.3 Segmentierungsprobleme im Vor- und Nachfeld

5.3.1 Problem – linkes Außenfeld

Bei der Segmentierung hat sich gezeigt, dass das Problem der Besetzung des linken Außenfelds durch die vorgeschlagene Annotation auf verschiedenen Ebenen verdeutlicht werden kann.

Das Vorfeld ist der Satzabschnitt vor der linken Verbklammer in V2-Sätzen. Es wird üblicherweise davon ausgegangen, dass dem Vorfeld genau eine Position zugewiesen wird. Besonders in der gesprochenen Sprache sind die Positionen vor dem finiten Verb (FINIT) ein bevorzugter Platz für Einheiten, die nicht zum grammatischen Satz, sondern zur Äußerungsebene zu rechnen sind. Das hat zur Folge, dass solche Einheiten, die zum linken Außenfeld gehören, entweder auf der Satzebene [sentence/MS] oder auf der Äußerungsebene [turn] segmentiert werden müssen. Im linken Außenfeld treten in der

gesprochenen Sprache auch häufig Einheiten auf, die nicht im eigentlichen Vorfeld stehen. (Vgl. Zifonun et al. 1997: 1577)

(9a)

[[ha ja]IE [aber]KOA]LINKES AUSSENFELD [warum]VF [nimmste]FINIT net dein badetuch * und tr/ trocknest dir damit die haare ab (G001222)

(9b)

[[mhm]IE [keine frage]SAQU]LINKES AUSSENFELD [des]VF [is]FINIT eigentlich keine diskussion * wenn des badetuch da feucht aufm zimmer liegt äh aufm aufm boden liegt (G001222)

In (9 a, b) leiten die interaktiven Einheiten (IE) *ha, ja, mhm* und die koordinierenden Ausdrücke (*aber*) und das Satzäquivalent (*keine Frage*) die Äußerung ein. Sie werden auf der Äußerungsebene annotiert, während die koordinierenden Ausdrücke und Satzäquivalente auf der Satzebene segmentiert werden.

5.3.2 Problem – Nachtrag

Das Satzsegment, das hinter dem rechten Satzklammerteil erscheint, ist das Nachfeld (NF). Nach Zifonun et al. (1997: 1649) ist das Nachfeld auf syntaktisch integrierte Bestandteile des Satzes begrenzt. In der Verwendungsweise der gesprochenen Sprache ergeben sich dabei einige Besonderheiten. Im Diskurs verlaufen die verschiedenen Phasen der Informationsübermittlung häufig parallel, daher kann der Sprecher Teile der Information nicht rechtzeitig in seine Planung einbeziehen, so dass er sie „nachtragen“ muss. (Vgl. Zifonun et al. 1997: 1671) Solche Nachträge werden auch bei Wiederholungen, falschen Einsätzen und Unterbrechungen vollzogen, daher sind sie genuiner Bestandteil der gesprochenen Sprache.

Die Unterscheidung zwischen Nachfeld, Nachtrag und linkem Außenfeld oder Vorfeld des folgenden grammatischen Satzes in einer Äußerung kann beim Segmentieren reichliche Probleme mit sich bringen, z.B. wie in (10):

(10)

wenn des badetuch da feucht aufm zimmer liegt [äh aufm aufm boden] (G001222)

Haben wir es hier mit einem Nachfeld oder Nachtrag zu tun? Die interaktive Einheit *äh* weist eher auf einen falschen Einsatz hin:

(11)

[transkription]	wenn des badetuch da feucht aufm zimmer liegt äh aufm aufm boden		
[turn]	KM	IE	KM (Nachtrag)
[sentence/KS]	KS – VL		
[field/KS]	C	MF	NF?

Das Segment *äh aufm aufm boden* in Beispiel (11) wurde bisher auf der topologischen Feldebene als Nachfeld annotiert, während die interaktive Einheit *äh* auf der

Äußerungsebene die kommunikative Einheit unterbricht und den Nachtrag einleitet; dieser ist eine korrigierende Wiederholung.

5.3.3 Problem – Satzäquivalente

In Beispiel (12) liegt wahrscheinlich eine Ellipse vor, d.h. es ist eine nicht satzförmige Äußerung. Sie wird daher auf der Satz-Ebene als Satzäquivalent annotiert. (Vgl. Duden 4, 2005: §2029)

(12)

wieso nach und nach?	Du kannst ja auch wenn ich dann wieder geburtstag hab dann auf einunzwanzich mark erhöhen
SAQU	MS

Satzäquivalente haben jedoch kein finites Verb, nicht selten sind sie ohne Prädikatsteil, daher ist eine Annotation auf der topologischen Feldebene schwierig. Eine Unterscheidung zwischen interaktiven Einheiten und Satzäquivalenten ist häufig Ermessenssache, je nach dem erscheinen sie dann als Einheiten auf der Äußerungs- oder Satzebene.

5.3.4 Problem – Konjunktionen und Partikeln an Vorfeld und linker Satzklammer

Beiordnende Konjunktionen und Abtönungspartikeln, die sich auf den ganzen Matrixsatz beziehen, besetzen kein eigenes Feld, sondern lehnen sich je nachdem an das Vorfeld (VF) oder die linke Satzklammer (FINIT) an.

(13)

aber	ich	find=s	nicht gut	daß du mir nur siebzehn mark gibst
	VF	FINIT	MF	NF

Wie in Beispiel (13) werden daher Konjunktionen und Abtönungspartikeln nicht im Vorfeld annotiert. Bisher ergibt sich für sie auf der Feldebene eine Leerstelle.

5.3.5 Problem – Interjektionen und Gesprächspartikel auf der Äußerungsebene

Interjektionen und Gesprächspartikeln sind bisher auf der Äußerungsebene als interaktive Einheiten (IE) annotiert worden:

(14)

ja du ähm	ich würde dich ja mal noch mal was mit dir besprechen
IE	KM

Einheiten wie *ja du ähm* in Beispiel (14), wenn sie *du* im Anredenominativ enthalten, könnten streng genommen auch auf der Satzebene als Satzäquivalent und auf der Phrasenebene als Nominalphrase annotiert werden. Bisher sind solche Einheiten aber auf Satz- und Phrasenebene nicht annotiert worden.

Bisher wurden, wie bereits erwähnt, nicht alle Tokens auf allen Ebenen durchgängig annotiert. Das ist zum größten Teil damit zu erklären, dass die Ebenen theoretisch nicht einheitlich sind. Eine Entscheidung für die eine oder andere Annotation hat jeweils Konsequenzen für die Klassifikation von einzelnen Taggs, die damit einen theoretischen Rahmen festlegt, der nicht immer erwünscht ist.

6. Schlussfolgerungen aus dem Annotationsversuch

Welche linguistische Information kann nun mit den oben beschriebenen Voraussetzungen durch die Mehrebenenarchitektur bereits gewonnen werden?

Alle Ebenen sind unter der Transkriptionsebene, die als Referenzebene den Kopf der hierarchischen Struktur bildet, von der komplexen Äußerungsebene zur konkreten Token-Ebene aufgefächert. Die Äußerungsebene bildet genau einen Sprecherturn ab. Sie enthält bisher die Annotationskategorien IE (interaktive Einheit) und KM (kommunikative Minimaleinheit). Die IE sind Interjektionen und Responsive, die dadurch gekennzeichnet sind, dass ihre Elemente als selbständige Einheiten in der Interaktion fungieren und nicht zum Aufbau von Sätzen oder kommunikativen Minimaleinheiten beitragen. Sie verweisen in der Regel auf die vorangegangene Äußerung und sind daher wichtige Interaktionskennzeichen, die die folgende Äußerungsstruktur beeinflussen:

(15)

M[transkription]	ja	also ich bin dazu der mein/un des hab ich dir schon oft genug gesagt daß du bekommst zehn mark von deiner oma gertrud un zehn mark von mir und ich bin der auffassung dass ein kind mit zwölf jahren mit siebzehn mark im monat AUSkommen KANN und auskommen MUSS denn was willst du denn mit vierzehn un fünfzehn an geld ausgeben!
M[turn]	IE	KM

Die Satzebene [sentence/MS, sentence/KS] und die Feldebene [field/MS, field/KS] sind in Matrixsatz und Konstituentensatz aufgespalten. Dadurch wird die Hierarchisierung der eingebetteten Sätze deutlicher sichtbar:

(16)

	also ich bin dazu der mein/	un des hab ich dir schon oft genug gesagt daß du bekommst zehn mark von deiner oma gertrud un zehn mark von mir
M[sentence/MS]	MS1	MS 2

	und ich bin der auffassung dass ein kind mit zwölf jahren mit siebzehn mark im monat AUSkommen KANN und auskommen MUSS	denn was willst du denn mit vierzehn un fünfzehn an geld ausgeben!
M[sentence/MS]	MS 3	MS 4

Die Satzebenen (Matrix- und Konstituentensätze: MS, KS) und die topologischen Feldebene (topologische Felder: VF, FINIT, MK, VK, NF, C) sind Annotationsebenen, die das Korpus syntaktisch strukturieren. Dazu gehört auch die Ebene der Phrasen im Satz (NP, VVFIN, PP, AP, ADVP). Die Kategorien der syntaktischen Annotationsebenen unterscheiden sich von den Kategorien der Äußerungsebene dadurch, dass linguistische Informationen aus verschiedenen theoretischen Ansätzen gegeben werden. So verfügen solche Korpussegmente, die auf der Äußerungsebene als kommunikative Minimaleinheiten annotiert werden, neben syntaktischen Strukturen auch über ein illokutives Potential und einen propositionalen Gehalt. In gesprochener Sprache weisen kommunikative Minimaleinheiten gewöhnlich eine terminale Intonationskontur auf. Auf den syntaktischen Ebenen werden diese Eigenschaften jedoch noch nicht berücksichtigt. Die Vernetzung der Ebenen kann aber durch einen Vergleich im Rahmen einer weiteren Einzelanalyse vollzogen werden.

Die Ebenen der Satzglied- [function] und Wortklassenannotation [POS] beschreiben sowohl syntaktische als auch semantische Eigenschaften von Korpussequenzen:

(17)

	un des hab ich dir schon oft genug gesagt daß du bekommst zehn mark von deiner oma gertrud un zehn mark von mir					
M[sentence/MS]	MS 2					
	daß	du	bekommst	zehn mark von deiner oma gertrud un zehn mark von mir		
M[field/MS]	NF (MS 2)					
M[sentence/KS]	KS (MS 2)					
M[field/KS]	C	MF	VK	NF		
M[function]		SUBJ	PRÄD	OBJ	OBJ	OBJ
M[phrase]		NP	VVFIN	NP	PP	
M[POS]	KOUS	PPER	VVFIN	CARD		

So gehört z.B. das Segment *ldass du bekommst zehn mark von deiner oma gertrud un zehn mark von mir/* im Beispiel (17) zu einer kommunikativen Minimaleinheit; es ist außerdem ein Konstituentensatz und steht im Nachfeld eines Matrixsatzes usw.

So lassen sich bereits in diesem Stadium der Annotationsarbeit, in der wir uns besonders auf verschiedene theoretische und methodische Voraussetzungen konzentriert haben, Besonderheiten von kommunikativen und syntaktischen Strukturen in diesem Korpus der gesprochenen Sprache aufzeigen. Es hat sich auch bestätigt, dass solche Art von systematischen Korpusanalysen Prozesscharakter tragen. Es ist zu erwarten, dass im Prozess der weiteren Annotation neue Eigenschaften in der Struktur der gesprochenen Sprache aufgedeckt werden können.

Verwendete Literatur

Andersen (Pankow), Christiane (2008): Topologische Felder in einem Korpus der gesprochenen Sprache. Probleme zwischen theoretischem Modell und Annotation. In: Göteborger Arbeitspapiere zur Sprachwissenschaft. Universität Göteborg (On-Line-Veröffentlichung).

Andersson, Sven-Gunnar, Margareta Brandt, Ingemar Persson, Inger Rosengren (2002): Tysk syntax för universitetsnivå. Studentlitteratur. Lund.

Doolittle, Seanna (2007): Handbuch der Annotation der Stellungsfelder bei Falko. Institut für deutsche Sprache und Linguistik. Humboldt-Universität zu Berlin. Manuskript.

Duden. Die Grammatik (2005). Herausgegeben von der Dudenredaktion. 7., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Band 4. Dudenverlag. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.

Drach, Erich (1973): Grundgedanken der deutschen Satzlehre. Frankfurt am Main.

Engel, Ulrich (2004): Deutsche Grammatik. Neubearbeitung. iudicium. München.

Helbig, Gerhard, Joachim Buscha (2001): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig.

Hirschmann, Hagen, Seanna Doolittle, Anke Lüdeling (2007): Syntactic Annotation of Non-Canonical Linguistic Structures. In: Proceedings of Corpus Linguistics 2007, Birmingham (Online-Veröffentlichung).

Lemnitzer, Lothar, Heike Zinsmeister (2006): Korpuslinguistik. Eine Einführung. Narr Studienbücher. Gunter Narr Verlag. Tübingen.

Lezius, Wolfgang (2001): Baubanken. In: Kai-Uwe Carstensen; Christian Ebert; Cornelia Endriss; Susanne Jekat; Ralf Klabunde, Hagen Langer (eds.): Computerlinguistik und Sprachtechnologie - Eine Einführung. Spektrum Akademischer Verlag. Heidelberg, Berlin.. 377-385.

Meibauer, Jörg et al. (2002): Einführung in die germanistische Linguistik. Verlag J.B.Metzler. Stuttgart, Weimar..

Nivre, Joakim: Treebanks. In: Anke Lüdeling, Merja Kytö (eds.): Corpus Linguistics. An International Handbook. Mouton de Gruyter. Berlin. Im Druck.

Pankow (Andersen), Christiane (2006): Die häufigsten Wortformen in Korpora der gesprochenen Sprache des Deutschen und Schwedischen und einige Konsequenzen für den Aufbau einer Fremdsprachengrammatik. In: Germanistische Studien 6. Tbilissi. 39 -51.

Pankow (Andersen), Christiane (2007): Korpora der gesprochenen Sprache und Fremdsprachengrammatik. In: Hall, Christopher, Kirsi Pakkanen-Kilpiä (Hrsg.): Deutsche

Sprache, deutsche Kultur und finnisch-deutsche Beziehungen. Festschrift für Ahti Jääntti zum 65. Geburtstag. Peter Lang Verlag. Frankfurt am Main. 197-210.

Andersen, Christiane (2008): Topologische Felder in einem Korpus der gesprochenen Sprache. Probleme zwischen theoretischem Modell und Annotation. In: Göteborger Arbeitspapiere zur Sprachwissenschaft. Göteborg: Göteborgs universitet. On-Line-Veröffentlichung. 15 S. hum.gu.se/institutioner

Schiller, Anne, Simone Teufel und Christine Stöckert (1995): Vorläufige Guidelines für das Tagging deutscher Textcorpora. Universität Stuttgart. Institut für maschinelle Sprachverarbeitung.

Stegmann, Rosmary, Heike Telljohann, Erhard W. Hinrichs (2000): Stylebook for the German Treebank in Verbmobil. Seminar für Sprachwissenschaft. Universität Tübingen.

Zifonun, Gisela, Hoffmann, Ludger, Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Band 1-3. De Gruyter. Berlin, New York.

Äquivalenz und ihre Dimensionen in einer Übersetzung

Einleitung

Dieser Beitrag verfolgt Äquivalenz in ihren Dimensionen bzw. Erscheinungsformen und hat nicht vor, eingehend sich mit den verschiedenen Begriffsdefinitionen von Äquivalenz auseinanderzusetzen.

Aber weil die erste und wichtigste Voraussetzung dafür erst selbst der Übersetzungsprozess ist, erlaube ich mir als Erstes auf das Phänomen der Übersetzung zurückzugreifen.

„Was ist eine Übersetzung?“ Wer so gefragt wird, ist zunächst geneigt, den Fragenden für einfältig oder für hinterhältig zu halten. „Übersetzung“, wird er vielleicht sagen, „Übersetzung ist eben, wenn man dasselbe in einer anderen Sprache sagt.“

Gegenüber dieser naiven Antwort auf eine naive und triviale Frage ließe sich zweierlei einzuwenden: Zunächst einmal stellt die erteilte Antwort keine Definition dar und darüber hinaus hat man sich zu fragen, was das eigentlich heißen soll „dasselbe in einer anderen Sprache zu sagen“.

Ist so etwas überhaupt möglich und wenn, wäre es dann eigentlich ein vernünftiges und Viel verheißendes Ziel?

Es ist nicht verwunderlich, dass man in der meisten wissenschaftlichen Literatur verhältnismäßig selten auf formal korrekte Definitionen des Begriffes „Übersetzung“ stößt. Hier mehrere solche Definitionen: „Übersetzen kann definiert werden als Vorgang, bei dem Zeichen oder Darstellungen in andere Zeichen oder Darstellungen ausgeformt werden (...) Die Bedeutung invariant zu halten, ist das zentrale Problem des Übersetzers aus einer natürlichen Sprache in eine andere.“ Oder: „Übersetzung kann folgendermaßen definiert werden: Als Ersetzung von Textmaterial in einer Sprache durch äquivalentes Textmaterial in einer anderen Sprache.“ Oder: „Übersetzung besteht darin, in der Empfängersprache das nächste natürliche Äquivalent zur ausgangssprachlichen Botschaft zu schaffen, in erster Linie was die Bedeutung, in zweiter Linie was den Stil betrifft.“ Oder: „Übersetzung ist ein in sich gegliederter Vorgang, der zwei Hauptphasen umfasst, eine Verstehensphase, in der der Übersetzer den ausgangssprachlichen Text auf seine Sinn- und Stilintention hin analysiert, und eine sprachliche Rekonstruktionsphase, in der der Übersetzer den inhaltlichen und stilistisch analysierten ausgangssprachlichen Text unter optimaler Berücksichtigung kommunikativer Äquivalenzgesichtspunkte reproduziert.“

Eine später vorgeschlagene Definition des Phänomens „Übersetzung“, die von einem der beiden Autoren stammt, wendet sich an ein weniger spezialisiertes Publikum: Hier erfahren wir zunächst einmal, was eine Übersetzung nicht ist: „Eine Translation ist nicht die Transkodierung von Wörtern oder Sätzen aus einer Sprache in eine andere, sondern eine komplexe Handlung, in der jemand unter neuen funktionalen, kulturellen und sprachlichen Bedingungen in einer neuen Situation über den Text berichtet, indem er ihm auch formal möglichst nachahmt.“

Interessant klingt die Definition von Albrecht: „Übersetzung ist in ihrer allgemeinen Ausprägung die Wiedergabe der unter den gegebenen Umständen für Mitteilenswert gehaltenen Aspekte eines an eine vorgegebene Ausdrucksform (Ausgangssprache) gebundenen Inhalts mit Hilfe einer anderen sprachlichen Ausdrucksform (Zielsprache).“

Was in allen Definitionen auffällt, sind die Begriffe: Translation, Ersetzung, Abbildung, Nachahmung, die m. E. auf das Phänomen Äquivalenz direkt oder indirekt rekurren.

I. Der Begriff „Äquivalenz“

„Die Gedanken sterben in dem Moment, da sie durch Worte verkörpert werden.“ (Schopenhauer) Da kann ich mir ganz gut vorstellen, was alles mit den Gedanken von einem Übersetzer passieren könnte, wenn er ständig nach äquivalenten Ausdrücken suchen soll.

Wie ersichtlich, war die Diskussion um die Zielbeschreibung des Übersetzens lange Zeit im Zeichen des Begriffs „Äquivalenz“. Angesichts zahlreicher Missverständnisse ist es wichtig, die Herkunft dieses in der übersetzungswissenschaftlichen Literatur äußerst umstrittenen Phänomens zu kennen. Der Terminus stammt ursprünglich aus der Mathematik und formalen Lexik und weist auf „unumkehrbar eindeutige Zuordnung“ von Elementen in einer Gleichung hin.

Straub ist diesbezüglich folgender Meinung: „Franz. *equivalence* aber heißt die Übersetzungsprozedur des Ersetzens einer ausgangssprachlichen Situation. Es steht damit neben Adaptation als die Kompensation von soziokulturellen Unterschieden in den beiden Sprachgemeinschaften.“ In ähnlicher Weise ist bei Newmark das *equivalent* nicht Bezeichnung für eine „Bedeutungsähnlichkeit“, sondern es benennt eine Übersetzungsprozedur, wie z. B. „*cultural equivalent*“, „*funktional equivalent*“ oder „*descriptive equivalent*“, wenn es um die Kompensation kultureller Differenzen geht.

Bei Koller wird dann das Ganze noch umgedeutet und zu „Äquivalenzforderungen normativer Art“ auf der Textebene erweitert. „Äquivalenz“ soll dabei keine absolute Forderung sein, es gibt sie nur im Zusammenhang mit einer Übersetzungsbeziehung. Problematisch ist dazu Terminuswahl deshalb, weil im Deutschen „Äquivalenz“ nur die eindeutige Zuordnung meint, so dass der Begriff außerhalb der maschinellen Übersetzung fast wie selbstverständlich mit „Gleichwertigkeit“ identifiziert wurde und nicht aufschlussreich wirkte. Dabei kann man die Bedeutungsschattierungen von „Äquivalenz“ nur beanstanden oder vermissen.

Insgesamt wird deutlich, das „Äquivalenz“ in der Literatur meist eher eine abstrakte Forderung nach Gleichheit bestimmter Aspekte in der Textvorlage und der Übersetzung meint, wobei das ungeklärte Verhältnis zwischen Textganzem und einzelnen Übersetzungseinheiten ein inhärentes Problem darstellt. Dagegen werden als „Äquivalente“ diejenigen syntaktischen Elemente bezeichnet, mit denen jede Gleichwertigkeit realisiert wird. Diese Unterschiede sind im weiteren Verlauf der übersetzungswissenschaftlichen Diskussionen nicht immer genau beachtet worden, etwa wenn manche Autoren pauschal forderten, eine Übersetzung müsse zu ihrem Original äquivalent“ sein, oder „aber betonten, die Äquivalenz sei eine Illusion“. Worauf ging dieser Widerspruch zurück? Vielleicht einerseits auf mangelnde Rezeptionsfähigkeit und andererseits auf die Kenntnisnahme der eigenen Hilflosigkeit hinsichtlich der Lösung von Problemen.

Weil all dies wiederum wenig aussagekräftig ist, wurde der Äquivalenzbegriff ständig verändert.

Es traten andere Begriffswörter auf wie Angemessenheit, Adäquatheit, Gleichwertigkeit, Übereinstimmung, Korrespondenz, sinngemäße Entsprechung, Wirkungsgleichheit usw.

Letzten Endes, fasste man zusammen, dass „Äquivalenz“ eine Relation zwischen Ausgangssprache- und Zielsprache-Text bezeichnet, die nur am konkreten Textbeispiel festgestellt werden kann. Man kann nicht „äquivalent übersetzen“, sondern ein Zieltext kann (jeweils nur hinsichtlich bestimmter Textebenen!) einem Ausgangstext als äquivalent gelten. Die einzelnen Elemente auf den verschiedenen Ebenen können aufgrund der Verschiedenheiten der Sprachen und Kulturen in den meisten Fällen nicht alle zugleich für äquivalent gehalten werden.

II. Ausgewählte Auffassungen der Äquivalenzdimensionen Dynamische Äquivalenz

Der amerikanische Bibelforscher und Bibelübersetzer Eugene Nida hat in der Übersetzungstheorie den Begriff der dynamischen Äquivalenz eingeführt, deren Bedeutsamkeit in der Übersetzungspraxis überschätzt werden kann. Nida schreibt: „Formale Äquivalenz ist auf die Botschaft selbst fokussiert, sowohl hinsichtlich der Form, als auch hinsichtlich des Inhalts. Bei einer solchen Übersetzung ist man um solche Korrespondenzen bemüht, wie Poesie für Poesie, Satz für Satz und Begriff für Begriff. (...) Eine durch dynamische Äquivalenz gekennzeichnete Übersetzung strebt eine völlige Natürlichkeit des Ausdrucks an und versucht, eine Beziehung herzustellen zwischen dem Empfänger und den Verhaltensweisen, die im Kontext seiner eigenen Kultur relevant sind.“

Die dynamische Äquivalenz stellt einen Gegensatz zur formalen dar; der letztere meint die formale Nachahmung des Originals, eine Wiedergabe „Wort für Wort,“ wobei nur diejenigen Transformationen als legitim gelten, die durch das syntaktische System der Übersetzungssprache erzwungen werden. Am Beispiel der dynamischen Äquivalenz, deren Standort am Gegenpol der formalen ist, kann deutlich gezeigt werden, dass sich der Begriff der Äquivalenz unmittelbar aus der jeweiligen Auffassung der Übersetzung als Prozess und Produkt ergibt. Je nachdem, ob die Übersetzung als möglichst treue Wiedergabe des Buchstabens des Originals für den Rezipienten ist, gilt die formale oder dynamische Äquivalenz als oberstes Prinzip.

Äquivalenz gegen Adäquatheit

Könnte Adäquatheit mit Äquivalenz identifiziert werden? Wenn ja, inwiefern? Oder sollte man vor allem unterschiedliche Merkmale zwischen beiden hervorheben?

Reiß unterscheidet erstmals zwischen Äquivalenz und Adäquatheit. Sie schreibt: „Adäquatheit ist so viel wie Angemessenheit. Angemessenheit ist keine Größe in sich, sondern muss im Zusammenhang mit einem Tun gesehen werden. Man kann etwas angemessen tun im Blick auf den Zweck des Handelns. (...) Adäquatheit ist also ein Relationsmittel oder -zweck und damit prozessorientiert.“

Diese Definition der Adäquatheit stellt eine Auflockerung des Äquivalenzbegriffs dar. Nach Reiß „Äquivalenz ist die Relation der Gleichwertigkeit von Sprachzeichen in jeweils zwei Sprachsystemen, und Textrelevanz ist die Relation der Gleichwertigkeit von Sprachzeichen eines Textes in je zwei verschiedenen Sprachgemeinschaften mit ihrem je eigenen soziokulturellen Kontext.“

In Anlehnung an die Taxonomie von Bühler und an das Konzept der Invarianten des Textes von Levy andererseits, erarbeitet Reiß eine dreigliedrige Einteilung der Texte je

nach Dominanten, indem sie zwischen inhaltsbetonten, formbetonten und effektbetonten Texten unterscheidet, diese ergeben entsprechend informative, expressive und appellative Texttypen, die auch zu Mischtypen führen. Reiß weist darauf hin, was der Äquivalenz des Ganzen entsprechen kann und umgekehrt: „Wenn Äquivalenzbeziehungen zwischen einzelnen Elementen eines Textpaares bestehen, so heißt das noch nicht, dass auch Textäquivalenz insgesamt gegeben ist und umgekehrt: Wenn Textäquivalenz insgesamt gegeben ist, so heißt das auch noch nicht, dass Äquivalenz zwischen allen Textsegmenten bzw. -Elementen eines Textpaares besteht.“

Was mich anbelangt, bin mit dem ersten Teil der Auffassung von Reiß einverstanden, aber den zweiten Teil kann ich leider nicht akzeptieren. Dem Übersetzer geht es vor allem um die gesamte Äquivalenz des Zieltextes und nicht einzelner Segmente, das könnte den Autor der Übertragung nur zur Verzettelung bzw. Verhedderung bringen.

Äquivalenz als Lexikonverhältnis

Die von Kade unterschiedenen vier Äquivalenzarten (Eins-zu-Eins, Viele-zu-Eins, Eins-zu-Teil und Eins-zu-Null) stellen im Grunde eine Kategorisierung der Einträge in zweisprachigen Wörterbüchern dar und lassen sich praktisch effektiv nur auf der Wort- und Syntagmaebene verwenden; die Äquivalenzfrage betrifft dabei jeweils den semantischen Aspekt der Entsprechung. Mit der Eins-zu-Eins-Äquivalenz (auch total genannt) ist eine vollkommenen Übereinstimmung zwischen zwei Lexemen aus zwei Sprachen gemeint (z. B. dt. Geld, engl. money, dt. Löwe, engl. lion). Sie ist am besten an gegenständlicher Referenz des Lexems überprüfbar und am einfachsten an Konkreta feststellbar. Die Viele-zu-Eins-Äquivalenz (auch fakultativ genannt) kommt vor, wenn zwei oder mehr nicht synonyme Lexeme aus einer Sprache nur einer einzigen Entsprechung in der anderen Sprache zugeordnet werden kann (z. B. Dienst, Bedienung, Gottesdienst, engl. service). Die Eins-zu-Teil-Äquivalenz (auch approximativ genannt) meint die Möglichkeit, einem einzelnen Lexem einer Sprache zwei oder mehr Lexeme der anderen Sprache zuzuordnen, ohne dabei ganz genau die Spezifik des Wortes zu erfassen (z. B. dt.: Nichte, poln. bratanica, also: die Tochter des Bruders oder siostrzenica, also: die Tochter der Schwester). Die Eins-zu-Null-Äquivalenz konstatiert das Fehlen der Entsprechung eines Lexems im Lexikon der anderen Sprache (dt. Azubi, poln. keine Entsprechung). Sie betrifft oft die Begriffe, die Relation einer Kultur bezeichnen, die in der anderen Kultur kein Pendant besitzen. Es wurde eine Reihe von Übersetzungstechniken entwickelt wie Umschreibung, Kalkierung, Übernahme, Rückgriff auf Analoga.

Äquivalenz als Norm

In der Konzeption von Tony sind es die Normen, die das jeweilige Verständnis von Äquivalenz determinieren und sanktionieren. Für ihn wird der Äquivalenzbegriff praktisch nicht mehr gebraucht: „Er wurde zu einem bloßen Namen, einem unbeschrifteten Etikett degradiert, das ausgefüllt gehört.“ Nach Tony ist es nämlich nur sinnvoll zu erforschen, was in der Kulturgeschichte, deren festen Bestandteil die Übersetzung ausmacht, jeweils für Äquivalenz gehalten wurde.

Die Übersetzung wird von Tony als normgesteuerter Prozess angesehen und jede Art der Abweichung von der Norm wird nicht akzeptiert. Das leuchtet mir nicht ein. Wie kann man das Ganze innerhalb einer Norm bzw. eines Rahmens betrachten, wenn man als Übersetzer mit verschiedenen Texten von verschiedenen Schwierigkeiten und Dimensionen zu tun hat.

Äquivalenz als Tauschwert

Pym beginnt seine Überlegungen zur Äquivalenz mit der Analyse des Wortbegriffes und zieht eine Demarkationslinie zwischen natürlichem Wert, der keinen Markwert besitzt (wie Wasser), und konventionellem Wert, dem kein natürlicher Wert eignet (wie Gold). Er führt aus, dass Äquivalenz als Gleichwert zu der Reihe konventioneller Werte gehört und demzufolge an sich eine Illusion ist, sich jedoch als Artefakt nützlich und sinnvoll erweist: „Äquivalenz ist künstlich, fiktiv, etwas, was auf dem Level der Übersetzung selbst herzustellen ist. Aber sie muss hergestellt werden.“

Es wurden keinerlei textimmanente Maßstäbe erarbeitet, nach denen das Bestehen einer Äquivalenzbeziehung im Zweifelsfall festgestellt werden könnte.

Äquivalenz als Spielwert

Die vorausgehenden Einsichten in einigen repräsentativen Auffassungen des Äquivalenzbegriffes erlauben die Schlussfolgerung, dass es sich dabei um eine Konvention handelt, die in ihrer Form jedoch nicht willkürlich ist, sondern von dem Verständnis des Wortes als Maßstab abhängt. Ihre Mehrzahl und ihre Differenziertheit erlauben eine Zwischenbilanz:

- das Phänomen der Äquivalenz wird allgemein als relativ angesehen; die Umstände der Relativität reichen vom Umfang des Transems, über die Merkmale des Textes bis zum außersprachlichen Kontext;
- Der Äquivalenzbegriff als Gleichwertigkeit wird als Sammelbegriff angesehen, der verschiedene Teilaspekte, aber nie sämtliche Aspekte der Gleichwertigkeit erfasst;
- Der Äquivalenzeffekt als absolute Gleichwertigkeit des Translats gegenüber dem Original wird allgemein als Utopie angesehen;
- Das Problem der Äquivalenz beschäftigt alle Theoretiker, auch diejenigen, die den Begriff verbannen wollen.

Die oben zusammengestellten Züge der allgemeinen Auffassung von Äquivalenz erlauben es, dieser spielerischen Charakter zuzusprechen, sie als Wert in einem Spiel anzusehen. Ein wichtiges Merkmal eines Spiels ist es, das Spielerische von der Realität zu unterscheiden. Es ist nicht der Spieler, sondern der Zuschauer (Rezipient) der sich hinreißen lässt und im Spiel aufgeht. In seiner Darbietung des Spielbegriffes weist Hubert auf die Unschärfe des Spielbegriffes trotz vieler Definitionen, sowie auf zwei Aspekte und vor allem auf die Phantasie hin, die diesen zahlreichen Dimensionen des Spiels gemeinsam sind.

Auch Sprachspiele stellen ein Element der jeweiligen Kultur dar. Dies bedeutet zugleich, dass Sprachspiele als Element sozialer Interaktion anzusehen sind. Sprachspiele umfassen die Ganzheit der Sprache und die Tätigkeiten, an die sie gekoppelt sind.

Die Übersetzung als Sprachspiel im Sinne von Wittgenstein gehört jeweils zu einem übergeordneten Gefüge eines anderen Spiels höheren Grades, das ihre Bestimmung determiniert. Letzteres ist eingebettet in der sozialen Interaktion und kann z. B. die Form der Werbung, Propaganda, Aufklärung haben. Die Äquivalenz als Relation der Entsprechung zwischen Originaltransem und dessen Übersetzung ist mit einer Spielregel in dem übergeordneten Spiel relativiert und kann als Spielwert angesehen werden. Einen guten Übersetzer kennzeichnet gerade der zum Spiel gehörige Trieb, der ihm erlaubt, zwischen Ernst und Spaß zu balancieren, das Wesen des Spiels, im zweifachen Sinne des Wertes zu realisieren.

Die normativen Äquivalenzforderungen

Es gibt nach Koller fünf Bezugsrahmen, die bei der Festlegung der Art der Übersetzungsäquivalenz eine Rolle spielen:

- 1) die sich aus dem außersprachlichen Sachverhalt resultierende und daran orientierende Äquivalenz nennt er „denotative Äquivalenz“;
- 2) die im Text durch die Art der Verbalisierung vermittelten konnotative Schattierungen bezüglich der Stillschicht, soziolektaler und geographischer Dimension, Frequenz etc. Den Äquivalenzbegriff, der sich an diesen Kategorien orientiert, nennt er „konnotative Äquivalenz“;
- 3) den Äquivalenztyp, der sich auf die Text- und Sprachnormen bezieht und dabei die textgattungsspezifischen Merkmale in Betracht zieht, nennt er „textnormative Äquivalenz“;
- 4) es gibt den Empfänger (Leser), an den sich die Übersetzung richtet und den Text auf der Basis der Verstehensvoraussetzungen rezipieren soll und auf den die Übersetzung auch „eingestellt“ wird, damit sie ihre kommunikative Funktion erfüllen kann; solche empfängerbezogene Äquivalenzart nennt er „pragmatische Äquivalenz“;
- 5) es sind bestimmte ästhetische, formale und individualistische Eigenschaften des Ausgangssprachlichen Textes (AS-T) verfügbar; den Äquivalenzbegriff, der sich auf solche Eigenschaften des Textes bezieht, nennt er „formalästhetische Äquivalenz“.

1. **Denotative Äquivalenz.** Das ist, wie es sich aus dem Charakter resultiert, der leichteste Typ der Äquivalenz. Dieser kommt meistens bei der Übersetzung von nicht-literarischen Texten vor.
2. **Konnotative Äquivalenz.** Äquivalenztypen in der Phraseologie. Das Ganze sieht aber im Bereich der Phraseologie ein wenig anders aus, darauf ist es schon in meinem früheren Artikel eingegangen worden, aber um der Veranschaulichung willen möchte ich es hier wieder anführen.

Als Ausgangspunkt bzw. Hilfsmittel kann man drei Äquivalenztypen für Phraseolexeme anführen: Totale Äquivalenz als vollständige Übereinstimmung in Form und Bild; partielle Äquivalenz als Substitution mit einem fest zugeordneten Phraseologismus und Nulläquivalenz, wobei die Phraseologismen (in einer anderen Sprache) die semantische Äquivalenz nur annähernd aufweisen. Aber Äquivalenz in Bezug auf das Lexikonverhältnis sieht ein bisschen anders aus. Ich habe die von Koller unterschiedenen drei Äquivalenztypen in mein Wörterbuch einbezogen und entsprechend der Spezifik der Phraseologie verifiziert, z. B.:

Verneinung; Gesamtheit

Niemand; alle, alles

keine Seele (lit.- umg.- selt.)- keine Maus (umg.- selt.) – kein Teufel (umg.- selt.)
kein Aas (salopp)- kein Schwein (umg.- salopp)- keine Sau (derb)
(niemand)

adamis Svili ar WaWanebs (lit.)- sulieri ar aris (lit.)- Ze RvTisa araa (lit.)-
kaciSvilis WaWaneba araa (lit.- sas.)- Ze-xorcieli ar aris (lit.-sas.)
(aravin)

3. **Der Bereich der „textnormativen Äquivalenz“** bezieht sich dann auf das Feld der Gebrauchsnormen. „Vertragstexte, Gebrauchsanweisungen, Geschäftsbriefe, wissenschaftliche Texte etc. folgen hinsichtlich Auswahl und Verwendungsweise sprachlicher Mittel im syntaktischen und lexikalischen Bereich bestimmten sprachlichen Normen (Stilnormen), deren Einhaltung in der Übersetzung Herstellung textnormativer Äquivalenz bedeutet.“ Sprachliche Veränderungen sind hier möglich aufgrund der in der Zielsprache (ZS) geltenden anderen Textnormen.
4. **Pragmatische Äquivalenz.** Dabei ist für den AS- und ZS-Text von unterschiedlichen Rezeptionsbedingungen auszugehen, und der Übersetzer muss sich stets fragen, wie weit er in den Text bearbeitend eingreifen kann und soll. Im Hinblick auf die Wissensvoraussetzungen der ZS-Leser besteht sowohl die Gefahr der Leserunterschätzung als auch der -überschätzung. In der Diskussion der Übersetzungsbeispiele wird eine „übersetzerische Tendenz zur Einebnung, zur Normalisierung festgestellt, wobei kommentierendes Übersetzungsverfahren zu den harmlosen Eingriffen“ gezählt werden“.
5. **Die Herstellung formal-ästhetischer Äquivalenz.** Die psychologische Vorstimmung (würde ich sagen, wobei ich mich auf Koller berufe) des neuen Schöpfers des Originals, die dem Arbeitsvorgang vorangeht, entschlüsselt, encodiert von neuem die empfangene Botschaft, die vom Autor des Ausgangstextes zum Autor des Zieltextes übergeht. („Ihr weinte er dies unerträgliche Leid des Sterbensmüssens entgegen“ (Narziß und Goldmund, Hesse, H.) „is (utiroda) Sestiroda mas sikvdilis aucileblobis autanel tkivilze“ (Übersetzung von mir, N. B.)

Diesem dem Arbeitsgang vorausgehenden psychologischen Pep fügt der Übersetzer im ZS-Text schließlich eine „Analogie der Gestaltung“ unter Ausnutzung der in der ZS vorgegebenen Gestaltungsmöglichkeiten ein. Koller definiert: „Aufgabe der Übersetzungswissenschaft ist es, die Möglichkeiten formalästhetischer Äquivalenz im Blick auf Kategorien, wie Reim, Rhythmus, besondere stilistische Ausdrucksformen in Syntax und Lexik, Sprachspiel, Metaphorik etc. zu analysieren.“

Ausführlich wird auf die besonderen Probleme im Zusammenhang mit der Übersetzung von Metaphern und Sprachspielen eingegangen. Koller verweist auf statistische Untersuchungen, nach denen in zwei Drittel der Fälle Metaphern des Originals mit Metaphern der ZS übersetzt werden. Dabei wird eine „okkasionelle Metapher“ manchmal auch durch eine konventionelle Metapher übertragen oder durch Einfügung einer Metapher an anderer Stelle kompensiert. Koller zieht daraus den Schluss, dass „im Durchschnitt nur die Hälfte der okkasionellen Originalmetaphern als okkasionelle, d. h. stilistisch wirksame Metaphern übersetzt sind.“ Weil Sprachspiele meistens auch Spiele mit ästhetischen und thematischen Bedeutungen sind, ist hier die Möglichkeit kompensatorischer Verfahren begrenzt und meist sind sie auch kaum übersetzbar.

III. Zusammenfassung

Aus dem Ganzen schlussfolgernd möchte ich noch mal hervorheben, dass dem Übersetzer bei jedem Text als Ganzem wie auch bei Textsegmentierung die Aufgabe zugeteilt wird,

eine Hierarchie der in der Übersetzung zu erhaltenden Werte aufzustellen, aufgrund derer er eine Hierarchie der Äquivalenzforderungen hinsichtlich des betreffenden Textes bzw. des betreffenden Textsegmentes ableiten kann.

Diese Hierarchie bezieht sich auf die einzelnen Textsegmente, und Koller lehnt die Kompensation eines Wertes an anderer Stelle im Text ausdrücklich ab. Implizit wird unterstellt, dass eine Übersetzung danach zu beurteilen sei, inwieweit eine Übersetzungseinheit in jedem der herausgearbeiteten Merkmale optimale Äquivalenz erziele

Ich meine, dass die Definition der Äquivalenz anhand der kommunikativen Funktionen bereits eine Kompromisslösung zu der alten Streitfrage ist, ob nur „eine Äquivalenz“ der Inhalte (Begriffsäquivalenz) oder auch eine Äquivalenz der ästhetischen und pragmatischen Wirkungen (Wirkungsäquivalenz) hergestellt werden sollte. Auf den kommunikativen Zweck (Skopos „Ziel“) der Übersetzung kommt es an, welche diese Textfunktionen schließlich überwiegen. Soll der ZT als eine adaptierende Übersetzung auf den ZT-Leser ähnlich wirken wie der AT auf den AT-Leser? Oder soll der ZT eine transferierende Übersetzung sein und dadurch auf den ZT-Leser so wirken, wie der AT auf ihn wirken würde, wenn er ihn lesen und verstehen könnte? Im ersten Fall bietet sich das Verfahren der Einbürgerung oder Alienität (mit dem Ziel der Wirkungsäquivalenz), im zweiten das der Verfremdung oder Alterität an.

Die stringente Argumentation wäre eine, die die kulturellen Eigenartigkeiten in den Sprachen beachtet, die aber, wenn sie nicht berücksichtigt würde, für den Wert der Übersetzung gravierende Folgen hätte. Dabei finde ich das Schicksal des Übersetzers wenig beneidenswert. Tatsächlich ist es wohl eher ein überbordendes Geltungsbedürfnis seitens des Überträgers, gepaart mit einer unaussprechlichen Wut auf kulturelle Schranken und Verbote. Der Übersetzer soll, m. E., vor allem auf seine Intuition vertrauen. Seltsamerweise nirgendwo ist die Rede über die Intuition des Übersetzers: es wird überall meistens lediglich die Intention erwähnt.

Literatur:

Albrecht, Jörn „Literarische Übersetzung. Geschichte, Thesen, kulturelle Wirkung.“ Darmstadt, 1998.

Hansen, Gyde: „Einführung in das Übersetzen“, Kopenhagen, 1995.

Koller, Werner: „Einführung die Übersetzungswissenschaft.“ Heidelberg, 1992.

Stolze, Radegundis: „Übersetzungstheorien. Eine Einführung.“ Tübingen, 2005.

Münzberg, Franziska: „Die Darstellungsfunktion der Übersetzung.“ Frankfurt am Mein, 2003.

Nida, Eugene: „Eine Bibel, viele Übersetzungen.“ Stuttgart, 1978.

Pym, Antony: „Translation programs,“ Spain, 2008 .

Reiß, Katharina: „Grundfragen der Übersetzungswissenschaft,“ Universitätsverlag, 1995.

Straub, Jürgen: „Übersetzung als Medium des Kulturverstehens und sozialer Integration,“ Frankfurt am Mein, 2002.

Interkulturelle Sinnbilder bei der Übersetzung der literarischen Texte

Die sich schon etablierte Triade, „Typologie“ – „Kontrastive Linguistik“ – „Übersetzungswissenschaft“, bildet die Grundlage des Verständnisses zwischen verschiedenen Kulturen und ermöglicht den Kontakt von Verwandten und nichtverwandten Völkern.

Wenn die Sprachtypologie, bereits innerhalb der in der ersten Hälfte des 19. Jh. aufkommende Sprachwissenschaft, auf Universalienforschung und darauf gründende Klassifikation abzielt, gehört die KL zu den linguistischen Teildisziplinen, die sich mit dem Vergleich sprachlicher Strukturen beschäftigen: Sie können synchronisch/diachronisch, intra- oder interstrukturell angelegt sein.

„Die KL geht davon aus, dass prinzipiell jede Sprache mit jeder anderen vergleichbar ist, d.h. es gibt immer grundlegende formale Gemeinsamkeiten, auf deren Basis Kontraste identifiziert und beschrieben werden können. Dieser Position liegt die Annahme zugrunde, dass alle natürlichen Sprachen zur Vermittlung weitgehend übereinstimmender Inhalte geeignet sind, eine Voraussetzung, die auch die Übersetzungswissenschaft trifft.“ (M. Hellinger: 1992. 5,52)

Die Endstufe des Vergleichs, die so genannte „Übersetzungswissenschaft“, wird als Teilgebiet der angewandten Sprachwissenschaft anerkannt. Sie befasst sich mit den besonderen Problemen des Dolmetschens und Übersetzens und wird gelegentlich von Praktikern als selbständige Disziplin postuliert. Ihre Fragestellungen betreffen u.a. die Praxis des Sprachvergleichs, vergleichende Stilistik, Metaphorik, Idiomatik und Kulturvergleiche im weiteren Sinne.

„Die praktische Anforderungen einer gelungenen Übersetzung hängen vom Genre ab. So stehen bei der Übersetzung von technischen, juristischen oder wissenschaftlichen Texten größtmögliche Terminologie, Äquivalenz und „Nähe“ zur Vorlage im Vordergrund, während bei der Übersetzung journalistischer, oder literarischer Texte die Herstellung eines für den Leser oder Hörer nachvollziehbaren „Sinns“ wichtiger sein kann.“ (Metzler Lexikon:1993,661) Heute bedecken die kontrastiven Einstellungen alle Ebenen der Sprache und im Rahmen der kontrastiven Kontaktlinguistik werden nicht nur autosemantische, sondern auch synsemantische Elemente der Sprache erforscht.

Die Sprache erzielt ihre kommunikative Wirkung durch verschiedene Texte, die alle Sprachangaben in sich konglomerieren und auf bestimmte Weise explizieren.

Es gibt dabei die skeptische Einstellung von der Unmöglichkeit des Übersetzens und des Vergleichs. F. I. Hausmann erklärt bildhaft: „Die Einheiten, ob Lexeme oder Phraseme, sind Individuen. Sie sind wie Menschen. Kein Individuum gleicht dem anderen: Diese Individuen tun sich zur Textkonstitution zusammen, aber nicht nach einfachen kompositionellen Regeln, sondern ungefähr so kompliziert, wie die Beziehungen zwischen Menschen sind. Freiheit und Bindung vermischen sich. Bei den Wörtern überwiegt die Bindung über die Freiheit, des Syntagmatischen über das Paradigmatische, die Idiomatik über die Kompositionalität. Deshalb ist kontrastive Worterbetrachtung nur in kleinen Bereichen der Sprache möglich, nämlich da, wo man Autosemantika vergleichen kann. Darüber hinaus wird die kontrastive Lexikologie zur kontrastiven Phraseologie und darüber hinaus zur kontrastiven Textologie. Von da ist es nur noch ein Schritt zur Übersetzung.“

„Der Übersetzer kämpft mit dem Chaos. Er stellt sich. Er springt in das Wasserchaos des Ozeans hinein, um darin herum zu schwimmen, nicht um es zu ordnen. Der Lexikologe konstruiert eine mehr oder weniger grobe Gliederung der gesamten Landschaft und nimmt ein paar herausragende Berge, Seen und Wälder auf. Wie sollte er der Knorrigkeit jedes einzelnen Baumes nachspüren? Von diesen Metaphern ist die Wassermetapher die beste. Der Wortschatz ist wie die Oberfläche des Ozeans. Eben nichts Festes und Starres, sondern ständig in Bewegung, schillernd. Dieses ständig Bewegliche hat Horaz mit den Blättern am Baum verglichen. Wie will man zwei Gegenstände miteinander vergleichen, die keine festen Größen sind? Die nicht zu fassen sind. Die schwabbeln und glitschen? (...) Deshalb ist kontrastive Lexikologie unmöglich. Sie ist genauso wenig wie die Beschreibung all dessen, was im Leben aller Menschen zweier Nationen passiert und sich als Verhältnisse und Beziehungen ergibt. Wir können ein Leben leben, aber wir können es nicht beschreiben. Wir können den Wortschatz leben, aber wir können ihn nicht beschreiben.“ (F. J. Hausmann: 1995).

Diese Äußerung (und es gibt immens viele von solchen) ist leicht zu dementieren, wenn man einerseits die ewigen konstanten Größen berücksichtigt und andererseits sich mit der von Übersetzern durchgeführten unermesslichen Arbeit vertraut macht.

Wie ist das geistige Gemeingut der Welt entstanden? Es gibt allgemein geltende Wörter, Zeichen, Symbole die die Dimension der geistlichen Werte der Menschheit bestimmen.

Die einheimische (georgische) Übersetzungswissenschaft – „Translatik“ von N. Gogolawili benannt – macht ihren Anfang mit den Arbeiten von G. Gatschetschiladse und findet ihre weitere Entwicklung in den Untersuchungen von D. Pandschikidze und N. Gogolawili.

Die Probleme, die Übersetzer aus eigener Empirie ausgehend hervorheben, sind folgende:

- I. Das Wesen der Übersetzung der schöngeistigen Literatur; individueller Stil des Übersetzens und die Übersetzungssprache; Tendenzen der georgischen Übersetzung;
- II. Hauptprobleme der kontrastiven Stilistik (D. Pandschikidze: 1988). Übersetzbarkeit vs. Unübersetzbarkeit. Ontologische Grundlagen der Translatik. Theoretische Probleme der Translatik (N. Gogolawili: 2003).

„Einer der bedeutendsten Trends in der Entwicklung der Translatik ist eine gute Nachbarschaft von Semiotik, kognitiver Linguistik, Textlinguistik und Pragmatik, d.h. eine wissenschaftliche Analyse der Hauptprobleme der Translatik wird auch erst in vollem Umfang auf der Grundlage einer entwickelten Linguistik möglich. Exakte Kenntnisse hinsichtlich der semiotischen und erkenntnistheoretischen Struktur und Funktion der Sprachen sind eine wichtige Voraussetzung für die Erforschung des Übersetzungsprozesses. Diese Fragen sind nicht rein theoretischer Natur, sondern von großer praktischer Tragweite.“⁴ (Gogolawili: 2003, S. 7).

Es ist evident, dass für Übersetzung das Vorhandensein des Universalienparameters besonders wichtig ist, d.h. Eigenschaften und Merkmale, Zeichen und Sinnbilder (Symbole), die allen natürlichen Sprachen gemeinsam sind. Heute gibt es an der Existenz von Universalien keine Zweifel mehr.

Als Invariant gelten bei Universalienforschern die darstellungstechnischen Probleme, die in jeder Sprache gelöst werden müssen, und die allgemeinen Prinzipien, denen die Lösung folgt. Laut Coseriu können die Universalien drei Ebenen betreffen: die Ebene des Sprechens, die historische Ebene der Einzelsprache selbst und die Ebene des Textes (Coseriu, 1975).

Ein literarischer Text, in dem die Idee und die sprachlichen Mittel untrennbar verschmolzen sind, wird durch Einheiten aufgebaut, die beide Ebenen vertreten.

Auf der Ebene des Textes spielen universale Sprachsegmente eine ausschlaggebende Rolle, da die Einheiten dieser Segmente starke Affinität zur Verallgemeinerung aufweisen und in Kunstwerken als Symbole auftreten. Ich habe keinen Anspruch darauf, alle Wissenswerte in den komplizierten Bereichen, wie Sinnbild und Übersetzungskunst erfasst zu haben, sondern es wäre nur ein Versuch die Genreeinheiten des Textes auszusondern und ihre Paradigmen in beiden Sprachen (Deutsch-Georgisch) zu vergleichen.

Der Fachausdruck „Symbol“ wird auf den Gebieten der Philosophie, der Literaturtheorie oder Hermeneutik als die Kunst des Verstehens, Auslegung und Deutung und viel seltener auf der Ebene der Sprachwissenschaft behandelt.

„Das Symbol“ ist mit dem „Zeichen“ vergleichbar, denn die Entwicklung „vom Zeichen zum Symbol“ ist ein langer Weg, bei dem die Endstufe das höchste darstellt. Das Symbol ist also ein entfaltetes Zeichen und das Zeichen ein unentfaltetes Symbol, d. h. sein Keim. (Lossjev A: 1976, 70-131) Jedes Zeichen ist erzeugendes Modell, das von dem Autor eines literarischen Werkes in die Richtung entfaltet wird, ein typisches Bild der Wirklichkeit, ein verallgemeinerndes Bild zu schaffen. „Jedes Zeichen kann unermessliche Zahl von Bedeutungen haben, d.h. Symbol sein.“ Die Unermesslichkeit der Bedeutungsvarianten ermöglicht, das Symbol in verschiedenen literarischen Texten als Ausgangspunkt nicht nur bei der Deutung, sondern bei der Übersetzung zu betrachten.

Der Text ist ein diskretes Gebilde, hat seine Architektonik die mit Hilfe der sprachlichen und metasprachlichen Zeichen aufgebaut wird.

Die Theorie von V. Purzeladse, die einen literarischen Text nach konvexen Merkmalen zu klassifizieren vorschlägt, würde in der Übersetzungswissenschaft gut anwendbar sein. Je nachdem welche Sprachebene oder Spracheinheit konvex im Text vorgestellt wird, sind die Texte syntaktisch, morphologisch und lexikalisch pointiert.

Um die Eigenart der syntaktisch pointierten Texte zu zeigen wird als empirische Basis H. Hesses „Ein Satz über die Kadenz“ genommen. Der Text ist als ein Schachtelsatz entfaltet und ist monothematisch. Ungeachtet dessen, dass der Autor ihn einen Satz nennt, der aus 32 Zeilen besteht und der Punkt nur am Ende gesetzt wird, ist er nach kompositioneller und semantischer Struktur ein Satz. Der Text hat eine Überschrift, einen einleitenden Teil, Haupt- und finale Teile. (V. Purzeladse: 1988, 15)

Das erste, was dem Übersetzer, genauso wie dem Leser, in die Augen springt, ist die syntaktische Pointierung. Die Übersetzung des Werkes besorgte N. Gogolashwili: Das Pointem – so hätte ich Marker des Textes genannt – wird meisterhaft ins Georgische übertragen. Der Hauptmarker des Textes wird zum Stützpunkt der Übersetzung, denn dadurch wird sowohl im Deutschen, als auch im Georgischen, Kohärenz und Kohäsion, Kataphorik und Anaphorik des Textes bestimmt.

Am meisten sind in literarischen Texten pointierte Lexeme vorhanden, auf deren Frequenz die Texte aufgebaut sind. Es lässt sich in solchen Fällen der Prozess der Evolution „eines Zeichens zum Symbol“ feststellen.

„Zwei wichtige Techniken mit denen traditionell symbolische Deutungen provoziert werden, sind die Wiederholung und die Antithese. Diese Techniken bewirken eine Zäsur im linearen Erzählverlauf und heben die betroffenen Elemente hervor. Sie geben ihnen eine Tiefendimension.

Die Wiederholung eines Elements in verschiedenen Phasen des Erzählverlaufs verleiht diesem Element eine supplementäre eigene Bedeutung, die für sich zu stehen scheint.

So symbolisiert die rekurrente Erwähnung der Hand und von Händen in Lessings „Emilia Galotti“, in Goethes „Die Leiden des Jungen Werthers“ und „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“ das Problem der Vermittlung von Selbst und Welt“.(KurzG-:1993. 77). Die Untersuchungen dokumentieren, dass bestimmte Sprachsegmente große Affinität zum Symbolisieren aufweisen: Es geht um Benennungen von Tieren, Körperteile (Somawörter), Farben u.a., an die sich die anderen Textbestandteile aneinanderfügen. Der Prozess der Symbolisierung von solchen Einheiten zeigt sich schon in den zahlreichen phraseologischen Reihen und ihre weitere Entwicklung ist in den Texten einzusehen.

Meine literarische Recherchen in dieser Richtung haben die interkulturelle Bedeutung und symbolische Identität von solchen Paradigmen in verschiedenen Sprachen bestätigt. (N. Dschanelidse: 2005. 06.07)

Die Rekurrenz der Somawörter in Goethes Schaffen, der Farbenbenennungen bei H. Hesse und H. Böll ist m.E. ein Kapitel für sich und einer gesonderten Untersuchung wert.

In "Werther", wo die Somawörter fast das ganze Textgewebe durchziehen wird die Intention der emotional-expressiven Wirkung nicht "nur", aber "auch" durch semiotische Mikroparadigma der Somawörter erzielt.

Diese Tatsache wird durch statistische Angaben bekräftigt. Ihre Anzahl, einbegriffen "Auge", "Herz", "Arm", "Seele" u.a. erreicht 200, geschweige denn, dass Goethe als "Augenmensch" dem Auge allmächtige Kraft beigibt.

Das krassste Paradigma der Farbenbenennungen wird in Hesses "Klein und Wagner", "Klingsors letzter Sommer" und "Siddharta" gebildet. Das Rot ist die herrschende Farbe in "Klingsors letzter Sommer", Gelb dominiert in "Klein und Wagner", aber dieses Gelb wird hier ausschließlich in der Bedeutung "blond" verwendet. Auffallend ist die Prominenz der Farbe Gelb im "Siddharta", die in mannigfacher Nuancierung verwendet wird.

Obwohl das symbolisierte Pointem in seinem Wesen eine strukturell-semantische Ganzheit bildet, sind einige Bestandteile hervorzuheben, die bei der Übersetzung als „Gerüst“ oder „Grundplan“ gelten können: 1. sinntragende Funktion, 2. Verallgemeinerungskraft, 3. gesetzmäßige Einordnung/Regelung, 4. erzeugende Kraft und konstruierende Potenz.

Literaturverzeichnis

1. Hellinger M. – Kontrastive feministische Linguistik. Max Hueber Verlag. Tübingen. 1990.
2. Metzler Lexikon Sprache –Hg. von H. Glück, Stuttgart-Weimar. 1993.
3. Hausmann F. J. – in: „Von der Allgegenwart der Lexikologie“. Akten des internationalen Werkstattgespräches zur kontrastiven Lexikologie 29-30. 1994 Kopenhagen Max Niemeier Verlag 1995.
4. Gogolashwili N. – Theoretische Probleme der Translatik in „Germanistische Studien“ N3, Caucasian House, Tbilissi, 2004.
5. Coseriu E. – Die sprachlichen und die anderen Universalien, In: B. Schlieben-Lange, Sprachtheorie. Hamburg. 1975.
6. Lossjev A. F. – Das Problem des Symbols und die realistische Kunst. Verl. „Isskustvo“, 1976. (russisch).
7. Purzeladse V – Text als schriftliche Manifestation der sprachlichen Tätigkeit. Tbilissi. 1988. (georgisch)
8. Kurz G. – Metapher, Allegorie, Symbol. Hg. Vandenhoeck/Ruprecht. Göttingen. 1993.
9. Pandschikidse D. – „Theorie und Praxis der Übersetzung. Verlag „Ganatileba“. Tbilissi, 1988.
10. Dshanelidse N. – Symbolische Paradigmen in der Romanen Günter de Bruyn: in „Germanistische Studien“, N7. Tbilissi 2007.

Das Problem der Modifizierung des sprachlichen Codes in der Translatik

Die Übersetzungswissenschaft, die ich mit Terminus "Translatik" bezeichne, ist eine verhältnismäßig junge Wissenschaftssphäre und befindet sich in einer Phase der Neuorientierung.

Im Laufe mehrerer Jahrhunderte wurde Translatik für eine philologische Disziplin gehalten, die zahlreiche Berührungspunkte mit der Poetik und Rhetorik hatte und dabei sich mit der Literaturkunde und Stilistik befasste. In den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts bildete sich in der Sprachwissenschaft die neue Disziplin Textlinguistik heraus, die durch die Fortschritte der Kommunikationswissenschaft und durch das funktional-pragmatische Herangehen an die Sprache angeregt wurde. Das Forschungsobjekt der Textlinguistik ist Text. Mit den Texten befasst sich aber auch die Translatik, d.h. beide Wissenschaftsbereiche haben ein und dasselbe Forschungsobjekt und erforschen scheinbar dieselben Sprachphänomene und Sachverhalte.

Um zu den konkreten Problemen der Translatik zu kommen, soll geklärt werden, ob sie unabhängig von Begriffen und Kategorien anderer Wissenschaften existieren kann, und über ihre eigenen theoretischen Positionen und Forschungsobjekte verfügt. Es stellt sich also die Frage, was die Translatik zu einem eigenständigen Forschungsbereich macht, was sie ist und was sie will.

Es ist zu sehen, dass die Translatik offensichtlich zu den angewandten Wissenschaften gehört, ungeachtet dessen, dass der Prozess des wissenschaftlichen Abstrahierens in diesen Bereichen unterschiedlich vor sich geht. Einer der bedeutendsten Trends in der Entwicklung der Translatik ist aber eine gute Nachbarschaft mit Semiotik, kognitiver Linguistik, Textlinguistik, Literaturwissenschaft, Sozio- und Psycholinguistik sowie Pragmatik. Es ist die Tatsache, dass das atomistische Herangehen an die Interpretation und Analyse des zu übersetzenden Textes den Anforderungen der Translatik nicht mehr gerecht werden kann.

Unter Übersetzungswissenschaft wird methodisch begründetes Wissen verstanden, eine Erkenntnis der Eigenschaften und gesetzmäßige Zusammenhänge der Dinge und Erscheinungen der uns umgebenden objektiven Wirklichkeit. Diese Erkenntnis als Widerspiegelung der objektiven Realität findet ihren spezifischen Ausdruck im Übersetzungsprozess.

Im Zusammenhang mit dem Untersuchungsobjekt der Translatik halten wir die Hervorhebung künstlerischer Texte für zweckmäßig, weil sie die eigentliche Existenzform der "Weltmodellierung" darstellen, in denen mit Hilfe der semiotischen, kognitiven und pragmatischen Begriffe alle sprachlichen Gebilde zum Ausdruck gebracht werden können. Der Sprachraum der künstlerischen Texte ist der einzige, der eine übergeordnete, wissenschaftliche Interpretation der schriftlichen Fixierung von semantischen, syntaktischen und pragmatischen Verschiedenheit der zu übersetzenden Texte hervorbringt und im Bereiche dieses Sprachraums eine höhere, ideale Ordnung gewinnt.

Für jede Übersetzung gilt als wichtiges Gebot die Erlangung maximaler Eindeutigkeit des Sinnes. Der "Inhalt" des künstlerischen Textes äußert sich im Sachbezug der Referenz auf Sachverhalte oder Gegebenheiten einer außertextgemäßen Realität, die durchaus "fiktiv" sein kann.

Die Fiktion von künstlerischen Texten besteht in der Orientierung des Lesers bzw. des Übersetzers auf die realen oder irrealen (erfundene) Sachverhalte, die als wirkliche

dargestellt werden, aber prinzipiell keine feste Beziehung zwischen dieser Darstellung und einer von ihr unabhängigen, objektiv zugänglichen und verifizierbaren Wirklichkeit behaupten.¹ Sofern es sich bei künstlerischen Texten um ein Einheitsverhältnis zweier Seinsweisen handelt, so leuchtet es ein, dass das Problem für den Autor bzw. für den Übersetzer ein ontologisches ist. Man versteht unter dem Terminus "Fiktion" einerseits das "Weltbild" des Autors, in der überall ein Irreales in einem Realen erscheint und der künstlerische Text durch ein Doppelgebilde aus zweierlei Seinsweise dennoch als gediegene Einheit zum Ausdruck kommt. Andererseits aber wird dieser Text zu einem schwer zu interpretierenden Sprachgebilde für den Translator, der gerade diejenige Geformtheit eines Realgebildes, das Erscheinen jenes Unwirklichen in voller Bestimmtheit und Korrektheit für die Zielsprache hervorzaubern soll. Die Bedeutungsgrenze zwischen Realität und Irrealität wird im Prozess des Schaffens oft überschritten, denn nur auf diesem Fundament des Real-Irrealen lässt sich ein stabiles Gebäude des künstlerischen Textes errichten. In der Translatik soll die Frage nach dem wechselseitigen Zusammenhang von Sprache, Denken und objektiver Realität nicht vereinfacht und eigenartig interpretiert werden.

Die Betrachtung dieser Triade sollte deutlich machen, dass die Textmodellierung in der Translatik daraufhin angesehen werden müsste, welcher semiotische Code für die Literatur dieser oder jener Epoche wirksam sind. Das sind ganz unterschiedliche "Welten", die sich in verschiedenen "Sprachwelten" niederschlagen. Diese bilden in jeder Epoche neue Erzählmodelle aus, die beim Übersetzen vom Translator berücksichtigt werden sollen. Das "Weltbild" "klassischer" Texte des 18. und 19. Jahrhundert zeigt eine in der Sprache selbst liegende Weltauffassung.

Aus der tief greifenden Kulturkrise, die am Ende des 19. Jahrhunderts als Krise von Sprache, Wahrnehmung und Erkenntnis manifest wurde, war nur ein Ausweg zu finden, wenn sowohl die einzelnen überlieferten Zeichensysteme - vor allem die Sprache -, als auch ihre Beziehungen untereinander grundlegend umstrukturiert wurden. Auf diesen Befund zielt Nietzsches 1876 erhobene Klage, dass die Sprache "erkrankt" und ihre Kraft "erschöpft" sei, so dass sie "die starke Gefühlsregung nicht auszudrücken vermöge".²

Die Literatur des 20. Jahrhunderts "reduziert den Inhalt und löst die Form in ihren traditionellen Erscheinungsweisen auf. Sie ist getragen von der Intention einer neuen Sprachmöglichkeit".³

Die Fremdartigkeit der neuen Ästhetik in der Literatur unterscheidet sich von den kulturellen Normen, die für die traditionellen Kunstwerke kennzeichnend sind: Das Verhältnis der semiotischen Ebenen von künstlerischen Texten verändert sich und die Erprobung neuer semantisch-syntaktischen Strukturen schlägt sich auch in der Sprache nieder. Um eine aktive Rolle bei den Lesern spielen zu können, müssen die künstlerischen Texte als "fremd" aufgefasst werden und in ihnen (den Lesern) eine Schockierung erzeugen.⁴ Es ist aber auch bekannt, dass der Leser auf diese Schockierung und Fremdartigkeit meistens negativ reagiert.

Beim Übersetzen von Texten von E.T.A. Hoffmann, Goethe, Novalis, Th. Mann, H. Hesse, R. M. Rilke, Fr. Dürrenmatt, H. Küpper, J. Becker, G. Grass u.a. habe ich mich überzeugt,

¹ Metzler Literatur Lexikon, Stuttgart 1990, S. 157.

² Nietzsche, Fr: "Vierte Unzeitgemäße Betrachtung" (1876), in: Werke hrsg. von Karl Schlechta, Frankfurt a/M./ Berlin/Wien 1965, B. I, S. 387.

³ Heißenbüttel, H. Über Literatur, Klett-Cotta, Stuttgart, 1995, S. 11.

⁴ Grabes H., Einführung in die Literatur und Kunst der Moderne und Postmoderne, A. Francke Verlag, Tübingen und Basel, 2004, S. 3.

dass der Translator jedes Mal mit verschiedener sprachlicher Semiotik der Autoren zu tun hat. Außerdem sollen die zu übersetzenden Texte nicht herkömmlicherweise als literarische Gattungen betrachtet werden, weil der Begriff "Gattung" beim Übersetzen nichts Eigenes mehr meint und für den Translator irrelevant wird. Die künstlerischen Texte umfassen fast alle literarischen Gattungen und es ist also die Sprache selbst, die, von einer schöpferischen Tätigkeit gelenkt, ein Stück "Welt" ergreift und es in einer Form bündig macht.

Die Problematik des Übersetzens beleuchtet das italienische Wortspiel: "traduttore-traditore" ("Übersetzer-Betrüger"). Damit stellt sich die Frage, ob es überhaupt nützlich ist, sich mit der übersetzerischen Tätigkeit zu befassen. Es ist bekannt, dass für den Übersetzungsprozess gewisse Schwierigkeiten üblich sind. Die prinzipielle semiotische Diskrepanz wird noch dadurch verstärkt, dass einzelne Wörter und semantisch-syntaktische Strukturen kaum einmal in zwei Sprachen dasselbe Bedeutungsfeld und meist andere Bedeutungsschwerpunkte haben. Die Inkongruenzen nehmen zu, je weiter sich der zu übersetzende Text von einfachen Sachverhalten und Mitteilungsformen entfernt. Schwierigkeiten bereiten nicht nur die Vermittlung des Sinnes, sondern auch die Wiedergabe von Stilvalenzen des Autors, die Verdeutlichung von Sachverhalten, die in der Kultur der Zielsprache keine oder eine unbedeutende Rolle spielen. Der "Betrug" beim Übersetzen besteht darin, dass es manchmal keine Möglichkeit geben kann, aus dem bloßen Sprachtatbestand genau abzuleiten, was der Autor gemeint hat.

Unter dem Terminus "Unübersetzbarkeit" wird einerseits sprachimmanente Semiotik, andererseits aber an der Außenwelt orientierte Sprachbetrachtung gemeint. Die "Weltansicht" der Sprache und innere Sprachform zusammen ergeben das "Weltbild", in dem die zu übersetzende Botschaft in der Zielsprache keinen entsprechenden Code besitzt. Die Abwesenheit dieses Codes ist in den deutschen Ausdrücken zu sehen, wie, z.B.

- Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.

Oder: - Ein Mann - ein Wort, eine Frau - ein Wörterbuch.

Diese Ausdrücke sind ins Georgische unübersetzbar, weil sie wegen ihrer immanenten Sach- und Sprachbezogenheit nur im "Weltbild" der deutschen Sprache existieren können. Es muss betont werden, dass die Schwierigkeiten beim "Verstehen" und beim "Übersetzen" des Romans von Novalis "Heinrich von Ofterdingen"⁵ ganz unterschiedlicher Natur sind. Beim "Verstehen" handelt es sich um den Thesaurus und das Vorwissen des Translators. Wenn dieses Wissen lückenhaft ist, dann ist der Translator nicht imstande, den Text zu verstehen. Wichtig wird im Roman das, was geschieht, nur durch die Art und Weise, wie es nach dem Ideal romantischer Formstimmung Bedeutsamkeit erlangt. In dieser poetischen Enzyklopädie kommt das semiotische System der romantischen Universalpoesie durch Erzählung, Rede, Gespräch, Reflexion, Bild, Empfindung, Traum, Kunstmärchen, Mythos oder Sage zum Ausdruck.

Beim Übersetzen des Romans von Günter Grass "Die Rättin"⁶ muss der Übersetzer mit den neuen sprachlichen Mitteln auf neue Funktion der Literatur reagieren. Sprache funktioniert hier als semiotisches System eines simultanen, mehrdimensionalen Denkereignisses. Dabei nimmt im Roman die Relativierung des Neuen und der parodierenden "Wiederholung" des Bekannten vielfältige Formen an und seine Konzeption von "Weltmodellierung" gewinnt unter dem Einfluss der postmodernen Semiotik einen ganz neuen Aspekt. Die Sprache der

⁵ Novalis, Heinrich von Ofterdingen, übersetzt von Nana Gogolaschwili, Tbilissi, 1989.

⁶ Günter Grass, Die Rättin, übersetzt von Nana Gogolaschwili, im Verlag.

"Rätin" ist also eine große semiotische Metapher, die vom Translator entschlüsselt werden soll.

Der moderne Translator unterscheidet sich nicht so sehr von seinen geschichtlichen Kollegen, weil er mehr Dinge kennt, sondern, weil er die Regeln zum Übersetzen entdeckt und gelernt hat und imstande ist, die Texte in einer neuen Perspektive zu sehen. Er versteht, dass nach den Gesetzen der Semiotik die ästhetische Botschaft des künstlerischen Textes sich im Verstoß gegen die Norm verwirklicht. Dieser Verstoß gegen die Norm ist die zweideutige Strukturierung bezüglich des Codes: Alle Ebenen der Botschaft verletzen die Norm nach derselben Regel. Diese Regel, dieser Code des künstlerischen Textes, ist ein Idiolekt des Autors. Dieser Idiolekt erzeugt Nachahmung, Manier, stilistische Gewohnheit und schließlich neue Normen.⁷

Der Idiolekt erschüttert den Code eines künstlerischen Textes, aber die Kunst des Translators besteht darin, ihn durch den Code der Zielsprache möglichst treu wiederzugeben.

Literatur:

Eco, Umberto(1994) Einführung in die Semiotik. München.Fink

Graves, Herbert(2004) Einführungen in die Literatur und Kunst der Moderne und Postmoderne. Tübingen und Basel. Franke Verlag.

Grass, Günter (1986) Die Rätin.Darmstadt. Hermann Luchterhand Verlag. Übersetzt von Nana Gogolashvili (Im Druck: Verlag Link Tbilissi).

Heißenbüttel, Helmut (1995) Über Literatur. Stuttgart, Klett-Cotta, Stuttgart.

Metzler Literatur Lexikon (1990) Stuttgart

Nietzsche, Friedrich (1876; 1989) „Vierte Unzeitgemäße Betrachtung“ In: Werke hrsg. Von Karl Schlechta, Frankfurt a/Main, Berlin-Wien 1965, BI.

Novalis (1987) Heinrich von Ofterdingen. Hrg.v. Kiemeier-Derbe. München. Übersetzt von Nana Gogolashvili. Tbilissi, Verlag „Nakaduli“.

⁷ Eco Umberto, Einführung in die Semiotik, Fink, München, 1994, S. 151.

Von Bullerbü in die Paulskirche oder: „Diese alte Tante ist lebensgefährlich.“ Dem Mythos Astrid Lindgren auf der Spur¹

„Ja, das grenzenloseste aller Abenteuer der Kindheit, das war das Leseabenteuer. Für mich begann es, als ich zum ersten Mal ein eigenes Buch bekam und mich da hineinschnupperte. In diesem Augenblick erwachte mein Lesehunger, und ein besseres Geschenk hat mir das Leben nicht beschert.“²

1 Einleitung

Das vergangene Jubiläumsjahr führte es noch einmal deutlich vor Augen: Astrid Lindgren ist die berühmteste Kinderbuch-Autorin der Welt. *Pippi Langstrumpf* (Lindgren 1945) erschien in 57 Ländern, die anderen Titel in 26 Ländern und mehr als 90 Sprachen (vgl. Schönfeldt 2007a, 146).³ Felizitas von Schönborn stellte 2002 fest: „Ein kluger Kopf hat ausgerechnet, dass es 175 Eiffeltürme ergäbe, wenn man die geschätzten dreißig Millionen Exemplare übereinander stapelte.“ (Lindgren/Schönborn 2002, 30) Zahlreiche Filme, Schallplatten, Musikkassetten und CDs, Videokassetten und DVDs, nicht zu vergessen die Dramatisierungen und Opernbearbeitungen, kündigen von einem auch kommerziellen Erfolg, der seinesgleichen sucht. Kaum eine Ehrung, die Lindgren nicht erhalten hätte: 1996 wurde gar ein Himmelskörper nach ihr benannt, der neu entdeckte Asteroid Nummer 3204.

Eine besondere Rezeption wurde und wird den Werken der schwedischen Schriftstellerin in Deutschland zuteil, wo rund 120 Schulen ihren Namen tragen (vgl. Kunert 1997), einer jüngeren Quelle zufolge sogar rund 200 (vgl. Franke 2008, 1); 1984 wurde in Kiel-Mettenhof die erste Straße nach Astrid Lindgren benannt; allein *Pippi Langstrumpf* brachte der Schriftstellerin fünf Goldene Schallplatten für 1,25 Millionen verkaufte Exemplare ein. Und es sind nicht zuletzt Touristenfamilien aus Deutschland, die *Astrid Lindgrens värld* in Vimmerby (vgl. <http://www.alv.se>) und das Lindgren- bzw. Kinderliteratur-Museum *Junibacken* (vgl. <http://www.junibacken.se>) in Stockholm bevölkern.

Im Rahmen des vorliegenden Beitrags geht es nur in zweiter Linie um das literarische Werk der Schriftstellerin. Vielmehr stehen zunächst ihr im weitesten Sinne politisches Engagement und der damit verbundene Einfluss auf die schwedische Gesellschaft im Fokus. In einem weiteren Schritt wird die Rezeption ihrer Werke insbesondere in Schweden und Deutschland betrachtet; dabei soll Lindgrens Weg gewissermaßen von Bullerbü in die Frankfurter Paulskirche und darüber hinaus nachgezeichnet und einer durchaus kritischen Betrachtung unterzogen werden.

¹ Dieser Aufsatz basiert auf einem Vortrag, den der Verfasser am 10. Juni 2008 vor der Literarischen Gesellschaft *MERIDIAN* in Saarbrücken hielt sowie auf einem in *Immer ist es Sprache. Mehrsprachigkeit – Intertextualität – Kulturkontrast. Festschrift für Lutz Götze zum 65. Geburtstag*. Hrsg. von Thomas Grimm und Elisabeth Venohr. Frankfurt a.M. u.a. 2008 erschienen Beitrag.

² Det gränslösaste äventyret; in: *Barnen och vi* 1962, H. 5, 8f.; Übersetzung zit. nach Lindgren/Schönborn 2002, 22.

³ Diese Angaben beziehen sich auf das Jahr 1987.

2 Biographische Prämissen

Es kann und soll hier nicht der Versuch unternommen werden, Astrid Lindgrens Leben nachzuzeichnen; dies tun die Autorinnen der einschlägigen biographischen Darstellungen (vgl. v.a. Strömstedt 2007 und Schönfeldt 2007a) und auch Lindgren selbst in ihren autobiographischen Texten, insbesondere *Das entschwundene Land* (Lindgren 1977). Einige Aspekte aus Lindgrens Biographie sind jedoch so zentral für das Verständnis ihrer Werke, dass sie kurz umrissen seien.

Am 14. November 1907 wird Astrid Ericsson auf dem Gut Näs bei Vimmerby in Småland geboren; sie ist das zweite Kind von Samuel August Ericsson und dessen Frau Hanna. Als sie 13 Jahre alt ist, erscheint ihr erster Text, *På vår gård* (dt. *Unser Hof*), in der Lokalzeitung; danach wird die Schülerin von Freunden „Selma Lagerlöf von Vimmerby“ genannt. Von 1924 bis 1926 arbeitet sie als Volontärin bei der *Wimmerby Tidning* und zieht dann nach Stockholm um, wo sie eine Ausbildung zur Sekretärin absolviert. In Kopenhagen bringt sie 1926 ihren Sohn Lars zur Welt, der seine ersten Jahre in einer Pflegefamilie verbringt:

„Ich war noch sehr jung, als ich meinen Sohn Lars zur Welt brachte, und sehr arm. Meine Eltern mussten mir oft zu essen schicken. Ich sah mich gezwungen, mich von meinem Sohn zu trennen. Es war sehr schmerzvoll für mich. Ich bin immer eine durch und durch mütterliche Natur gewesen und liebte meinen kleinen Sohn aus ganzem Herzen. Ich habe ihn in Kopenhagen zur Welt gebracht, wo man nicht viele Fragen stellte.“ (Lindgren/Schönborn 2002, 44)

1930 holt sie Lars nach Stockholm, dann nach Näs zu den Großeltern, im Jahr darauf heiratet sie Sture Lindgren, den damaligen Bürovorsteher des Königlichen Automobilclubs (*Kungliga Automobilklubben*). Drei Jahre später erscheinen erste Märchen und Weihnachtsgeschichten in Zeitschriften; 1934 kommt Tochter Karin zur Welt. Von 1940 bis 1945 ist sie in der Abteilung für Briefzensur des Schwedischen Nachrichtendienstes in der Bryggargatan tätig.⁴ 1941 zieht die Familie in die Dalagatan 46 um, wo Astrid Lindgren bis zu ihrem Tod lebt.

1944 lehnt *Bonniers*, der auch damals bedeutendste belletristische Verlag Schwedens, *Pippi Långstrump* ab. In diesem Zusammenhang sei nur darauf hingewiesen, dass der Lektor das Manuskript überarbeitet zur Herausgabe empfahl, die Verlagsleitung diesem Rat aber nicht folgte. Beim Verlag *Rabén & Sjögren* erhält jedoch ein anderes Manuskript Astrid Lindgrens den zweiten Preis im hauseigenen Wettbewerb für Mädchenbücher: das noch vergleichsweise traditionellen Konventionen des Mädchenbuchs verhaftete *Britt-Mari lättar sitt hjärta* (*Britt-Marie erleichtert ihr Herz*; Lindgren 1944, dt. 1954). Angespornt durch diese Auszeichnung, überarbeitet Lindgren ihr *Pippi Langstrumpf*-Manuskript, das im Folgewettbewerb 1945 mit dem ersten Preis ausgezeichnet wird und dann ebenfalls bei *Rabén & Sjögren* erscheint. Innerhalb von zwei Wochen werden 21 000 Exemplare des Buches verkauft.

⁴ Grundlage für diese angesichts der Neutralität Schwedens zunächst ungewöhnlich scheinende Tätigkeit war das Zensurgesetz vom 12. Juni 1940, nachdem Dänemark und Norwegen von deutschen Truppen besetzt worden waren.

Der Durchbruch ist geschafft; Astrid Lindgren steht trotz ihres vergleichsweise späten Debüts am Beginn einer beispiellosen Karriere. Vor dem Buch *Pippi Langstrumpf* stand die mittlerweile legendäre Erfindung des Namens der Hauptfigur: Als Tochter Karin 1941 mit einer Lungenentzündung im Bett lag, bat sie ihre Mutter, doch von „Pippi Långstrump“ zu erzählen (vgl. u.a. Lindgren/Schönborn 2002, 76f.). Dieser Bitte kam Astrid Lindgren nach, und als sie selbst sich im März 1944 den Fuß verstaucht hatte und das Bett hüten musste, stenografierte sie den Text, schrieb ihn mit der Maschine ab und schenkte ihn ihrer Tochter im Mai zum zehnten Geburtstag (vgl. u.a. [Lindgren] 1990).⁵

Von 1946 bis 1970 leitet Astrid Lindgren die Kinder- und Jugendbuchabteilung von *Rabén & Sjögren* und hat damit maßgeblichen Einfluss auf die schwedische Kinder- und Jugendliteratur. 1952 stirbt ihr Mann Sture. 1953 findet die erste Lesereise durch Deutschland statt; Ziele sind Hamburg, Bremen und Berlin. 1954 treffen sich Erich Kästner, Astrid Lindgren und Pamela Travers, die Autorin von *Mary Poppins*. Kästner erinnert sich später, dass die beiden Schriftstellerinnen ihn fragten,

„wie denn ich dazu käme, Bücher zu schreiben, die den Kindern in aller Welt gefielen. Und als ich sagte, bei mir läge es wohl daran, dass ich von dem Talent zehrte, mich meiner eigenen Kindheit anschaulich erinnern zu können, da stimmten beide Frauen lebhaft ein und sagten, genauso sei es bei ihnen auch ... nach ihrer Meinung entstünden gute Kinderbücher nicht, weil man Kinder habe und kenne, sondern weil man, aus vergangener Zeit, ein Kind kenne: sich selber.“ (zit. nach Lindgren/Schönborn 2002, 152)

Dennoch sind die genannten Autoren – ergänzen ließe sich Enid Blyton – nur bedingt miteinander vergleichbar, einmal abgesehen von ihrer primären Zielgruppe und ihrem weltweiten Erfolg. Themen und Schreibweisen unterscheiden sich fundamental voneinander. Obwohl immer wieder ihre Singularität hervorgehoben wird, hat selbstverständlich auch Astrid Lindgren literarische Vorbilder. Sie gibt an, besonders beeindruckt von Knut Hamsun gewesen zu sein, mit dessen Werken ihr Vater sie vertraut machte (vgl. Lindgren/Schönborn 2002, 59)⁶, aber auch von „Tolstoi und andere[n] Russen“ wie Maxim Gorki (Ebd., 85); weitere literarische Bezugspersonen sind Elsa Beskow, Helena Nyblom, Ossip Mandelstam und Isaac Bashevis Singer (vgl. Ebd.). Sie selbst war Mitglied der schwedischen *Samfundet De Nio* („Gruppe der Neun“).⁷

Dass Astrid Lindgren zahllose Preise erhielt, muss nicht eigens betont werden. Hervorgehoben seien die *Hans-Christian-Andersen-Medaille* 1958, der *Schwedische Staatspreis für Literatur* für ihr Gesamtwerk 1965, der *Friedenspreis des Deutschen Buchhandels* 1978, die *Leo-Tolstoi-Medaille* 1987 und der alternative Nobelpreis 1994. Am 28. Januar 2002 stirbt Astrid Lindgren in ihrer Wohnung in Stockholm. Nach ihrem Tod stiftete die schwedische Regierung den *ALMA*, einen seit 2003 vergebenen *Litteraturpris till Astrid Lindgrens minne* („Literaturpreis zum Gedächtnis an Astrid

⁵ Die ursprüngliche Fassung von *Pippi Långstrump* wurde erst im Jubiläumsjahr 2007 unter dem Titel *Ur-Pippi* veröffentlicht (vgl. Lindgren 2007).

⁶ Vgl. auch *Jag läste Hamsun – och därför ljuger Pippi Långstrump så förtvivlat!* In: Lindgren (Red. Törnqvist, 2007), 79-83 [zuerst in: *Expressen* v. 24.11.1974]. Lindgren dürfte ihre Hamsun-Lektüre jedoch nur äußerst selektiv in Erinnerung haben, denn sie amüsierte sich nach eigener Aussage köstlich dabei, wie aus dem Artikel in *Expressen* und dem Interview mit Felizitas von Schönborn hervorgeht.

⁷ Gegründet 1913 von Lotten von Kraemer. „Der Zweck: Förderung der schwedischen Literatur durch Preise und Stipendien.“ (Schönfeldt 2007a, 142).

Lindgren“; vgl. <http://www.alma.se>), den international höchstdotierten Preis für Kinder- und Jugendliteratur.

3 Astrid Lindgren als engagierte Schriftstellerin

„Aber da antwortete mir Jonathan, es gebe Dinge, die man tun müsse, selbst wenn es gefährlich sei.
„Aber warum bloß“, fragte ich.
„Weil man sonst kein Mensch ist, sondern nur ein Häuflein Dreck“, erwiderte er.“
(*Die Brüder Löwenherz*; Lindgren 1974, 59)

Astrid Lindgren war eine Schriftstellerin, die sich engagierte. Obwohl zentrale Aspekte dieses Engagements zum Kanon der schwedischen Gegenwartsmythen gehören und Astrid Lindgren zweifellos selbst zum Mythos geworden ist (vgl. 6), befürchten die Herausgeberinnen eines im Jubiläumsjahr 2007 erschienenen Sammelbandes, dass die ‚meinungsbildende‘ Seite von Astrid Lindgren in Vergessenheit zu geraten drohe: „Författaren Astrid Lindgren känner alla. Opinionsbildaren, som en gång skapade svarta rubriker i tidningarna, håller på att falla i glömska.“ (Törnqvist/Öhman-Sundén (Hrsg.) 2007, 7) Ob dem tatsächlich so ist, sei dahin gestellt. Im Folgenden wird Lindgrens in Deutschland vielleicht weniger bekanntes Engagement an drei zentralen Beispielen genauer betrachtet.

3.1 *Pomperipossa in Monismanien (1976)*

Im Januar 1976 erschütterte ein Steuer-Skandal Schweden, in dessen Folge Ingmar Bergman seinem Land den Rücken kehrte: Zu Unrecht sah der Regisseur sich der Steuerhinterziehung angeklagt und infolgedessen einer beispiellos erniedrigenden Verfolgung durch die Behörden ausgesetzt. Welche politische Brisanz diese Affäre hatte, zeigt eine Selbstaussage des Filmemachers in seinem am 22. April 1976 in *Expressen* abgedruckten *avskedsbrev till Sverige*:

„Jag har [...] varit övertygad socialdemokrat. Med uppriktig lidelse har jag omfattat denne de gråa kompromissernas ideologi. Jag tyckte att mitt land var det bästa i världen och det tycker jag väl fortfarande, möjligen beroende på att jag sett så oerhört lite av andra länder. Mitt uppvaknande blev en chock.“ (Bergman; zit. nach Strömstedt, Bo 2007, 12)

Die schwedische Öffentlichkeit dürfte bereits hochgradig sensibilisiert gewesen sein für Fragen des Steuerrechts, als am 10. März 1976 in der Tageszeitung *Expressen* ein Polit-Märchen von Astrid Lindgren erschien: *Pomperipossa*⁸ *in Monismanien*. Zu Beginn – „Jetzt will ich euch ein Märchen erzählen“ (zit. nach Lindgren 2001, 599) – wird kurz das auffällige Ähnlichkeiten zu Schweden aufweisende Land „Monismanien“ vorgestellt, in dem Pomperipossa lebt, um dann auf die so genannte „Marginalsteuer“ (Ebd., 600) zu kommen: Jene „besagte, dass je mehr Geld man verdiente, desto mehr davon hatte man dem Reichsschatzmeister abzuliefern, damit der Wohlstandskuchen gebacken werden konnte. Mehr als 80 bis 83% wollte er aber von keinem haben, nein, er war ja nicht unvernünftig.“ (Ebd.) In jenem Jahr jedoch sollte die Marginalsteuer 102 Prozent betragen,

⁸ ‚Pomperipossa‘ bezeichnet im Schwedischen eine Art Trollweib, eine Figur aus der Märchen- bzw. Sagenwelt, die einen der Knusperhexe in Deutschland vergleichbaren Stellenwert haben dürfte. Im Text ist ‚Pomperipossa‘ das literarische *alter ego* der Autorin.

wie Pomperipossa von einer guten Freundin erfährt. Dem widerspricht sie zunächst: „Unsinn’, [...], ‚so viele Prozente gibt’s ja gar nicht!’“ (Ebd., 602) Doch schließlich muss sie sich eingestehen, dass ja „in allen Ecken und Winkeln der Welt“ diese „schrecklichen Kinderchen [...] sitzen und für mich Geld zusammenlesen, wie viel mag ihre unselige Lesegier mir dieses Jahr einbringen?“ (Ebd.) Sie kommt zu dem Ergebnis, dass ihr von „zwei Millionen“ Verdienst nur mehr „5 000 Kronen“ bleiben (Ebd., 603) und fragt schließlich:

„Was ist bloß in sie gefahren [...]. Sind dies wirklich die weisen Männer, die ich so hoch geschätzt und bewundert habe? Was wollen sie damit denn erreichen, was erstreben sie – einen Staat, so verpfuscht und unmöglich wie nur möglich? O du reine, blühende Sozialdemokratie meiner Jugend, was haben sie aus dir gemacht [...]. Was ist das bloß, [...], für ein seltsamer, säuerlicher, Neid geschwängelter Mief, der sich auf ganz Monismanien gelegt hat, und warum sagt niemand laut und deutlich seine Meinung [...].“ (Ebd., 607f.)

Im Postskriptum verlässt die Erzählerin die Märchen-Ebene zumindest teilweise, denn sie bezieht sich auf die „Drucklegung der Zeitung“ (Ebd., 609):

„Da beschloss Pomperipossa, auf die Straßen und Plätze hinaus zu gehen und Geld zusammen zu betteln, um sich eine, wenn auch noch so kleine, Brechstange zu kaufen. Zittert, ihr weisen Männer, dachte sie, und verstärkt die nächtliche Bewachung eurer Geldkästen! 5 000 will ich jedenfalls haben – könnt ihr völlig hemmungslos stehlen, dann kann ich es auch!“ (Ebd.)

Die Reaktionen ließen nicht lange auf sich warten: Ministerpräsident Olof Palme persönlich erklärte Astrid Lindgren schon am Tag nach der Publikation, dass man ohnehin das Steuersystem habe ändern wollen (vgl. Lindgren/Schönborn 2002, 86); drei Tage später erschien in *Svenska Dagbladet* die Antwort des damaligen Finanzministers Gunnar Sträng, der erklärte: „Pomperipossa in dem hübschen Märchen ist aufgrund falscher Voraussetzungen in Zorn geraten.“ (zit. nach Schönfeldt 2007a, 139) Dennoch erfolgte eine Steuersenkung, so dass Astrid Lindgren sich am 31. März wiederum in *Expressen* fragen konnte, warum die Regierung ihre Steuerpolitik eines Märchens wegen änderte:

„Wie konnte denn ein Pomperipossa-Märchen das zustande bringen, was alle Verzweiflungsschreie nicht vermochten? Schlussfolgerung Nr. 1: Weil sich die Wahlen in beunruhigendem Tempo näherten ... Schlussfolgerung Nr. 2: Die Kehrtwendung der Regierung gründet demzufolge nicht auf der Sorge um die Mitbürger, sie gründet einzig und allein auf dem dringenden Wunsch, auch weiterhin an den Fleischtöpfen der Macht sitzen zu bleiben. [...] Oh, ihr weisen Männer, wüsstet ihr nur, was *wir* von euch erwarten! [...] dass ihr ... redliche Diener des schwedischen Volkes seid und nicht seine allmächtigen Herren. Wir, das schwedische Volk, sind es, die euch wählen. Wir sind es aber auch, die euch stürzen, wenn wir merken, dass ihr euch im Grunde um uns und unsere Klagerufe nicht kümmert. Macht verdirbt [...]. Wir sind bereits so erfahren im Schwindeln und Schummeln, im Mogeln und Begaunern, dass es völlig ausreicht und sogar noch etwas übrig bleibt ... warum ist es vielfach schon fast eine Selbstverständlichkeit, den Staat wann immer möglich zu betrügen? ... der Finanzminister kann einen Besen darauf fressen, dass jegliche Steuermoral aufhört, wenn Abgaben 100 Prozent übersteigen, ja, sie hört schon bei einer bedeutend niedrigeren Schwelle auf ... etwas ist faul in unserem Staate Schweden, das steht fest. Eine tief greifende Veränderung brauchen wir, und sie müsste bald kommen...“ (zit. nach Ebd., H.i.O.; Text im Original kursiv gesetzt)

Erstmals in der Nachkriegsgeschichte wurden die Sozialdemokraten nicht wiedergewählt; dass Lindgren jedoch die schwedische Regierung gestürzt habe, mag eine Übertreibung sein, die zudem den oben angedeuteten Kontext der Auseinandersetzungen um Fragen der Steuer im Jahre 1976 außer Acht lässt. Davon abgesehen stimmen die Grundlagen von Lindgrens Märchen nur bedingt, werden aber von Biographen und Journalisten unkritisch weiter tradiert: Lindgren selbst war offensichtlich gar nicht von den 102 Prozent betroffen (vgl. Göransson 2007, 38f.); dessen ungeachtet war die Steuerlast damals zweifellos enorm.

3.2 *Dieses Land steht nicht zum Verkauf (1980)*

Gewiss lassen sich für ein Land und dessen Bewohner angeblich typische Eigenschaften nicht verallgemeinern. Insofern sei die Feststellung, Schweden sei ein besonders innovationsoffenes Land lediglich als Tendenz verstanden (vgl. dazu Tell/Hancock 2004, 78). Vor dem Hintergrund dieser Aussage wird jedoch nachvollziehbar, dass Schweden in den siebziger Jahren weitgehend vorbehaltlos die Kernenergie förderte. Die Stimmung in der Öffentlichkeit änderte sich 1979 mit der Reaktorkatastrophe von *Three Mile Island*. Im Jahr darauf setzte man nicht zuletzt deshalb für den 23. März eine Volksabstimmung an, wobei drei Möglichkeiten zur Wahl gestellt wurden: der langsame Ausstieg aus der Kernenergie, der sofortige Ausstieg aus der Kernenergie und die Fortsetzung der Nutzung. Auch Astrid Lindgren äußerte sich ab dem 3. März 1980 in *Expressen* zum Thema und brachte die Situation zunächst mit einfachen Worten auf den Punkt:

„Kennzeichnend für beide Seiten im Streit um die Atomenergie ist die Tatsache, dass keine Seite der anderen gute Beweggründe und gesunden Menschenverstand und Urteilsvermögen zutraut. Dennoch muss wohl auch ein Atomkraftgegner glauben, dass es Befürworter gibt, die erst nach ehrlichen Versuchen, die Vorurteile und Risiken zu beurteilen, zu ihrer Überzeugung gelangt sind [...].

Ja, ich glaube, dass es viele solcher ehrenwerten Befürworter gibt. Aber ich verstehe sie nicht! Es lässt sich schlichtweg nicht begreifen, wie jemand sich dazu entschließen kann, mit den Risiken zu leben, um die es hier geht.“ (zit. nach Lindgren 2001, 618)

Sie stellt diverse Fragen, darunter:

„Wie kann jemand eine Energieform befürworten, die sowohl von den Menschen, die mit ihr umgehen, als auch von dem Material, das die Energie liefert, absolute Unfehlbarkeit fordert, eine Unfehlbarkeit, die sich – allen Furcht einflößenden Zeichen nach – in dieser Welt niemals erzielen lassen wird?“ (Ebd.)

Eine Woche später, am 10. März 1980, meldet sie sich erneut zu Wort und thematisiert zunächst die Taxis, die in Stockholm mit der Botschaft „Teurer ohne Atomenergie“ (zit. nach Lindgren 2001, 620) herumfahren. Doch im Zentrum ihrer Überlegungen stehen die Kinder, für die im Ernstfall „Kisten mit Gasschutz“ (Ebd., 621) bereit gehalten werden sollen:

„Ich weiß, es ist mir nicht entgangen – es gehört sich nicht, Mütter in die Diskussion um die Atomenergie hineinzuziehen, aber das soll mir jetzt einmal egal sein.

Ich wende mich an alle Mütter – und auch Väter –, die zu Hause ein kleines, gesundes Ein- oder Zweijähriges haben, und bitte Sie alle, darüber nachzudenken, was für ein Gefühl es wohl sein wird, wenn Sie in einem Zustand tödlicher Panik ihr eigenes, ganz besonderes Kind namens Kalle oder Lina in eine solche Kiste zwingen müssen. Werden Sie dann ausschließlich dankbar sein, dass es diese rettende Kiste gibt? Oder werden Sie vor Wut fast platzen, weil Energien freigesetzt worden sind, die es notwendig machen, dass diese Kisten produziert werden?“ (Ebd.)

Vier Tage vor der Abstimmung schreibt Lindgren ein letztes Mal in *Expressen*. Zunächst zitiert sie das Gedicht *Dieses Land steht nicht zum Verkauf* der Finnin Elvi Sinervo (1912-1986). In diesem Text werden die positiven Seiten Finnlands besungen, darunter „seine Wälder, seine Äcker, seine blauen Gewässer“ (Zeile 4). Lindgren erklärt, sie leihe sich Sinervos „Worte gerne für Schweden aus, weil wir hier die gleichen Werte zu verteidigen haben.“ (zit. nach Ebd., 622) Der Reihe nach geht sie die in Sinervos Gedicht genannten Errungenschaften bzw. Aspekte des Landes durch, stellt sie in einen Zusammenhang mit „radioaktivem Abfall“ und einen potenziellen Reaktorunfall (Ebd., 623) und fordert beispielsweise für Schwedens Wälder: „Seine Wälder sollen nicht vergiftet, seine Äcker sollen nicht durch Uranabbau verwüstet oder dem Risiko ausgesetzt werden, für alle Zeit zerstört zu werden, wenn ein Reaktor sein Gift auf die spuckt.“ (Ebd.)

Mit der knappen Mehrheit von 39,1% entschieden sich die Schwedinnen und Schweden für die *lagom*-Lösung: den langsamen Ausstieg; 38,7% stimmten für das sofortige Ende der Nutzung. Heute ist man allerdings weit von einem Ausstieg aus der Kernenergie entfernt – sei er nun langsam oder schnell, denn angesichts des Klimawandels wird in Schweden wie auch in anderen Staaten wieder verstärkt über den Ausbau der Kernenergie diskutiert.

3.3 Meine Kuh will auch Spaß haben (1985-1989)

Das in der schwedischen Öffentlichkeit heute wohl am stärksten präsenste Engagement der Schriftstellerin kann mit dem Stichwort ‚Lex Lindgren‘ benannt werden. In den Zeitungen *Dagens Nyheter* und *Expressen* erschienen zwischen 1985 und 1989 einige Artikel zum Thema Tierschutz, die mehrheitlich in Zusammenarbeit mit der Tierärztin und Dozentin an der Tierärztlichen Hochschule Stockholm Kristina Forslund entstanden (vgl. dazu auch Forslund 2007): Forslund lieferte die Fakten, Lindgren verarbeitete diese in ihren Texten und gab im wohl bekanntesten der Beiträge, der am 27. Oktober 1985 erschien, unter anderem Lovisa, der Legehennen und Augusta, der Sau, ihre Stimme. In ihren Beiträgen bezieht sie sich immer wieder auf die schwedische Natur, die zu einer Art Nationalheiligtum stilisiert wird – ungeachtet der Tatsache, dass es sich längst um eine ‚durchgearbeitete‘ Landschaft handelt:

„Die Wiesen und Wäldchen, das Lieblichste und Schwedischste, was es überhaupt gibt, brauchen um nicht zu verwildern, Kühe und andere Weidetiere. Und die Kühe brauchen die Wiesen zum Herumwandern und Grasens um gesund zu bleiben und vielleicht auch ein wenig um den Sommer zu genießen. Kühe und Wiesen brauchen einander und wir brauchen Wiesen und Kühe, gesunde Kühe, aber so gut darf es in Schweden nicht länger sein.“ (*Dagens Nyheter* v. 03.05.1985; zit. nach Lindgren 2001, 799)

1987, anlässlich ihres 80. Geburtstages, ‚schenkte‘ der schwedische Ministerpräsident Ingvar Carlsson der Schriftstellerin den Entwurf für ein neues Tierschutzgesetz, das unter

dem Namen ‚Lex Lindgren‘ bekannt wurde. Feierlich wurde der Text im Stockholmer Theater *Göta Lejon* übergeben. Doch der Weg zur Umsetzung bzw. die Umsetzung selbst geriet in Lindgrens Augen zur Farce, wie sie auch am 22. Januar 1989 noch einmal ausführte. Sybil Gräfin Schönfeldt fasst zusammen: „Astrid Lindgren war enttäuscht und fühlte sich betrogen. Das Land, in dem es die Kuh gut hatte, war auch verschwunden.“ (Schönfeldt 2007b, 67) Dennoch dürfte sie mit der Publikation ihrer Beiträge etwas Entscheidendes erreicht haben: die Sensibilisierung der Öffentlichkeit für Fragen des Tierschutzes.

Dass der schwedische Bauernverband Lindgren gar zur Ehrenlandwirtin ernannte, mag auf der Hand liegen. Dagegen äußerte sich der damalige Politiker Bert Carlsson vernichtend: „Diese alte Tante ist lebensgefährlich.“ (zit. nach Lindgren/Schönborn 2002, 87) Offenbar hatte man Angst, die Schriftstellerin könnte mit ihrer Argumentation die Position der nationalen Landwirtschaft und der damit verbundenen Lebensmittel(groß-)konzerne schwächen.

Bei den drei bislang genauer betrachteten Themen handelt es sich um umfangreiche Wortmeldungen Lindgrens, die jeweils in einem größeren politischen Kontext stehen bzw. im Falle der Tierschutzfragen einen solchen Kontext überhaupt erst herstellen. Jene Wortmeldungen dürften es gewesen sein, die Lindgrens Ruf als engagierte Schriftstellerin befestigten. Dies führte letztlich aber auch dazu, dass die Autorin selbst im hohen Alter ständig zu allen möglichen Dingen befragt wurde – eine Rolle, der sie zwar kaum gerecht werden konnte, die sie aber immer wieder annahm. So äußerte sie sich beispielsweise gegen die Deutschen in den Schären, um ihr Statement nachträglich zu erweitern und damit zumindest in Teilen zu relativieren: „Ich habe das gesagt, weil viele Deutsche sich für teures Geld Sommerhäuschen in den Schären kaufen und der Staat den Steuerwert so stark ansteigen lässt, dass viele Schweden, die ihre Häuschen im Familienbesitz haben, sie sich nicht mehr leisten können.“ (*Expressen* v. 12.12.1993; zit. nach Lindgren/Schönborn 2002, 128f.) Letztlich kritisiert sie damit zwar weniger die Deutschen bzw. deren Verhalten als die Situation im eigenen Land; doch zeigen solche Äußerungen gängige Klischees und Stereotypen.

4 Lindgrens Rezeption in beiden deutschen Staaten

Ist von der überwältigenden Rezeption Lindgrens in Deutschland die Rede, so beziehen sich diese Aussagen in der Regel ausschließlich auf die westdeutsche Rezeption – ein Erfolg, der nicht zuletzt dem Verleger Friedrich Oetinger (1907-1986) zu verdanken ist, der 1949 in Stockholm auf *Pippi Langstrumpf* aufmerksam geworden war.⁹ Durch Lindgrens Bücher wurde aus seinem sozial- und wirtschaftspolitisch ausgerichteten Verlag ein Haus für Kinder- und Jugendliteratur.

Einen Höhepunkt erlebte Lindgrens Popularität nicht nur in Deutschland 1978 im Anschluss an die Verleihung des *Friedenspreises des Deutschen Buchhandels* in der Frankfurter Paulskirche. Ihre Dankesrede hielt die Schriftstellerin in deutscher Sprache. Die Kernaussage ist im Titel der Rede zusammengefasst: *Niemals Gewalt!* Im Zentrum des

⁹ Zu jenem Zeitpunkt hatten übrigens bereits fünf deutsche Verlage das Manuskript abgelehnt (vgl. Oetinger 2004, 484).

letzten Teils ihrer Rede steht die auf eine Moral hin zugespitzte Geschichte einer Mutter und ihres Sohnes. Jener hat aus der Sicht der Mutter etwas falsch gemacht:

„[...] eines Tages hatte ihr kleiner Sohn etwas getan, wofür er ihrer Meinung nach eine Tracht Prügel verdient hatte, die erste in seinem Leben. Sie trug ihm auf, in den Garten zu gehen und selber nach einem Stock zu suchen, den er ihr dann bringen sollte. Der kleine Junge ging und blieb lange fort. Schließlich kam er weinend zurück und sagte: ‚Ich habe keinen Stock finden können, aber hier hast du einen Stein, den kannst du ja nach mir werfen.‘ Da aber fing auch die Mutter an zu weinen, denn plötzlich sah sie alles mit den Augen des Kindes. Das Kind muss gedacht haben, ‚meine Mutter will mir wirklich weh tun, und das kann sie ja auch mit einem Stein‘.

Sie nahm ihren kleinen Sohn in die Arme und beide weinten eine Weile gemeinsam. Dann legte sie den Stein auf ein Bord in der Küche und dort blieb er liegen als ständige Mahnung an das Versprechen, das sie sich in dieser Stunde selber gegeben hatte: ‚NIEMALS GEWALT!‘

[...] Vielleicht wäre es gut, wenn wir alle einen kleinen Stein auf das Küchenbord legten, als Mahnung für uns und für die Kinder: NIEMALS GEWALT!

Es könnte trotz allem mit der Zeit ein winziger Beitrag sein zum Frieden in der Welt.“ (zit. nach Lindgren 2001, 615f.; H.i.O.)

Auch in der *Friedenspreis*-Rede wird deutlich, dass Lindgren in den meisten Werken – seien sie literarischer oder tendenziell essayistischer Natur – konsequent Kinder und deren Weltwahrnehmung ins Zentrum stellt. Dieses vergleichsweise simple Prinzip dürfte zugleich die Grundlage ihres Erfolgs bilden: Kinder laden zur Identifikation ein; und in den sich vor allem an ein älteres Publikum richtenden essayistischen Texten kann Lindgren zugleich an die Verantwortung der Erwachsenen für Kinder appellieren.

Angesichts der westdeutschen Erfolgsgeschichte wird meist übersehen, dass wenigstens die offizielle Entwicklung in der DDR zunächst eine völlig andere war. So soll eine Lehrerin entlassen worden sein, „weil sie den Schülern aus *Pippi* vorlas“ (Lindgren/Schönborn 2002, 82; im Original kursiv gesetzt). Zu unterscheiden sind hier sicher verschiedene Phasen; in den achtziger Jahren wäre ein solcher Schritt in der DDR zweifellos nicht mehr denkbar gewesen, zumal *Pippi Langstrumpf* inzwischen in einer Ausgabe im *Kinderbuchverlag* vorlag und auch in den Medien der DDR gewürdigt wurde.

Unabhängig von den sicher in großer Zahl von West nach Ost verschenkten Ausgaben des *Oetinger*-Verlags, erschienen in der DDR fünf Lindgren-Bücher: *Mio, mein Mio* (1960), *Lillebror und Karlsson vom Dach* (1972), *Pippi Langstrumpf* (1975), *Ronja Räubertochter* (1988) und *Immer dieser Michel* (1990), letzterer also bereits nach der ‚Wende‘. Einige der Bände wurden für die DDR-Ausgaben neu illustriert.

An der Titel-Auswahl wird bereits deutlich, dass *Pippi Langstrumpf* vergleichsweise spät auch offiziell in der DDR zu haben war, das weniger populäre *Mio, mein Mio* dagegen sechs Jahre nach seinem Erscheinen. Die Ausgaben wurden zum Teil mit eigenen Vorworten versehen, in denen Ost-West-Differenzen durchaus eine Rolle spielen: So wird noch 1988 in Gerhard Holtz-Baumerts Vorwort zu *Ronja Räubertochter* der (wenn man ihn denn so nennen mag: westdeutsche) *Friedenspreis* nicht erwähnt, allerdings zitiert Holtz-Baumert aus der Dankesrede: „Als Astrid Lindgren für ihre Schriftstellerarbeit einen

Preis bekam, hat sie gesagt [...].“ (Holtz-Baumert in Lindgren 1989, 4) Die Taschenbuchausgabe von *Pippi Langstrumpf*, welche die beiden ersten Bände der Trilogie, *Pippi Långstrump* und *Pippi går om bord*, umfasst, wurde übrigens gekürzt, wenn auch „mit Zustimmung der Autorin“, wie es in einem Vermerk heißt.

Lindgrens gesellschaftliches Engagement wurde in entsprechenden Jubiläumsartikeln gerade in der DDR immer wieder besonders hervorgehoben. Dabei wurden allerdings Vereinfachungen und Akzentverschiebungen vorgenommen, die kaum haltbar sind, letztlich aber der Legitimation dienen, sich überhaupt mit Lindgren zu beschäftigen:

„Astrid Lindgren ist eine einfache, bescheidene Frau geblieben. Ihr politisches Engagement – sie steht den Sozialdemokraten nahe – erwachte in der Zeit des Faschismus. Sie fühlt sich, wie sie selbst unterstreicht, für die Schwachen und Wehrlosen verantwortlich. Sie möchte etwas für die Sache der Arbeiter, aller Werktätigen, tun. Heute engagiert sie sich in der Bewegung für den Frieden.“ (Preußler 1987)

In Westdeutschland bedurfte es solcher Legitimationsstrategien ganz offensichtlich nicht. Hier wurde die Autorin schnurstracks zum Mythos erhoben, und als solcher ist sie letztlich unantastbar.

5 Exkurs: Schlaglichter der Kritik

Die Tatsache, dass Lindgren und ihre Werke in einigen Ländern – Schweden und Deutschland gehören dazu – quasi unantastbar sind, bedeutet jedoch nicht, dass es keine kritischen Stimmen gegeben hätte bzw. gäbe. Kritik wurde primär an *Pippi Langstrumpf* geübt. Schon bald brachen Diskussionen aus, da Lindgren sich gegen damals gängige Erziehungskonzepte richtete, wie sie insbesondere durch die Figur des Fräulein Rosenblom repräsentiert werden.

Scharfe Kritik übte zunächst der Literaturwissenschaftler und -kritiker John Landquist (1881-1974), der im *Aftonbladet* vom 18. August 1946 unter der Überschrift *Slecht und prisgekrönt* (vgl. Lindgren 2001, 181-185) gegen das Buch vorging und einen Streit voller Gehässigkeiten auslöste, zumal seinem Beitrag viele zustimmende Leserbriefe folgten. Doch noch 1980 stufte der Schwedische Kinderfilmrat eine *Pippi Langstrumpf*-Verfilmung als „nicht empfehlenswert“ ein, da darin „grobe Schablonen und Vorurteile“ vorkämen (zit. nach Lindgren/Schönborn 2002, 154). Debatten flammen immer wieder auf, zuletzt Mitte der neunziger Jahre durch einen Artikel der Christdemokratin Carin Stenström in *Svenska Dagbladet* vom 8. März 1995, die schon in der Überschrift die Auffassung vertritt, es sei an der Zeit, Pippi zu pensionieren: „Dags pensionera Pippi Långstrump“.

Ein Schub der Ablehnung erfolgte auch im Zuge der 1968-Bewegung, wobei offensichtlich eine vergleichsweise feste, jedenfalls geschlossene Gesellschaftsordnung in Lindgrens Werk Stein des Anstoßes war. Lindgren, so Sybil Gräfin Schönfeldt, „begann, bei Pädagogen, Jugendbuchfachleuten und Sozialpädagogen, die ihre Befreiungsideen für vollkommen neu hielten, keine bürgerlichen Variationen dieser Prinzipien duldeten, sondern eindeutige Gegen- und Feindbilder brauchten, ein Ärgernis zu werden.“

(Schönfeldt 2007a, 126) Viele Waldorf-Pädagogen lehnten auch später noch speziell *Pippi Langstrumpf* ab (vgl. Schindler 1987).

Anfang der siebziger Jahre, nach dem Erscheinen von *Die Brüder Löwenherz*, warf „eine marxistische Kinderbuchgruppe an der Universität Göteborg“ Lindgren vor,

„sie fliehe vor der gesellschaftlichen Wirklichkeit ins Märchen, ins unverbindliche Spiel der Phantasie und vermittele so den Kindern ein falsches Realitätsbewusstsein. Sie beschwöre utopische heile Welten und weiche ‚modernen Verhältnissen‘ wie etwa der wachsenden Zahl zerrütteter Ehen aus. Dazu Astrid Lindgren: ‚Ach ja, ich schreibe nicht darüber, weil ich das nicht kenne. Ich kann nur darüber schreiben, was ich genau unter der Haut spüre. Ich war ja nie ein Kind, dessen Eltern sich gestritten haben und sich scheiden ließen. Davon sollen andere schreiben, die so was wissen.‘“ (zit. nach Starkmann 1987)

Dass die Thematisierung des Todes in *Die Brüder Löwenherz* nicht undiskutiert bleiben konnte, ist verständlich (vgl. Lindgren 2001, 518-553) und keinesfalls im gleichen Zusammenhang zu sehen wie die oben erwähnten Kontroversen. Alle Auseinandersetzungen um Astrid Lindgren haben jedenfalls eines gemeinsam: Ihre Wirkung war und ist keine nachhaltige. Dies mag zum einen damit zusammenhängen, dass viele Kritiker ihre Einwände kaum an Lindgrens Texten begründen, zum anderen aber Kennzeichen für den fortgeschrittenen Mythosierungsprozess von Autorin und Werk sein.

6 Astrid Lindgren als Mythos

Für die theoretische Fundierung des Phänomens ‚Mythos Lindgren‘ dürften vor allem zwei Ansätze interessant sein: Roland Barthes’ *Mythen des Alltags* und Jan Assmanns ‚Mythomotorik der Erinnerung‘. Barthes zufolge, dessen Konzept hier nur kurz ins Gedächtnis gerufen werden kann, ist „ein Mythos heute [...] eine Aussage“; er ist „ein Mitteilungssystem, eine Botschaft [...]. Man ersieht daraus, daß der Mythos kein Objekt, kein Begriff oder eine Idee sein kann; er ist eine Weise des Bedeutens, eine Form.“ (Barthes 1974, 85) Lindgren und ihre Werke verweisen zweifellos auf Mythen des Alltags im Sinne von Roland Barthes – und damit auch auf entsprechende ‚Aussagen‘.

Zum Prozess der Mythenbildung tragen vor allem die zahllosen äußeren Zuschreibungen bei. Wie stark das Bild der Autorin davon bestimmt wird, sei kurz verdeutlicht: Kurz nach Lindgrens Tod erschien in Schweden ein Text-Bild-Band mit dem Titel *Rebellen från Vimmerby*. Die Rolle der angeblichen ‚Rebellin‘ steht jedoch kaum im Vordergrund, es wird nicht einmal erklärt, worin diese Rolle eigentlich besteht. Vielmehr scheint es sich nach Meinung der Autoren um eine mehr oder weniger allseits akzeptierte Zuschreibung zu handeln, die nicht mehr hinterfragt werden muss und somit einer Erklärung bedürfte.

Seit der Biographie von Margareta Strömstedt (schwed. zuletzt 2007, dt. 2001) ist an Forschungen über Astrid Lindgren in den letzten Jahren trotz einer Fülle von Beiträgen (vgl. hierzu Diersch/Jahn/Schaak/Schultka 2007) wenig nennenswertes Neues erschienen. Der Kultstatus der Autorin wird damit auch und gerade seit ihrem Tod aufrecht erhalten, wobei selbst Lindgrens Bescheidenheit und Spendenbereitschaft zum mythischen Topos wurde, der immer wieder aufs Neue beschworen und kultiviert wird (vgl. z.B. Helsing/Westin/Öhman-Sundén (Red.) 2002; wobei im Falle dieses Buches das Lob der

Autorin bereits in Titel und Untertitel – ‚vännbok‘ bedeutet ‚Freundschaftsbuch‘ – angelegt ist; vgl. auch Lindgren/Schönborn 2002, 73f.).

Die zahllosen Idealisierungen, die gerade im (west-)deutschen Feuilleton völlig unkritisch (re-) produziert werden, dürften in Sybil Gräfin Schönfeldts im Jubiläumsjahr 2007 erschienenen Buch *Bei Astrid Lindgren zu Tisch* ihren vorläufigen Höhepunkt erreicht haben: Mehrfach erfolgt ein Wechsel zwischen Zitaten aus Lindgrens Büchern und dem Leben der Schriftstellerin. Völlig unkritisch wird dabei das ‚einfache Leben‘ glorifiziert; beispielsweise heißt es im Anschluss an ein Zitat aus *Michel*:

„So war es gewiss auch bei Hanna aus Hult, Astrid Lindgrens Mutter.

Das alles gehört mit seiner Einfachheit und Bescheidenheit in die Küche des ‚entschwundenen Landes‘, in der nur auf einem Holzbrett und mit einem scharfen Küchenmesser gearbeitet wurde. Keine komplizierten Rezepte, die spezielle Geräte erfordert hätten.“ (Schönfeldt 2007b, 53)

Wesentliche Schlagwörter fallen bereits explizit in diesem Text: ‚Einfachheit‘ und ‚Bescheidenheit‘. Zu ergänzen ist der Aspekt der Naturverbundenheit, der in Lindgrens Büchern mindestens ebenso wichtig ist. Damit sind zugleich die zentralen Begriffe des in Deutschland vorherrschenden Schweden-Bildes genannt. Nicht nur ihre Werke, auch die Autorin Lindgren selbst erweisen sich damit als ideale Projektionsflächen für deutsche Schweden-Sehnsüchte. Und genau hier liegt der Schlüssel zu Lindgrens Deutschland-Erfolg. Anders ausgedrückt:

„Astrid Lindgrens Texte haben offensichtlich eine tiefe deutsche Sehnsucht ergriffen und zur Sprache gebracht. Die unvergleichliche Anziehungskraft ihrer Bücher und deren wiederum das deutsche Schwedenbild prägende Kraft erklärt sich daraus, dass Geschichten und Charaktere mit dieser Sehnsucht durchtränkt sind.“ (Franke 2008, 2)

In der Tat ist Schweden für viele Deutsche ein Sehnsuchtsland – und damit Ausdruck eines im Einklang mit der Natur stehenden, ‚einfachen‘ und ‚bescheidenen‘ Lebens, das es in Deutschland spätestens seit dem Nationalsozialismus in mehr oder weniger naiv-heimatbezogener Form nicht mehr geben kann. Bei näherer Betrachtung gilt der Sehnsuchts-Aspekt jedoch bereits für Lindgren selbst und ihre Texte – wenn auch unter anderen politischen Vorzeichen: Denn die Schriftstellerin beschreibt meist keinen gegenwärtigen Zustand, sondern eine an das Erwachsenwerden und die gesellschaftlichen Veränderungen verlorene Welt ihrer Kindheit – ein Phänomen, das sich überzeugend mit Hilfe von Jan Assmanns bzw. Gerd Theißens Begriff des „kontrapräsentischen“ Mythos fassen lässt, auch wenn Assmanns Überlegungen auf einen anderen historischen Kontext bezogen sind. „Mythos“, so Assmann,

„ist der (vorzugsweise narrative) Bezug auf die Vergangenheit, der von dort Licht auf die Gegenwart und Zukunft fallen läßt. Solcher Vergangenheitsbezug steht typischerweise im Dienste zweier scheinbar entgegengesetzter Funktionen. Die eine Funktion des Mythos wollen wir ‚fundierend‘ nennen. Sie stellt Gegenwärtiges in das Licht einer Geschichte, die es sinnvoll, gottgewollt, notwendig und unabänderlich erscheinen läßt. [...] Die andere Funktion könnte man ‚kontrapräsentisch‘ nennen (G. Theißen 1988). Sie geht von Defizienz-Erfahrungen der Gegenwart aus und beschwört in der Erinnerung eine

Vergangenheit, die meist Züge eines Heroischen Zeitalters annimmt. Von diesen Erzählungen her fällt ein ganz anderes Licht auf die Gegenwart: Es hebt das Fehlende, Verschwundene, Verlorene, an den Rand Gedrängte hervor und macht den Bruch bewusst zwischen ‚einst‘ und ‚jetzt‘. [...]“ (Assmann 1999, 78f.)

Bereits der Titel des autobiographischen Textes *Das entschwundene Land* verweist auf einen Bruch dieser Art; denn ein „entschwundenes“ Land existiert bestenfalls noch in der Erinnerung. Der Text selbst ist Ausdruck einer Verlusterfahrung. Dessen ungeachtet liegt die enge Identifikation von Lindgrens Werken mit ihrem Leben nicht zwangsläufig auf der Hand; allerdings leistete die Autorin einer solchen Sicht durchaus Vorschub: „Bullerbü heißt eigentlich Näs und war ein Pfarrhof, den mein Vater gepachtet hatte.“ (Lindgren/Schönborn 2002, 34) – Auch folgende Äußerung Astrid Lindgrens aus einem Gespräch mit Michael Lachenmann bestätigt die oben vorgeschlagene Lesart:

„Es mag komisch klingen, aber ich schreibe in erster Linie nicht für meine Kinder, Enkel und Urenkel oder andere, sondern ich schreibe für das Kind, das ich einmal war. Ich denke nicht in erster Linie an den Leser, ich schreibe für mich, und ich schreibe ohne Zeigefinger, aus dieser Fixierung auf mich selbst entstehen dann meine Ideen.“ (Lachenmann 1988)

„Meine Kindheit jedenfalls war sehr glücklich, weil sie voller Liebe war“ (Lindgren/Schönborn 2002, 33), erklärt Astrid Lindgren an anderer Stelle. Doch dass dies keineswegs immer so war, wie man aus Selbstzeugnissen dieser Art schließen könnte, sei wenigstens am Rande erwähnt. Betrachtet man die Schilderungen der Mutter, so fällt auf, dass auch Lindgrens Kindheit Züge autoritärer Erziehung trägt. Margareta Strömstedt erkennt darin eine Polariät:

„Astrid Lindgrens Beschreibung der eigenen, ziemlich autoritär bestimmten Kindheit als eine freie, durch und durch glückliche Zeit [...] steht in offenbarem Widerspruch zu ihren psychologisch realistischen Kinderschilderungen, wo sie immer die Partei der Kinder gegen jegliche Autorität ergreift.

Dieser Widerspruch wird am deutlichsten, wenn man die angepasste Lisa aus Bullerbü gegen die rebellierende Pippi Langstrumpf stellt. Beide Mädchen existierten gleichzeitig im Innern von Astrid Lindgren. Lisa aus Bullerbü ist – genau wie Pippi Langstrumpf – nur ein halbes Selbstporträt.

Diesen Wechsel zwischen Anpassung und Rebellion kann man im ganzen Werk der Autorin verfolgen. Man kann vielleicht sagen, dass sie erst mit Michel von Lönneberga ein Kind schuf, in dem die fantasievolle Rebellion mit der Anpassung an die etablierte Familien- und Gesellschaftsnorm in Einklang gebracht wird – und dass Michel daher die Gestalt ist, die Astrid Lindgrens eigener Persönlichkeit am nächsten kommt.“ (Strömstedt 2001, 99f.)

Es kann im Rahmen dieses Beitrags nur angedeutet werden, wie problematisch eine derart enge Identifikation literarischer und damit fiktionaler Figuren mit ihrer Autorin, also einer real existierenden Schriftstellerin ist. Vor diesem Hintergrund kann Strömstedts Erklärung, welche ihrer Figuren denn „Lindgrens eigener Persönlichkeit am nächsten kommt“, eher etwas zur Betrachtung der Problematik beitragen, wie die schwedische Literaturwissenschaft Lindgren rezipiert als zur Klärung ausschließlich auf die Texte

bezogener Fragestellungen. Ähnlich Kritisches ließe sich zum Literaturverständnis anmerken, das Eva-Maria Metcalf in einer von *Svenska Institutet* herausgegebenen Broschüre durchblicken lässt: „Wie jeder gute Schriftsteller schrieb Astrid Lindgren nicht, was Trend oder Verleger verlangten, sondern was die innere Stimme ihr diktierte.“ (Metcalf 2007, 10) Auffassungen dieser Art dürften den Mythisierungsprozessen um Lindgren durchaus Vorschub leisten.

Ob im engeren Sinne autobiographisch gelesen oder nicht – Lindgren und ihre Bücher sind neben einem Möbelhaus mit vier Buchstaben die eifrigsten Beiträge zum Schweden-Bild vieler Deutscher. Dies bedeutet zugleich, dass die in Lindgrens Werken „narrativ erzeugten Bilder und Charaktere die anschließende nichtliterarische Erfahrung neu prägen und strukturieren. Wer einmal als kindlicher Leser in Bullerbü war, wird es als Tourist überall wieder finden.“ (Franke 2008, 2) Ungleich härter mag gegebenenfalls die von Erfahrungen in anderen Kontexten determinierte Wahrnehmung der schwedischen Realität ausfallen.

7 Schlussbemerkungen

Im vorliegenden Beitrag wurde der Versuch unternommen, Astrid Lindgren und ihre Rezeption einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Zentral sind dabei das Engagement der Schriftstellerin in verschiedenen politischen, zumindest jedoch gesellschaftlichen Zusammenhängen, und ihr mythischer Status, den sie bereits zu Lebzeiten innehatte, der aber nach ihrem Tod sicher noch an Bedeutung gewann. Es wurde gezeigt, dass die Autorin sich immer wieder aktiv bei der Arbeit an ihrem eigenen Mythos einmischte, das Lindgren-Bild aber auch stark von äußeren Zuschreibungen determiniert ist. Bleibt zu ergänzen, dass solche jene Zuschreibungen sich nicht nur in Texten, sondern auch in Fotografien spiegeln. Die bekanntesten Darstellungen Lindgrens sind in hohem Maße inszeniert (vgl. insbesondere den voluminösen Band *Astrids bilder* (Forsell (Red.)/Erséus/Lindgren/Strömstedt/ Engblom 2006); nicht inszenierte Fotografien oder gar spontan entstandene Aufnahmen fanden und finden dagegen so gut wie keine Verbreitung.

Die Lindgren-Rezeption des Auslandes fällt sehr unterschiedlich aus: In der UdSSR war *Karlsson vom Dach* mit einer Auflage von 3,5 Millionen (vgl. Schönfeldt 2007a, 146) das populärste Buch (vgl. zum Russland-Erfolg auch den Beitrag des ehemaligen sowjetischen Botschafters in Schweden (1982-1990), Pankin 2007). Astrid Lindgren war damit eine der wenigen internationalen Kinderbuchautorinnen und -autoren, denen es gelang, ein Publikum jenseits des Eisernen Vorhangs zu erreichen. Das erklärt auch, warum Michail Gorbatschow 1987 einen Brief Lindgrens persönlich beantwortete. Die Autorin bezog sich darin auf einen kleinen schwedischen Jungen, der ihr geschrieben habe: „Ich habe Angst vor dem Krieg. Du auch?“ (zit. nach Lindgren 2001, 829; vgl. dazu auch Lachenmann 1988).¹⁰

In Frankreich kürzte der *Hachette*-Verlag *Mademoiselle Brindacier* (*Pippi Langstrumpf*; 1951) bzw. *Fifi Brindacier* (ab 1962) um rund ein Drittel: So fehlen in den Ausgaben bis 1995 (!) die Streiche, die Pippi der Polizei spielt; die Kaffeetafel, in deren Rahmen diverse Gäste bloßgestellt werden, wurde gestrichen; und das Pferd mutierte zum Pony (vgl. dazu

¹⁰ Ein Brief aus dem Jahre 1990 wurde allerdings nicht mehr beantwortet – zu weit war der Verfall der Sowjetunion bereits fortgeschritten (vgl. Schönfeldt 2007a, 146).

Lindgren/Schönborn 2002, 158f.). Änderungen dieser Art erscheinen aus heutiger Sicht absurd, können jedoch als Indikatoren für den jeweiligen Fortschritt des Mythosierungsprozesses gelesen werden: Wo die Autorin angreifbar ist, ist der Mythos offenbar nicht angekommen – oder eben noch nicht so weit fortgeschritten wie beispielsweise in Schweden oder (West-)Deutschland.

Astrid Lindgren passt in keine Schublade – und muss dies auch gar nicht. Auch und gerade vor diesem Hintergrund scheint es sinnvoll, Zuschreibungen vorsichtiger und differenzierter zu formulieren; so mag die Schriftstellerin eher antikonventionell als antiautoritär (vgl. dazu auch Dolle 1978) gewesen sein. Und aus der Tatsache, dass in ihren Büchern der Mensch im Einklang mit der Natur steht, lässt sich zunächst einmal kein auch nur im weitesten Sinne politisches Programm ableiten. Vielmehr sind die entsprechenden Passagen Ausdruck eines Erinnerungsdiskurses, der sich eng auf „Das verschwundene Land“ bezieht.

Eine Kontextualisierung des Lindgrenschen Werks kann nur dann sinnvoll sein, wenn dies tatsächlich in einem größeren Zusammenhang geschieht, etwa indem *Pippi Langstrumpf* vor dem Hintergrund der Schriften Ellen Keys (1849-1926) gedeutet wird, die 1900 *Das Jahrhundert des Kindes (Barnets århundrade)* einläutete. Solche Deutungen gibt es; sie sind jedoch weniger spektakulär, werden nur von einem vergleichsweise kleinen Kreis wahrgenommen und lassen sich zudem nicht unmittelbar in bare Münze verwandeln. Denn dass Astrid Lindgren – ob sie nun wollte oder nicht – viel für den schwedischen Tourismus und mehr noch für ein hochgradig idealisiertes Schweden-Bild auch im eigenen Land geleistet hat, dürfte vor dem Hintergrund der Ausführungen dieses Beitrags selbstverständlich sein.

Literaturverzeichnis

Primärtexte

Lindgren, Astrid (1944): *Britt-Mari lättar sitt hjärta*. Stockholm.

Dies. (1945): *Pippi Långstrump*. Illustrationer av Ingrid Vang Nyman. Stockholm.

Dies. (1974): *Die Brüder Löwenherz*. Deutsch von Anna-Liese Kornitzky. Zeichnungen von Ilon Wikland. Hamburg.

Dies. (1977): *Das verschwundene Land*. Deutsch von Anna-Liese Kornitzky. Hamburg.

Dies. (1982): *Ronja Räubertochter*. Deutsch von Anne-Liese Kornitzky. Hamburg.

[Lindgren, Astrid] (1990): *Wie Pippi Langstrumpf auf die Welt kam*. Die Schriftstellerin Astrid Lindgren erzählt von sich selbst. In: *Sächsische Zeitung* v. 21.12.1990.

Dies. (2001): *Zum Donnerdrummel! Ein Werkporträt*. Hrsg. von Paul Berf und Astrid Surmatz. Hamburg.

Dies. (2002): *Das Paradies der Kinder*. Die Kinderbuch-Klassikerin im Gespräch mit Felizitas von Schönborn. Berlin [zit. als Lindgren/Schönborn 2002].

Dies. (2007): Ur-Pippi. Stockholm (*Skrifter utgivna av Svenska Barnboksinstitutet Nr 94*).

Dies. (Red. Lena Törnqvist, 2007): Det gränslösaste äventyret. Om böcker, läsning och att skriva för barn. Lidingö.

Verzeichnis der in der DDR erschienenen Ausgaben¹¹

Lindgren, Astrid (1960): Mio, mein Mio. Übersetzt von Karl Kurt Peters. Illustrationen von Ilon Wikland. Berlin (DDR): Der Kinderbuchverlag.

Dies. (1971): Lillebror und Karlsson vom Dach. Übersetzt von Thyra Dohrenburg. Illustrationen von Elizabeth Shaw. Berlin (DDR): Der Kinderbuchverlag. / 2. Auflage 1974.

Dies. (1975): Pippi Langstrumpf. Übersetzt von Cäcilie Heinig. Einbandillustrationen von Brigitte Schleusing. Berlin (DDR): Der Kinderbuchverlag. / 2. Auflage 1976.

Dies. (1988): Ronja Räubertochter. Übersetzt von Anna-Liese Kornitzky. Illustrationen von Karl-Heinz Appellmann. Berlin (DDR): Der Kinderbuchverlag.

Dies. (1988): Pippi Langstrumpf. Aus dem Schwedischen von Cäcilie Heinig. Illustrationen von Cornelia Ellinger. Berlin (DDR): Der Kinderbuchverlag (*Alex Taschenbücher ATB 128*). / 2. Taschenbuchauflage 1989.

Dies. (1989): Ronja Räubertochter. Übersetzung aus dem Schwedischen von Anna-Liese Kornitzky. Illustrationen von Karl-Heinz Appellmann. Berlin (DDR): Der Kinderbuchverlag (*Alex Taschenbücher ATB 138*).

Dies. (1990): Immer dieser Michel. Aus dem Schwedischen. Deutsch von Karl Kurt Peters. Mit einem autobiographischen Text „Astrid Lindgren erzählt von sich selbst“. Leipzig: Reclam (*Reclam-Bibliothek Band 1360*).

Sekundärliteratur

Assmann, Jan (1999): 7. Mythomotorik der Erinnerung. a) Fundierende und kontrapräsentische Erinnerung. In: Ders.: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München (*beck'sche reihe 1307*), 78-83.

Barthes, Roland (1974): Mythen des Alltags. Deutsch von Helmut Scheffel. Frankfurt a.M.

Bialek, Manuela/Weyershausen, Karsten (2004): Das Astrid Lindgren Lexikon. Alles über die beliebteste Kinderbuchautorin der Welt. Berlin.

¹¹ Die wesentlichen Angaben im Hinblick auf die im „Kinderbuchverlag“ erschienenen Ausgaben stammen von Corinna Schiller, Lektorat Parabel, Kinderbuchverlag in der Verlagsgruppe *Beltz*, Weinheim, der herzlich für Ihre Mühe gedankt sei; vgl. Mail an den Verf. v. 30.04.2008.

Diersch, Mariana/Jahn, Claudia/Schaak, Berenike/Schultka, Holger (2007): Kennst Du Astrid Lindgren? Bibliographie und Bestandsverzeichnis – in Auswahl – aus Anlass des 100. Geburtstages und des 5. Todestages der schwedischen Kinderbuchautorin 2007. Erarbeitet im Rahmen des Projekts „Wissenschaft unterstützen – die Bibliographie als Denkraum“. Erfurt. Online: www.bibliothek.uni-erfurt.de/service/texte/schul_BibliographieAstridLindgren.pdf (84 S.; 10.12.2008).

Dolle, Bernd (1978): Unser Porträt: Astrid Lindgren. In: Deutsche Volkszeitung v. 19.10.1978.

Fellke, Jens/Egerlid, Helena/Forsgren Malmström, Rebecca (Texter)/Kern, Anna (Fotografier); Anderson, Torsten (Illustration) (2002): Rebellen från Vimmerby. Om Astrid Lindgren och hemstaden. Vimmerby.

Forsell, Jacob (Red.)/Erséus, Johan (Text)/Lindgren, Astrid/Strömstedt, Margareta (Essäer)/Engblom, Mikael (Grafisk form) (2006): Astrids bilder. [Stockholm].

Forslund, Kristina (2007): Ord är makt. In: Törnqvist/Öhman-Sundén (Hgg.) 2007, 147-160.

Franke, Berthold (2008): Das Bullerbü-Syndrom. Warum die Deutschen Schweden lieben. In: *Merkur*, H. 706. Online: <http://www.online-merkur.de/seiten/lp200803b.php> (9 S.; 10.12.2008).

Göransson, Bengt (2007): Astrid Lindgren och politiken. In: Törnqvist/Öhman-Sundén (Hgg.) 2007, 33-41.

Helsing, Susanna/Westin, Birgitta/Öhman-Sundén, Suzanne (Red., 2002): Allrakäraste Astrid. En vänbok till Astrid Lindgren. Stockholm.

Kunert, Matthias (1997): Astrid Lindgren bekommt Post aus ihrem Berlin. Spandauer Schule erhielt vor 31 Jahren als erste den Namen der Kinderbuchautorin. In: Berliner Zeitung v. 14.11.1997.

[Interview mit Michael Lachenmann] (1988): Für das Kind, das ich einmal war. Interview mit der schwedischen Schriftstellerin Astrid Lindgren. In: Sonntag v. 13.03.1988.

Metcalf, Eva-Maria (2007): Astrid Lindgren. Neuausgabe. [Stockholm].

Oetinger, Heidi (2004): Interview. „Fünf deutsche Verlage hatten Pippi Langstrumpf bereits abgelehnt“. Heidi Oetinger im Gespräch. In: Bialek/Weyershausen 2004, 482-488 [zit. als Oetinger 2004].

Pankin, Boris (2007): Vad barn behöver... Översättning av Lena Fries-Gedin. In: Törnqvist/Öhman-Sundén (Hgg.) 2007, 131-145.

Preußler, Jochen (1987): Einem verstauchten Fuß verdankt Pippi ihr Leben. Die schwedische Autorin Astrid Lindgren wurde 80. In: Neues Deutschland v. 16.11.1987.

Schindler, Nina (1987): Herzlichen Glückwunsch zum 80. Geburtstag. Kinderbuchautorin Astrid Lindgren. In: Unsere Zeit v. 13.11.1987.

Schönfeldt, Sybil Gräfin (2007a): Astrid Lindgren. Überarbeitete Neuauflage. Reinbek (*rororo monographie 50703*).

Dies. (2007b): Bei Astrid Lindgren zu Tisch. Zürich/Hamburg.

Starkmann, Alfred (1987): Aus dem Reich Nangijala. Ihre Gören sind alle graziös: Zum achtzigsten Geburtstag der Astrid Lindgren. In: Die Welt v. 13.11.1987.

Strömstedt, Bo (2007): Här talar Astrid Lindgren. In: Törnqvist/Öhman-Sundén (Hgg.) 2007, 9-18.

Strömstedt, Margareta (2007): Astrid Lindgren. En levnadsteckning. Femte upplagan. Andra tryckningen. Stockholm.

Dies. (2001): Astrid Lindgren. Ein Lebensbild. Deutsch von Birgitta Kicherer. Hamburg.

Tell, Johan (Text)/Hancock, Eva-Jo (Form) (2004): Lagom. Sanningar och myter om det vi kallar svenskt. Stockholm.

Törnqvist, Lena/Öhman-Sundén, Suzanne (Hgg., 2007): Ingen liten lort – Astrid Lindgren som opinionsbildare. Stockholm.

Internetquellen

Hauptseiten mit Verlagsanbindung: <http://www.astridlindgren.de> bzw. <http://www.astridlindgren.se>.

Hauptseite mit Familienanbindung: <http://www.saltkrakan.se>.¹²

Astrid Lindgrens värld, Vimmerby: <http://www.alv.se>.

Lindgren-Kindermuseum Junibacken, Stockholm: <http://www.junibacken.se>.

Literaturpreis zum Gedächtnis an Astrid Lindgren: <http://www.alma.se>.

¹² „Die Saltkråkan AG ist ein Familienunternehmen, das Astrid Lindgrens Kindern und Enkeln gehört und auch von ihnen geführt wird. Die Hauptaufgabe des Unternehmens besteht darin, das Werk der Autorin in der Form zu verwalten, wie sie es selbst getan hätte.“ (http://www.saltkrakan.se/website1/sd_page/27/1/index.php; 10.12.2008)

***Genus Verbi* im Deutschen und Georgischen** **Entwurf eines kulturwissenschaftlich orientierten Vergleichs**

1. Einleitung

In der Sprachwissenschaft steht längst fest, dass der Vergleich der Sprachen eine der grundlegenden Methoden der Erkenntnis ist.

Bereits Humboldt hat in frühen Konzeptualisierungen seines reichen empirischen komparativen Wissens die disziplinäre Begründung eines „gesamten Sprachstudiums“ in sprachvergleichender Perspektive angelegt. Zum einen ging es ihm darum, die Sprache als „an und für sich selbst als ein wichtiges und gemeinnütziges Studium“ anzusehen (Humboldt 1903-1936: GS.7, 601), zum anderen – „sich so viel als möglich dem Ziele zu nähern, einen vollständigen und deutlichen Begriff von der Art zu erhalten wie der menschliche Geist die verschiedenen Sprachen, abweichend voneinander, und doch immer wieder in einem allgemeinen Typus zusammenkommend, bilde“ (Humboldt 1903-1936:GS.5, 352).

Wir müssen hier aber auch an das seither oft trivialisierte Wort Humboldts denken, dass jede Sprache an der Auffassung und Strukturierung der Wirklichkeit einen Anteil habe und eine bestimmte Weltansicht inkorporiere. Diese These stellte er in seinen *Fragmenten der Monographie über die Basken*(1801) auf: Verschiedene Sprachen seien nicht ebenso viele Bezeichnungen einer Sache, sondern ‚verschiedene Ansichten‘ derselben. Diese Idee war geboren aus empirischen Beobachtungen einer Sprache, nämlich der baskischen, die sich dem syntaktischen Bau nach (als eine Ergativsprache) von den europäischen Sprachen unterscheidet.

Die These von der sprachlichen Weltansicht, die bis zum heutigen Tag zu verschiedenen Missverständnissen führte, beinhaltet rein empirisch gesehen einen einfachen Gedanken: die Verschiedenheit der Sprachen wird nicht allein durch den lautlichen Faktor bedingt. Die Lautung verbindet sich mit dem Gegenstand nicht unmittelbar, sondern vermittelt der semantisch ‚verarbeiteten‘ Einheiten, die dann als ‚inhaltliche Gebilde zur Grundlage des Bezeichnungsaktes selbst sowie der sprachlichen Kommunikation werden können“ (G.Ramischwili 1989: 216-217). Diese Ebene der geistigen Artikulation, d.h. der sprachlichen Begriffs- und Klassenbildung (als Wirkungssphäre der Erkenntnis) verläuft in verschiedenen menschlichen Sprachgemeinschaften unterschiedlich. Humboldts Arbeiten belegen, dass sich dabei lexikalische und grammatische Merkmale von Sprachen einbeziehen lassen: „Grundsätzlich ist für ihn die Grammatik unsichtbar in der Denkweise des Sprechenden vorhanden“ (Gardt 2007: 236f.). Davon zeugt der Begriff der ‚grammatischen Ansicht‘: „Die Grammatik – sagt Humboldt- bezeichnet [...] nichts Körperliches, nichts Sichtbares“. Im Unterschied zu den Wörtern, die ‚körperliche

Gegenstände darstellen', besteht die Grammatik 'durchaus in intellectuellen Verhältnissen' (Humboldt 1903-1936:GS.6, 337).

Insofern die „grammatische Verschiedenheit der Sprachen [...] in der Verschiedenheit der grammatischen Ansicht“ liegt, ist sie „der geistigen Eigenthümlichkeit der Nationen noch näher verwandt, als die Wortbildung“. Ein allgemeines Gesetz für jegliche menschliche Gemeinschaft verlangt „ihre Moralität und ihre Cultur gegenseitig zu achten, nie nachtheilig auf sie einzuwirken, aber sie, wo es geschehen kann, zu reinigen und zu erhöhen...“ (Humboldt GS. 6, 338).

Hermann Paul hat die Sprachwissenschaft als eine Kulturwissenschaft formuliert, deren Grundlage der Einbezug der Psychologie in der Forschung sei: „Das psychische Element ist der wesentlichste Faktor in aller Kulturbewegung, um den sich alles dreht, und die Psychologie ist der vornehmste Basis aller in einem höheren Sinne gefassten Kulturwissenschaft“. Jedoch räumt er anschließend ein: „Das Psychische ist darum aber nicht der einzige Faktor; es gibt keine Kultur auf rein psychischer Unterlage“ (Paul: 1909). Sprachgemeinschaften haben die soziale Natur, die unabdingbare Voraussetzungen für die Einbeziehung von Individuen in den einheitlichen Prozess der sprachlichen Erfassung der Welt und bzw. in ursprüngliche Akte der Kategorisierung schafft, die an sich geistig - intellektuell gefasst werden können. Dadurch wird die Basis für die sprachliche Kommunikation geschaffen, auf die Kultur angewiesen ist. Sie wird durch Sprache vermittelt und in der Funktion von ‚Wirklichkeitsdeutung‘ konstituiert (Hansen 1999. 391). Daher ist Kultur „das Ganze des wechselseitigen Zusammenspiels von Denkformen, Formen des Sich-Verhaltens und sozialen Handelns und den [...] daraus entstandenen Objektivationen(Oexle 1996:26 nach Kämper: 2003). Man kann jede Sprache als eine solche ‚Objektivation‘ darstellen.

Die Sprachwissenschaft kann daher als eine sich der Kulturwissenschaft subordinierte Einzeldisziplin betrachtet werden (Auer 2003). ‚Das Selbstverständnis‘ von kulturwissenschaftlich orientierter Linguistik, die sich mit der Beschreibung von Sprache „als Form sozialen kulturellen Handelns beschäftigt, wird auf der bekanntlich approbierten These der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit“ erweitert (nach Berger/Luckmann in: Kämper 2003: 250).

Die Kultur schafft einerseits die jeweiligen Rahmenbedingungen für die Kommunikation, andererseits wird sie durch die Texte strukturiert: Denn „die Repräsentation der Kultur in Texten lässt sich über das Konzept der kulturellen Konstellation beschreiben, welche die Konkretisierungen des Kultursystems im Text modellieren“(Georgius Floros 2002: 65-73). Nach Rehbein (Redder /Rehbein 1987: 15; 117) wird ein ‚Ensemble‘ sprachlich-kommunikativer und mentaler bzw. kultureller (Bewertungen) ‚Apparate‘ ausgesondert, die Kognitions-, Kommunikations- und Interpretationsweisen bzw. Differenzen in der Erwartungsstruktur explizit machen, damit unbewusste Verstehensprobleme vermieden werden und der Fremdsprachenlerner bewusst Entscheidungen treffen kann, inwieweit er sich auf die fremde Kultur (der Zielsprache) im weiten Sinne des Wortes einlassen kann: „Sprache in ihren kulturellen Umfeldern als Kommunikations- und Deutungsmittel zu beschreiben, um jeweils ein Stück Kultur zu entziffern, könnte auch ein Anliegen des Grammatikerwerbs als eines kulturspezifischen Lernprozesses sein.“ (Kuße/Unrath-Scharpenack 2002: 12).

Das Anliegen unseres Beitrags ist einen Entwurf auszuarbeiten, um in Zukunft zumindest eine Lücke in der kontrastiven Forschung der deutschen und georgischen Sprachen zu schließen, die als kulturwissenschaftlich orientiert bezeichnet werden könnte: Nämlich, durch vorgenommene Themeneingrenzung im Bereich des Verbalsystems auf *Genera der Verben* zunächst systemlinguistisch (morphologisch und bzw. morphosyntaktisch) vergleichend vorzugehen und dann nach dem Gebrauch, den kommunikativen Funktionen in bestimmten Äußerungen/Texten/Diskursen zu erforschen und dadurch zu ihren Kulturdimensionen, spezifischen Deutungs- bzw. Interpretationsweisen in zu vergleichenden Sprachen zu kommen.

2. Genus Verbi **Systemlinguistische Beschreibung**

Wir fangen mit dem einfachen bilateralen Vergleich bzw. der Gegenüberstellung bereits vorliegender Beschreibungen von grammatischer Kategorie des *Genus Verbi*, die sich auf den synchronen Stand beider Sprachen beziehen. Sie ist traditionsgemäß in der Sprachtypologie mit großem Erfolg angewendet und gilt bis heute ‚sei es nur als Ergänzung zu anderen Vergleichsmethoden, unverzichtbar‘ (Spillner 2005:274).

(a) Als Vergleichsvoraussetzung dient das Vorhandensein der Vergleichskategorie des *Genus Verbi* in den Grammatiken von beiden Sprachen.

(b) Als Vergleichsergebnis ist zu erwarten, dass es dadurch eine Grundlage geschaffen wird für den nächsten Schritt – den empirischen Vergleich (von Äußerungen/Texten/Diskursen)

a. 2.1 Ermittlung der Realisierung von grammatischer Kategorie des *Genus Verbi* b. im Deutschen

Im Deutschen als einer Nominativsprache besteht die grammatische Kategorie des Verbs aus Aktiv/Passiv. Über die Frage nach dem Wesen des Aktivs herrscht durchaus Konsens. Seine morphologische Motiviertheit liegt auf der Hand während Teilkomponente des *Genus Verbi* – Passiv morphosyntaktisch zu definieren ist. Es ist auch kein leichtes Unterfangen, die Passivformen abzugrenzen (Weinrich 1993).

Die traditionellen Ausführungen in den Grammatiken beider Sprachen sind in der Regel auf ihren strukturellen Aspekt bezogen und auf eine paradigmatische Konversionsrelation reduziert: Das Passiv als konverse Form der entsprechenden Aktivform (Helbig/Buscha 1999; Schanidze 1980, 282). Das *Genus Verbi* wird als ‚*Art des Verbs*‘ oder *Diathese* (griech. *diathesis*), Handlungsform und Verbalgenus (lat. *genus passivum als* Leideform) erläutert (Wunderlich 1993: 730-748; Bußmann 2002: 248-249).

Es werden semantische Rollen des Patiens (lat. ‚*patiens*‘ leidend) als von der Verbhandlung betroffenen Elements im Unterschied zum Agens als dem Urheber dieser Handlung unterschieden.

In semantischer Hinsicht beschreibt das Passiv die durch das Verb ausgedrückte Handlung vom Standpunkt des Betroffenen oder einer anderen nicht agentivischen semantischen Rolle. Dabei wird die Valenz des aktiv gebrauchten Verbs in typischer Weise verändert: das Subjekt wird zum (in der Regel fakultativen) Präpositional- bzw. obliquen Objekt, und

ein Objekt (meist das direkte) zum Subjekt. Das Passiv kann jedoch nicht die grundlegende Diathese sein, da es morphosyntaktisch die komplexere Konstruktion darstellt und (durch ein spezifisches Hilfsverb und ein Verbauffix gekennzeichnet) bestimmten Beschränkungen unterliegt. Die Restriktionen sind daher sprachspezifisch (Bußmann 2002: 501).

Auf Grund unterschiedlicher formaler und semantischer Eigenschaften wird für das Deutsche unterschieden zwischen:

A) Vorgangspassiv (auch: werden-Passiv); Aa) Als 'persönliches Passiv' von transitiven Verben oder als Ab) Unpersönliches Passiv von intransitiven Verben; B) Das Zustandspassiv (auch: sein-Passiv); Außer dieser Varianten kommen auch Passivformen mit den Verben *bekommen, erhalten, kriegen* vor: *Er bekommt Rosen geschenkt. Er bekam den ersten Preis zuerkannt* und das Gerundivum (Partizipium und Verbaladjektiv mit passivischer Bedeutung, das die Notwendigkeit einer Handlung bezeichnet: *Eine kaum zu bewältigende Forderung*).

Wenn wir die Verwendung des *Genus Verbi* als einer sprachlichen Erscheinung verstehen, deren Funktion im kommunikativen Handeln besteht, so sind die oben angeführten Ausführungen des Passivs als 'einer konversen Form der entsprechenden Aktivform' (d.h. über den transformationellen Rahmen hinaus) unzulänglich: 'Aktiv und Passivsätze nicht als auseinander hergeleitet aufzufassen; die Konversionsrelation, die zwischen ihnen besteht, ist eine paradigmatische, nicht eine syntagmatische Regularität' (Eroms 2000: 388.).

Vielmehr ist also die Bedeutung des *Genus Verbi* ('werden-Passiv') als 'prozessual und agensunabhängig zu betrachten, und das Aktiv als prozessual und agensabhängig'.

Das 'sein-Passiv' ist nicht-prozessual und agensabhängig, 'agenszugewandt' (Brinker 1971:15). In diesem Sinne werden in der deutschen Sprache durch das *Genus Verbi* Ereignisse und Sachverhalte als Vorgang gedeutet (interpretiert), in dem selbst von Personen oder Dingen nicht die Rede ist, obwohl der Vorgang durch die Angabe des Urhebers näher beschrieben werden kann.

Als eine Rahmenorientierung könnte man sich auf die prototypische Standardbedeutung der anschaulichen Beispiele beziehen, die als Referenzfälle der Kategorisierung dienen können. Weniger typische Vertreter des *Genus Verbi* treten dann an die Peripherie (Steinbach 2002:189).

Aktiv= (+unmarkiert +Agens im Nominativ+ transformationsmöglich)

Der Vater baut das Haus.

Passiv=(+markiert+Subjekt und Akkusativobjekt ändernd+Valenzreduktion ermöglichend)

Das Haus wird von dem Vater gebaut.

Dem Vater wird geholfen.

Für die Flüchtlingen wird gesorgt.

In diesem Sinne verfügen Aktiv und Passiv über bestimmte prototypische Vertreter, die ihre repräsentativen Merkmale aufzeigen und relativ zu interpretieren sind.

Für linguistische Interpretation des *Genus Verbi* sind die Auffassungen von Glinz wieder aktuell, der versuchte 'den Unterschied zwischen zwei Dimensionen deutlich herauszuarbeiten'. Nämlich das Primäre: 'die normale Gefügebedeutung' von drei Reihen 'Aktiv, Bewirkt-Passiv und Zustandspassiv' um dann zur Dimension 'zusammenfassender

Deutung der Gefügewerte' zu kommen, die den drei Geschehensarten eigen sind: Aktiv als ‚einfach‘: *finden, gefunden haben (gefunden gehabt zu haben)*, Passiv als ‚bewirkt‘: *gefunden werden, gefunden worden sein* und Zustandspassiv als ‚gegeben‘: *gefunden sein (gefunden gewesen sein)*, in denen er ‚die Umkehrung der Geschehensrichtung‘ erkannte. Dabei gibt er eine Skala der Kombinationen von Kategorien zwischen ‚Reinformgefügen‘ und ‚Vollzugsgefügen‘ mit den Werten ‚offen‘ und ‚vorbei‘ oder ‚allgemein‘ und ‚vollzogen‘, welches auch für ‚vergangen‘ gilt (Glinz 1973, 383-384).

Um den Deutungswert besser zu veranschaulichen werden Beispiele der linguistischen Interpretation angeführt, in denen ‚wird‘ den Vorgang im Moment seiner Verwirklichung geben kann oder ein anderes Mal so ‚daß die wirkende Kraft als noch vorhanden, noch wirksam gedacht wird, daß der Vorgang ständig von ihr gespeist werden muß, um nicht abzureißen‘. ‚Ist‘ setzt dagegen nur voraus, ‚daß der Vorgang gewirkt hat, dass man aber nicht auf dieses vergangene Wirken achtet, sondern auf den daraus hervorgegangenen Zustand, auf das erreichte Resultat‘. Bei der Zustandsbezeichnung kann aber durch ‚werden‘ - Gefüge als Quelle (vergangenes Wirken), ‚vollzogen- als- vergangen‘ mit angegeben werden. Dann heißt es: ‚*Der Wald ist geschlagen worden*‘ (Glinz 1973: 368f.).

Weinrich zufolge sind Genera der Verben nicht mit den ‚Verhaltens-Kategorien‘ ‚Aktivität‘ und ‚Passivität‘ gleichzusetzen (Weinrich 1976, 201; 1993: 155). In seiner ‚*Textgrammatik des Deutschen*‘ kritisiert Weinrich die traditionelle Theorie der Umkehrung: „Man darf [...] das erweiterte Passiv nicht einfach als die Umkehrung des Aktivs ansehen, auch wenn eine mehr als zweitausendjährige kategoriale Tradition der Grammatik eine solche Auffassung nahe zu legen scheint“ (Weinrich 1993: 169).

Insofern haben sie nichts mit Aktivität und Passivität zu tun, ähnlich wie das morphologisch zu definierende Aktiv nicht nur eine ‚Tätigkeit‘ ausdrückt und das Passiv nicht nur ein ‚Leiden‘. Z.B. in Sätzen wie: *Er leidet. Das Projekt steht zur Diskussion* sind Subjekte keineswegs aktivisch.

Nach Brinker muss unter dem Terminus ‚Agens‘ nicht nur der ‚Täter, Verursacher oder Urheber, sondern auch Ursache oder ganz allgemein der Ausgangspunkt des verbalen Geschehens (der Handlung oder des Vorgangs) verstanden werden. ‚Man kann also sagen, dass das Geschehen agensbezogen dargestellt wird‘ (Brinker 1990: 116). Im Folgenden wird eingeschränkt, dass ‚das Aktiv[...] jedoch ein Geschehen ‚auch nicht –agensbezogen darstellen kann‘ und das Subjekt des Aktivsatzes in semantischer Hinsicht nicht grundsätzlich mit dem Agens gleichzusetzen sei (Brinker 1990: 117).

In diesem Zusammenhang können wir auf Eisenberg verweisen, der zu Recht meint, dass das Passiv auch nicht nur ‚täterabgewandt‘ sondern in besonderer Weise ‚auch-zugewandt‘ sein kann, ‚wenn die von - Phrase vorhanden ist‘. Die Funktion des Passivs lässt in diesem Fall aus einer funktional-pragmatischen Sicht ableiten, ‚das Agens zu thematisieren und ihm ein besonderes Gewicht zu verleihen‘ (Eisenberg 1986:143).

Durch die Hauptanschlussmittel ‚von‘ und ‚durch‘ werden grundsätzlich semantische Differenzierungen vorgenommen. Das können wir mit dem Beispiel von Engel veranschaulichen: *Die Vorlage wurde vom Parlament/ durch das Parlament gebilligt*. Mit der Präposition ‚von‘ werde das Parlament als ‚selbsttätig entscheidende Größe‘ bezeichnet; ‚durch‘ hingegen lasse darauf schließen, dass ‚das Parlament ein Rädchen in

einer für den Außenstehenden kaum mehr durchschaubaren Abstimmungsmaschinerie' sei. (Engel 1991: 455).

Von Kutschera ist der Auffassung, dass ‚Aktionssätze‘ und ‚aktionsfreie Sätze‘ verschiedene Interpretationsformen des Geschehens sind, wobei ‚die Welt‘ durch die deutsche Sprache ‚heute eher passivisch, d. h. in Form von Zuständen und Zustandsänderungen gesehen wird, als in Form von subjektbestimmten Geschehen‘ (Kutschera 1971: 318ff.). Die Häufigkeit des Vorkommens in Kommunikationssituationen ergibt jedoch ein anderes Bild: Nach den Angaben von DUDEN entfallen im Durchschnitt etwa 93% der finiten Verbformen auf das Aktiv und nur 7% auf das Passiv. Dabei kommen 5% im werden- Passiv und 2% im sein-Passiv vor (DUDEN 1995: 170). Der Gebrauch in Kommunikationssituationen tritt als entscheidender Faktor auf.

c. 2.2 Ermittlung der Realisierung von grammatischer Kategorie des *Genus Verbi* d. im Georgischen

Im Georgischen als einer agglutinierenden Ergativsprache gibt es im Deklinationssystem außer dem Nominativ, Genitiv, Dativ, Instrumentalis, Adverbial und Vokativ noch einen Subjektkasus, den Ergativ (auch Narrativ oder Agentiv genannt) für die aktivischen Verben, die in einer Form der Aoristgruppe gebraucht werden. Ein Akkusativ fehlt. Alle Kasus werden durch Suffixe gekennzeichnet, die an den Wortstamm bzw. an das Pluralzeichen angehängt werden.

Das georgische Verb ist durch eine komplizierte Struktur gekennzeichnet. In ihr finden sich außer überwiegend agglutinativen Elementen auch flektivische. Die Ketten von Prä- und Suffixen, die an der Verbalwurzel angehängt werden, haben verschiedene Funktionen. Im Verbalkörper können außer dem Subjekt auch indirekte und direkte Objekte bezeichnet werden. Wegen der Polypersonalität des Verbs, die den Prozess als inkorporiert darstellt, ist die Erschließung der Kategorie des *Genus Verbi* erschwert. Es werden drei Genera unterschieden: Aktiv, Passiv und Medium.

Im Rahmen dieses Entwurfs können wir nicht auf ihre Bildungsmöglichkeiten (sowie der Aoristgruppen) näher eingehen. Nach Fähnrich wird „syntaktisch scharf zwischen Aktiv und Passiv unterschieden. Passive Verbformen verlangen das Subjekt im Nominativ. Sie können zudem noch über ein indirektes Objekt verfügen, das im Dativ steht. Bei aktivischen Verben in der Präsensgruppe steht das Subjekt im Nominativ. Wenn ein direktes oder indirektes Objekt vorhanden sind, so stehen sie im Dativ“ (Fähnrich 1987: 16; 80-93).

Vorgangspassiv und Zustandspassiv werden formal und inhaltlich getrennt (durch Suffixe und Präsensstammformans i-ebi): *vi-xat-eb-i* (ich werde gemalt), Zustandspassiv ist durch den Aorist des Passivs (-e) ausgedrückt: *d-av-i-karg-e* (ich habe mich verlaufen). Das Medium hat seine eigenen Formen nur im Präsens und in den von ihm abgeleiteten Formen (Schanidze, 1980). Das Subjekt führt im Medium eine Handlung ohne ein Objekt aus: *m-igoravs* - es rollt (Gamkrelidze u.a. 2003:220).

Das Kriterium der Inversion reicht in Bezug auf das georgische *Genus Verbi* nicht, da das Subjekt kein Patiens sondern eher reflexiv den medioaktiven Verben ähnlich ist: *emaleba*

(er versteckt sich von ihm), *elaparakeba* (er unterhält sich mit ihm u.a.). Sogar einstellige Verben (die s. g. Deponenzen): *ilandsgeba* (er schimpft statt/ es wird geschimpft); Diese Verben stellen das Subjekt als aktiv dar, was das Prinzip der semantischen Opposition verletzt (Melikischwili 2001: 64ff.).

Darüber hinaus gibt es das ‚Passiv der Possibilität‘, das ‚Passiv des Geltens‘ und das ‚Passiv der Stimmung‘. Ersteres bezeichnet, das die Ausführung einer Handlung möglich, aber zugleich nicht verboten ist, z.B.: *es soko iwmeva, is ara* (dieser Pilz ist essbar, jener nicht); *Es gvino ismeva* (dieser Wein ist trinkbar).

Die zweite Variante bezeichnet, wie das Subjekt dem Objekt vorkommt, z.B.: *mebevreba* (das ist mir zu viel); *metsotaveba* (das ist mir zu wenig).

Das ‚Passiv der Stimmung‘ bezeichnet den Gefühlszustand des Subjekts in Bezug auf die Handlung, die durch das Verb ausgedrückt wird, z.B.: *memgereba* (mir ist danach zu singen); *metireba-* zu weinen; *mecineba-* zu lachen. Außerdem zeigt sich die Tendenz die agentivische Ergänzung intransitiver Verben anders zu codieren (wie in so genannten Aktivsprachen), wo bei intransitiven Zustandsverben der Träger des Zustands bevorzugt im Dativ erscheint. (Melikischwili 2001: 66). Außerdem: *mich friert – maciebs; mir ist angst – meshinia*.

Im Georgischen wird der Vorgang vorwiegend aktivisch d.h. vom handelnden Subjekt (das öfters auch im Ergativ vorkommt), als Urheber und Träger des Geschehens dargestellt. Dabei ist die gewöhnliche Satzgliedfolge: Subjekt-indirektes Objekt-direktes Objekt-Prädikat. Üblich ist: *mamam saxli aashena –Der Vater hat das Haus gebaut* und nicht: *saxli ashenda mamis mier (Das Haus wurde von dem Vater gebaut)*, obwohl ohne die Benennung des Urhebers der Handlung die passivische Konstruktion auch geläufig sein kann: : *saxli ashenda(Das Haus wurde gebaut)*,

Franz von Kutscheras Auffassung folgend, könnte man annehmen, dass ‚die Welt‘ durch die georgische Sprache ‚in Form von subjektbestimmten Geschehen‘ eher aktivisch gesehen wird. Die Veränderungen in den modernen sozial- politischen Lebenssphären (durch Kommunikation mit europäischen Ländern bzw. Völkern) wirken jedoch auf die Verwendung des Passivs in Richtung seiner Intensivierung in bestimmten Textsorten (Fachsprachen, Pressesprache).

3. Kommunikationsstrategische Funktionen

Aktiv und Passiv sind in Wirklichkeit in beiden zu vergleichenden Sprachen weder bedeutungs- noch funktionsgleich.

Das *Genus Verbi* zeigt im Sprachgebrauch des Deutschen und des Georgischen wichtige kommunikative Werte bzw. kommunikative Funktionen auf, mit denen Mitglieder der Sprach- und Kulturgemeinschaft in verschiedenen Kommunikationssituationen Sachverhalte in bestimmten Perspektiven darstellen und dadurch strategisch handeln können.

Die kommunikationsstrategischen Funktionen des Passivs sind verschiedenartig und komplementär:

1. Allgemeine kommunikative Funktionen, die sich meistens referentiell auf die Kommunikationssituation beziehen, wenn der Handelnde unbekannt, unwichtig oder nicht genannt wird, weil er vorerwähnt wurde oder aus dem Textzusammenhang erschlossen

werden kann (Brinker 1990: 119). Ferner: bewusst nicht genannt wird (z.B. wenn man den Täter verschweigen will), aus Gründen der Diskretion nicht genannt wird oder wenn eine Aufforderung erteilt wird.

Von Polenz stellt diese Funktion im Zusammenhang mit ‚rigorosen Durchsetzung von Normen, Verpflichtungen und Verboten‘ besonders in Verwaltungstexten (von Polenz 1985: 186).

2. Die Textfunktionen des Passivs weisen textintern auf ‚metatextuelle‘ Phänomene und bzw. auf den kommunikativen Wert als stilistischen Effekt auf (Weinrich 1993; 184). Die textuelle Grundfunktion besteht im geeigneten Wechsel von Aktiv und Passivsätzen. Das kann dazu beitragen, ‚die Monotonie gleichartiger Satzmuster zu unterbrechen, dem Ausdruck eine größere Beweglichkeit zu verleihen, Satzfolgen übersichtlicher zu gestalten und damit deren Verständigungswert zu erhöhen‘ (Flämig 1991:427).

3. Im Deutschen (zum Teil auch im Georgischen) sind die Passivstrukturen kennzeichnend für bestimmte Textsorten, für fachsprachliche Texte und Diskurse.

4. Verfahren des synchronen Sprachvergleichs

4.1 tertium comparationis

Obwohl vergleichende Forschung als Methode der Sprachvermittlung bereits im 18. Jahrhundert bekannt war, wurde kontrastive Linguistik erst seit Mitte des 20. Jahrhunderts betrieben.

Verschiedene Verfahren können angewendet werden, denn „es gibt keine Totalmethodologie“, so Auer (Peter Hartmann folgend), „sondern je nach Untersuchungsobjekt verschiedene Herangehensweisen, die sich überlappen“ (Auer 2003: 179).

Nach Bußmann „verbindet sich der Anspruch mit der in Osteuropa verwendeten alternativen Bezeichnung ‚Konfrontativen Linguistik‘ im (vermeintlichen) Gegensatz zur kontrastiven Linguistik nicht nur Unterschiede sondern auch Gemeinsamkeiten zwischen den Sprachen zu erforschen“ (Bußmann 2003:376,377).

Für einen synchronen, pragmatisch orientierten Sprach- und Kulturvergleich muss nach Spillner *tertium comparationis* als methodischer Grundsatz gelten (Spillner: 272).

Die Gegenüberstellungen können nach dieser Auffassung nur in dem Fall gelungen sein, wenn bei der Untersuchung des Deutschen (als Ausgangssprache- L1) nicht nur Unterschiede (in Bezug auf die Zielsprache L2) sondern auch *tertium comparationis* als eine von den zu vergleichenden Objekten unabhängige Vergleichskategorie herangezogen wird: „*Tertium comparationis*‘ kann weder eine gemeinsame Bezeichnung noch eine funktionale Ähnlichkeit sein, sondern nur eine semantisch-funktionale Kategorie sein, die von den beiden zu vergleichenden Sprachen/Kulturen unabhängig sind. Es lässt sich als ‚*tertium comparationis*‘ eine einzelsprachenunabhängige Metalingua bzw. eine Transkulturelle Tiefenstruktur ansetzen und dann nach den Realisierungsmöglichkeiten bzw. Realisierungen in den jeweiligen Ländern/Kulturen/Sprachen fragen“ (Spillner 1997 in: 2005: 272).

Ausgehend vom *tertium comparationis* als einer semantisch-pragmatischen Kategorie oder einer kommunikativen Funktion könnten nach Spillner Fragen so formuliert werden:

Wir können diese Fragen auf *Genus Verbi* beziehen: Wie wird eine semantische Kategorie wie beispielsweise Hervorhebung der Handlung im Text/Diskurs mit Bezug auf den Gebrauch von *Genus Verbi* in L1(Ausgangssprache) und L2(Zielsprache) ausgedrückt?

Wie wird in L1 und L2 eine Aufforderungshandlung ausgedrückt [...] ein Beschwerdebrief formuliert, eine wissenschaftliche Argumentation durchgeführt?

„Es sind nach Möglichkeit für jede Sprache Variationen/ Realisierungsmöglichkeiten zu ermitteln, so dass keine Eins-zu Eins-Relationen, sondern Fächer von Möglichkeiten entstehen“ (Spillner 2005: 272).

Strukturelle Übereinstimmungen zwischen dem Deutschen als L1 und dem Georgischen als L2 wären kaum zu erwarten.

Als Vorgehensweise kann jedoch *tertium comparationis* für unsere zukünftige Untersuchung konkreter Textkorpora wichtig werden. Dabei liegt „beim kontrastiven Vergleich es nahe, dass vor allem Sprachunterschiede herauszuarbeiten“ sind (Spillner: 272).

4.2 Interlingualer Vergleich von Textsorten

„Jeder Text steht in einer regelhaften Beziehung zu allen anderen Texten, die mit ihm funktional oder semantisch äquivalent oder aufgrund äußerer oder innerer Merkmale verwandt sind. Eine komplexe Kette von Sätzen wird nur dann als ‚Text‘ erkannt und rezipiert, (d.h. nur dann die Eigenschaft der ‚Textualität‘ zugewiesen bekommt), wenn er einer ‚Textsorte‘ zugeordnet werden kann d.h. als realisiertes Exemplar eines allgemeinen Musters identifiziert wird“ (Busse 2007: 92f.).

In jeder Sprache/ Kultur gibt es relativ konstante Muster, z.B. einen Antrag zu stellen oder einen Bewerbungsbrief zu schreiben. In den meisten Sprachen gibt es Textsorten, besonders gebrauchssprachliche und fachsprachliche, die in vergleichbarer Form existieren: „Im interlingualen Vergleich von Textsorten realisiert sich die [...] pragamatisch-kulturelle Faktoren einbeziehende Methode der Kontrastiven Textologie. *Tertium comparationis* kann sich als einzelsprachenunabhängig als kommunikative Mitteilungsabsicht, als pragmatische Metalingua darstellen“ (Spillner: 283).

Es muss unterstrichen werden, dass dabei nicht vorliegende Übersetzungen verglichen werden müssen, sondern unabhängig voneinander entstandene Texte aus beiden Sprachen, die aufgrund identischer Kommunikationsintention vergleichbar sind. Denn sie sind „routinemäßige Mitteilungshandlungen, die einzelsprachig und bis zu einem gewissen Grad kulturspezifisch konventionalisiert“ sind.

So können einzelsprachenspezifische Sprachmuster kulturelle Unterschiede darstellen.

In Corpora der gebrauchssprachlichen Textsorten (Textcorpora) kann als *tertium comparationis* eine informell formulierte pragmatische „einzelsprachenunabhängige“ Handlungsbeschreibung gelten, wenn es solche gibt.

Der kontrastive Vergleich soll sich zunächst auf der Aussonderung der textsortenspezifischen Textmerkmale orientieren. Textcorpus einer jeder Sprache muss mit einem Vergleichskorpus konfrontiert werden: „Erst dann kann die Kontrastierung vorgenommen werden, die Unterschiede der einzelsprachlichen Vertextung ermittelt, in denen

divergierende, soziokulturell motivierte, traditionell geprägte Konventionen für bestimmte Textsorten und für bestimmten Sprachgebrauch *des Genus Verbi* existieren. So werden für unsere zukünftige Untersuchung zunächst die linguistischen und pragmatischen Differenzen von besonderem Gewicht sein. Die Kontrastierung der Fachsprachen (z.B. Rechts- oder Wirtschaftssprachen) oder auch der fiktionalen Texte können eine Reihe unterschiedlicher Merkmale feststellen lassen, die von den außersprachlichen soziokulturellen Vorgaben (spezifischen Realien) gemeinsam mit Konventionen des Sprachgebrauchs und Vertextungsregeln die Textsorte bzw. Textstruktur bestimmen. So wird der Sprachvergleich zum Kulturvergleich.

4. Linguistische Interpretation und Verfahren der Diskursanalyse

Am Befund der systemlinguistischen Unterschiede in den zu erschließenden Textcorpora kann das linguistische Interpretationsverfahren angewendet werden, das als „differenziertes Hermeneutik- Konzept, als Verstehens und Deutungslehre eine lange Tradition hat“ (Scharf: 1989: 10). Seither ist verständlich, dass, wann immer die sprachwissenschaftliche Auseinandersetzung mit den schriftlichen Texten im Mittelpunkt steht, eine linguistische Hermeneutik entsteht (Vgl: Hermanns 2003; Busse 2003; Jäger 2003), wobei das Verstehen selbst eingehend thematisiert wird. Verstehen und Auslegung setzen die Zugehörigkeit zur Sprachgemeinschaft der jeweiligen spezifischen Sprachkompetenz und Textmuster- und Diskurskompetenz voraus.

Die Fragen nach dem Diskurswissen werden in Verbindung mit dem Weltwissen (das Wissen über Fakten, Objekte, Beziehungen in der Welt), dem soziokulturellen Wissen (soziale Werte, Normen, Institutionen etc.) sowie dem Textsortenmuster - und bzw. Diskurswissen in zu vergleichenden Sprachen aufgeworfen.

Dafür scheint es uns möglich, Verfahren der linguistischen Diskursanalyse heranzuziehen, insofern sie „der Erfassung des – notwendig gesellschaftlich geprägten - verstehensrelevanten Wissens dient [...]. Als empirische kulturwissenschaftliche Disziplin ist sie zugleich Textwissenschaft *sui generis* und als solche angewiesen auf konsensfähige Interpretationskonstrukte“. (Busse 2007: 82).

Wir werden versuchen, die methodischen Kriterien für Kontextualisierungsprozesse, die von Busse angeboten sind, unter bestimmter Einschränkung in unserer vergleichenden Untersuchung anzuwenden.

5. Schlussbemerkungen

Am Beispiel der deutschen und georgischen Textsorten und Diskursen wird unter anderem auch die Erkenntnis zu erwarten sein, dass das *Genus Verbi* nicht nur ein grammatisches Phänomen sondern die Perspektiven bzw. Deutungsweisen in verschiedenen Sprachen darstellt, die die Konstitution und Inhalt der zu interpretierenden Textkorpora kulturspezifisch mitbestimmen und soweit auch Diskurse in Hinsicht auf kulturelle Konstellationen prägen können.

Der Fokus unserer zukünftigen Untersuchung wird im Versuch bestehen, die Theorie mit der Praxis zu verbinden, indem es am Beispiel ausgewählter deutscher und georgischer Textcorpora (Fachtexte sowie Gebrauchs- und Literaturtexte) exemplifiziert werden soll, wie die spezifischen Unterschiede und eventuell Gemeinsamkeiten beim Gebrauch des *Genus Verbi* in verschiedenen Textsorten beider Sprachen zustande kommen und worin ihre Funktion in Texten/Diskursen liegt.

Somit liegt es in unserem Entwurf nahe auf die Notwendigkeit der Untersuchung von funktionaler kontextbezogener Sprachverwendung zwischen Angehörigen unterschiedlicher Sprach- und Kulturgemeinschaften (Deutsch- Georgischen) hinzuweisen, das ermöglichen würde kommunikativ-pragmatische und kulturspezifische Unterschiede im literarischen, gebrauchssprachlichen und fachsprachlichen Gebrauch *des Genus Verbi* in verschiedenen (deutschen und georgischen) Diskursen herauszuarbeiten.

Zu bedenken ist jedoch, dass aus den Vergleichsergebnissen nur bedingt methodisch stringente, generalisierbare Schlüsse gezogen werden können.

Literatur

Auer, Peter (2003) „Realistische Sprachwissenschaft“. In : Angelika Linke/ Hanspeter Ortner/ Paul R.Portmann-Tselikas (Hgg). Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen. Max Niemeyer Verlag.

Adamzik, Kirsten (2004) Sprache: Wege zum Verstehen. 2.Auflage. Tübingen und Basel. A. Franke Verlag.

Brinker, Klaus (1971) Das Passiv im heutigen Deutsch. Form und Funktion. München/Düsseldorf.

Brinker, Klaus (1990): Aktiv und Passiv in der deutschen Sprache der Gegenwart. In: Muttersprache 2/3.

Bußmann, Hadumod (2002) Lexikon der Sprachwissenschaft (Hrg.) Stuttgart. Alfred Kröner Verlag.

Busse, Dietrich (1994) Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/ Teubert, wolfgang /Hg./: Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen. Westdeutscher Verlag GmbH.

Busse, Dietrich (2007) Applikationen. Textbedeutung, Textverstehen, Textarbeit (am Beispiel der juristischen Textauslegung). In: F. Hermanns / W. Holly (Hrsg.): Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens. Tübingen: Niemeyer, (RGL).

Busse, Dietrich (2008) Diskurslinguistik als Kontextualisierung - Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In: Diskurslinguistik nach Foucault Theorie und Gegenstände. Linguistik. Impulse&Tendenzen. (Hrg.) von Ingo H. Warnke. Walter de Gruyter. Berlin. New York.

DUDEN (1995) Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Hrg. Von Günther Drosdowski. Mannheim/Leipzig u.a.

Eroms, Hans Werner (2000) Syntax der deutschen Sprache. Berlin/New York.

Fährnich, Heinz (1986) Kurze Grammatik der georgischen Sprache. Leipzig.

Floros, Georguis (2002) Zur Repräsentation von Kultursystemen in Texten: kulturelle Konstellationen. Tübingen.

Gardt, Andreas (2007) Linguistisches Interpretieren. Konstruktivistische Theorie und realistische Praxis.). In: F. Hermanns / W. Holly (Hrsg.): Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens. Tübingen: Niemeyer, (RGL).

Glinz, Hans (1973) Die innere Form des Deutschen. Bern und München. Sechste Auflage. Bibliotheca Germanica Franke Verlag.

Götze, Lutz (2004) Zeitkulturen. Gedanken über die Zeit in den Kulturen. Frankfurt a.M. u.a.

Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (1999) Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig/Berlin u.a.

Heinemann, Margot/ Heinemann Wolfgang (2002) Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion-Text-Diskurs. Tübingen. Max Niemeyer Verlag.

Hermanns, Fritz (2003) Linguistische Hermeneutik. Überlegungen zur überfälligen Einrichtung eines in der Linguistik bislang fehlenden Teilfaches. In: Angelika Linke/ Hanspeter Ortner/ Paul R. Portmann-Tselikas (Hgg). Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Max Niemeyer Verlag. Tübingen.

Humboldt, Wilhelm von (1903-1936): Gesammelte Schriften (GS): 17.Bde. Hrsg. v. Albert Leitzmann u.a. Berlin. De Gruyter. Sieh auch (1994) Über die Sprache. Reden von der Akademie. Hg. kommentiert und mit einem Nachw. vers. Von Jürgen Trabant. Tübingen/Basel.

Jäger, Ludwig (2003) Probleme der linguistischen Gegenstandskonstitution. . In: Angelika Linke/ Hanspeter Ortner/ Paul R. Portmann-Tselikas (Hrsg.). Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Max Niemeyer Verlag. Tübingen.

Kämper, Heidrun (2003) Zeitreflexion und Sprachgeschichte. Ein Konzept zur Erforschung des Nachkriegsdeutschen. In: Angelika Linke/ Hanspeter Ortner/ Paul R. Portmann-Tselikas (Hrsg.). Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Max Niemeyer Verlag. Tübingen.

- Kuße, Holger/Unrath-Scharpenack, Katrin (2002) Kulturwissenschaftliche Linguistik. Beispiele aus der Slawistik. Bochum.
- Kutschera, Franz von (1971) Sprachphilosophie. München. Wilhelm Fink Verlag.
- Melikishvili, Damana (2001) Conjugation System of Georgian Verb. Tbilisi. (Georgisch)
- Paul, Hermann (1909) Prinzipien der Sprachgeschichte. Online unter: <http://gutenberg.spiegel.de/paulh/prinzip/paulinha.htm>
- Polenz von, Peter (1985) deutsche Satzsemantik. Berlin/New York.
- Ramischwili, Guram (1988/89) Einheit in der Vielfalt. Grundfragen der Sprachtheorie im Geiste Wilhelm von Humboldt. Bonn.
- Redder, A., Rehbein, J. (1987) Zum Begriff der Kultur. In: OBST, 38, 7-22.
- Schanidze, Akaki (1980) Grundlagen der georgischen Grammatik [georgisch]. Tbilissi.
- Scharf, Hans Werner (1989) Hrg. Kultur und Erkenntnis. Wilhelm von Humboldts Sprachdenken. Symposion zum 150.Todestag. Düsseldorf, 28-30.6.1985. Reimer Hobbing GmbH Verlag.
- Spillner, Bernd (2005) Kontrastive Linguistik-Vergleichende Stilistik-Übersetzungsvergleich-kontrastive Textologie. Eine kritische Methodenübersicht. In: Beiträge zum romanisch-deutschen und innerromanischen Sprachvergleich. Akten der gleichnamigen internationalen Arbeitstagung (Leipzig, 4.10.-6.10.2003) Hrsg.von Christian Schmitt und Barbara Wotjak Band 1 Sonderdruck. Bonn. Romanischer Verlag.
- Steinbach, Markus (2002) Semantik. In: Jorg Meibauer u.a. Einführung in die germanistische Linguistik. Stuttgart /Weimar.
- Weinrich, Harald u.a. (1993): Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim.
- Wunderlich, Dieter: (1993): 'Diathesen'. In: Syntax.

Die Trivilliteratur und die Widerspiegelung der Wirklichkeit anhand des Werkes von Hera Lind¹ „Frau zu sein bedarf es wenig“

Die sehr oft gering geschätzte Trivilliteratur, die ja ebenfalls für die heute lebenden Generationen auch von Wert ist, hat mich parallel zu meinen beiden letzten Passionen zu „A. Schopenhauer als Literat“ und zu den vergleichenden Studien an manchen deutschen „Literaturgeschichteverfasser“ beschäftigt.

Es muss auch bemerkt werden, dass die Autorin und ihre Protagonistinnen eigentlich die aufklärerischen Ideen fortsetzen, indem sie dazu neigen, die eigenen seelisch- psychischen Eigenschaften auf die ganze Menschheit zu übertragen. Die eigene Handlung erscheint dann als einzig mögliche und *per se* richtig. Das dabei entstehende Bild der Frau, versuche ich in meinem Kurzbeitrag darzustellen.

Die Handlung des Buches umfasst ein Lebensjahr der Hauptheldin Pauline Frohmut, die 33 ist und dabei fest überzeugt ist, dass das Leben für sie, als für „eine Frau von Welt“ erst beginnt.²

Die Grenzen der Handlung sind sehr geschickt gesetzt - das Buch beginnt mit der Entbindung und endet mit einer neuen Schwangerschaft.³ Die Väter werden eigentlich von Anfang an auf rein reproduktive und unterhaltende Funktionen reduziert.⁴ Pauline ist mit ihrem „Frausein“ nicht zufrieden, ich wage sogar zu behaupten, dass sie die geschlechtliche Selbstidentifikation verwirft und an Minderwertigkeitsgefühlen leidet.⁵ Deshalb stellt sie wohl fest: „Frau zu sein macht absolut keinen Spaß.“⁶ Die permanente Unzufriedenheit mit sich selbst wird auch auf die Umwelt übertragen, und betrifft größere - wie in der Erwägungen über die Rolle der Kirche, die „nicht mehr zeitgemäße Werte predigt“⁷ - und winzige Lebensbereiche - wie im Fall von der „Namenwahldiskussion“⁸. In jeder Situation betrachtet Pauline nur sich selbst als allein maßgebliche Instanz, obwohl sie nie den Namen des Erz-Egoisten Max Stirner erwähnt, der dasselbe empfahl. Sie bemerkt auch nicht, wie ähnlich sie diesen zwei Mädels ist, die rauchten (eine aktiv und die zweite passiv) und gleichzeitig über die Schadstoffe in der Luft plauderten. Beide haben ihre Wohnungen, um die Gifte nicht hinein zu lassen, hermetisiert⁹, und bemerken die

¹ Hera Lind, Jahrgang 1957, Kölner Sängerin, hat eine erfolgreiche Serie von Seite 69 von 168 Büchern für Frauen geschrieben. Ihr erster Roman „Ein Mann für jede Tonart“ erschien 1989, und wurde schnell verfilmt; danach kommen: „Frau zu sein bedarf es wenig“ (1992); „Das Superweib“ (1994) verfilmt 1996; „Die Zauberfrau“ (1995). Die Auflagen gingen in die hunderttausende Exemplare, hatte also eine große Wirkung auf die breitesten Massen der Leser.

² Vgl., Hera Lind, *Frau zu sein bedarf es wenig*, Fischer Taschenbuch Verlag, 1994, S.212, 214. Dabei besteht die Heldin aus zwei Wesen, zwei Persönlichkeiten. Die erste handelt den alten Normen nach (symbolisiert durch die Stimme von Tante Lilli) und die zweite- den neuen nach)wurde durch den inneren Schweinehund symbolisiert). Vgl. S.107

³ Vgl., ebenda, S. 4, 11 Ihr Partner und der wahrscheinlichste Pater von dem Neugeborenen Sohn Paul wollte die Entbindung filmen, versuchte also der neuen Mode nachzugehen und „fortschrittlich“ - so wie er es verstand - handeln.

⁴ Ebenda, S.9: „...Klaus war zufällig der Vater meines Kindes...“; S.14: „...Paul ist zugegebenermaßen kein Kind der Liebe, sonder ein Kind der Triebe...“.

⁵ Vgl., ebenda, S.27

⁶ Ebenda, S.31

⁷ Ebenda, S.30

⁸ Vgl., ebenda, S.12

⁹ Vgl., ebenda, S.34

Widersprüche in ihren Handlungen - ebenso wie Pauline - nicht. Der Scharfsinn des heutigen Menschen betrifft nur die Umgebung und sehr selten – sich selbst.

Die unerwartete Schwangerschaft am Ende, wobei der Vater eher unbestimmt und eigentlich auch unwichtig ist, und die zukünftige Mutter sich selbst als eine „ehe-unwillige Dorfprimadonna mit Rosinen im Kopf und Furz im Gehirn“¹⁰ bezeichnet, erscheint als bloße Folge eines intensiven Sextreibens und der Absetzung der Pille. Die Begründung für die Absetzung klingt etwas kindisch aber nüchtern und sachlich. Pauline entschließt sich „diese gefährlichen kleinen Hormonbomben, von denen man Pickel und sonst nichts bekommt, ab sofort nicht mehr zu benutzen.“¹¹ Alles im Leben von Pauline dreht sich um zwei Achsen: Um Arbeit und Sex, oder aber, falls diese Charakteristik zu eindimensional ist: Sie wollte frei von jeglichen Pflichten bleiben und nur die eigenen Wünsche realisieren. Sie will singen, sie will Gesellschaft und erotische Bedienung, zum Geben ist sie dabei absolut nicht bereit.¹²

Es wurde schon erwähnt, dass der Vater des zweiten Kindes eigentlich unbestimmt ist, denn die Kontakte mit den ihr als Menschen gleichgültigen Männern waren und sind für Pauline etwas Gewöhnliches und eigentlich allein akzeptables: „In letzter Zeit waren mir nämlich verschiedentlich Männer zu nahe getreten, und irgendwie lassen sich solche Peinlichkeiten nicht immer ganz spurlos aus der Welt zu schaffen.“¹³ Die zweite Person erscheint also als etwas Mechanisches, eben – als Etwas und nicht als Wer.

Ihr Verhältnis zum Kind besteht, wie man annehmen kann, aus süßlicher Sentimentalität, gewissen Elemente des Instinkts und kaum noch etwas Anderem. Am Anfang ist das Kind nur ein Fötus¹⁴ und nach der Geburt, sieht die Mutter in ihrem fast 10 Pfund wiegenden Sohn wieder etwas Anatomisches: „Davon 24 Gramm von entscheidender Bedeutung!“¹⁵ Später macht Pauline aus Paulchen (sic!) ihr Eigentum, und macht es konsequent, vom Anfang bis zum Ende.¹⁶ Das Kind befindet sich in ihrem Alleinbesitz, der Vater ist entbehrlich. Und da erleben die Leser eine Überraschung, die gleichzeitig als eine logische Fortsetzung der geistigen Entwicklung der Protagonistin betrachtet werden kann. Weil sich die Verbindung zwischen der Karriere und Erziehung als unmöglich erweist, beschäftigt Pauline eine Frau als Kindermädchen. Hera Lind übt dabei gewollt oder nicht eine starke Kritik an Pauline, die ja sogar unfähig ist, dem Sohn eine Alternative bei der Erziehung zu verschaffen. Denn obwohl die Protagonistin ihren langzeitigen, aber nie einzigen Partner Klaus eigentlich nicht braucht, war sie plötzlich dagegen, als eine attraktive Medizinstudentin erscheint, die diese Rolle übernehmen wollte. Pauline hat Angst, dass „diese langbeinige Intelligenzbestie“¹⁷ hier des Nachts mit Klaus über das Nebennierenrindenhormon diskutieren könnte...“¹⁸. Keinerlei Abneigung verursacht dagegen Frau Schmalz-Stange in der Gesellschaft ihres verwöhnten und verrohten Sohns Sascha. Die beiden sollen Paulchen die Familie ersetzen, obwohl diese „Kinderfrau“ überhaupt keine Ahnung sogar von der Ernährung der Säuglinge hat.¹⁹ Diese Frau

¹⁰ Ebenda, S.258

¹¹ Ebenda, S.220

¹² Vgl., ebenda, S. 20

¹³ Ebenda, S. 18

¹⁴ Vgl., ebenda, S.5

¹⁵ Ebenda, S. 13

¹⁶ Vgl., ebenda S. 29, 114

¹⁷ Laut A. Hitler: „überzüchtete Intellektuelle“, NS-Deutsch, Straelener Manuskripte Verlag, 1988, S.101

¹⁸ Hera Lind, *Frau zu sein bedarf es wenig*, Fischer Taschenbuch Verlag, 1994, S.42

¹⁹ Vgl., ebenda, S.62, 84, 97

überrascht Pauline nicht, denn ihre allumfassende Ignoranz betrifft weder Paulines professionelle Tätigkeit noch die Erotik.

Findet die Heldin aber eine entsprechende Kinderfrau (Frau Pupke), erlebt die Protagonistin gleichzeitig die Zufriedenheit und Misstrauen, weil diese geschickte Frau von Pauline als eventuelle Konkurrenz betrachtet wird. Keine Rolle spielt dabei die Tatsache, dass diese Konkurrenz Dinge betrifft, die die Protagonistin ohnehin nicht machen würde, wie z.B. ihren Haushalt führen.²⁰

Es ist auch erstaunlich, wie wenig Aufmerksamkeit Hera Lind den anderen Frauen in diesem Buch widmet, abgesehen von Pauline und Antje (die ich später charakterisieren möchte).

Die Gruppe der Männer wird durch drei namentlich genannten Personen repräsentiert. Der Freund Helmut, der möglicherweise auch der Vater von Paulchen war, ist eine so unbedeutende Person, dass er seitens Pauline allein nur bissige Ironie verdient: „Nachdem er Weihrauch, Myrthe und Gold auf das Fußende meines Bettes gelegt hatte, blieb er verlegen stehen.“²¹

Es sollte hervorgehoben werden, dass von den drei bedeutenden Partnern wohl zwei dasselbe erreichen. Pauline erlebt eine große Faszination für einen gewissen Geiger Robby parallel zum Gefühl für den Bass Simon Reich und den katholischen Klinikarzt Klaus Klett. Pauline praktiziert Polyandrie, ohne sich Gedanken darüber zu machen. Bei ihrer ganzen Neigung zu Simon, dachte Pauline nach seinem „außer Reich-Weite-Begeben“²², sie wollte ihm gerade jetzt gefallen²³, er hingegen schreibt ihr „einige glühende Briefe“²⁴. Die Dame stellt jedoch kategorisch fest: „Leider kam Robby für mich als Mann nicht in Betracht. Er war zu gut für mich. Und ein bisschen zu alt. 52 Jahre oder so.“²⁵ Pauline verzichtete also ganz sachlich auf ihn, wobei kein Wort über die Gefühle von Robby fällt, der ja womöglich in seinen Briefen seine – theoretisch genommen, von Frauen so heiß begehrte – Liebe äußert. Es existieren ja in ihrem Leben parallel noch Simon und Klaus. Klaus will sie in der Nähe haben, vielleicht weil er ständig fast jede ihre Meinung verteidigt und sich mit Pauline identifiziert. Selbst bei dem Gespräch mit dem eigenen Vater, der Erstaunen, wegen Paulines Unwillen ausdrückt, Klaus' Familiennamen zu tragen, unterstützt der Sohn die Beischläferin: „Vati, wir sollten jetzt nicht politisch werden.“²⁶ Klaus versteht dabei aber bestimmt, dass der Vater über Sitten und Bräuche und nicht über Politik spricht.

Die Sängerin will einerseits keine feste Verbindung, also schon gar keine Ehe eingehen, und prüft gleichzeitig, ob Simon verheiratet ist.²⁷ Es kommt zu einer Anhäufung von widersprüchlichsten Tendenzen, die ja jede menschliche Existenz in gleicher Lage allein in eine Katastrophe führen würden. Die Protagonistin macht Klaus dessen verlorene Position klar, indem sie berichtet: „... du bist mein Kindsvater und mein Zweckwohngemeinschaftspartner.“²⁸ Sie verspürt zu ihm nichts²⁹ und war gleichzeitig fast pathologisch eifersüchtig „auf die Kellnerin, die Verkäuferin und die unzähligen

²⁰ Vgl., ebenda S.226-227

²¹ Ebenda, S.16

²² Ebenda,S.93

²³ Vgl., ebenda, s.164

²⁴ Ebenda, S.191

²⁵ Ebenda

²⁶ Ebenda, S.29

²⁷ Vgl., ebenda, S.65

²⁸ Ebenda, S. 118

²⁹ Vgl.,S. 111

Bekanntem.³⁰ Diese Inkonsequenz wirkt beinahe krankhaft, als Pauline bemerkt: „Paulchen war mein Kind, und er als unehelicher Vater war zwar zahlungspflichtig, aber sonst nichts!“³¹

Hier erreicht die Versachlichung von zwischenmenschlichen Verhältnissen ihr Apogäum, und selbst die Behandlung des Kindes als „Störfaktor“ bei den sexuellen Abenteuern der Mutter überrascht den Leser nicht. Der mutmaßliche Vater nimmt das Kind „in Aufbewahrung“, während die Mutter mit Robby oder Simon ihre Wünsche verwirklicht und Bedürfnisse stillt.³²

Über Robbys Bedeutung wurde schon gesprochen, der Bass Simon scheint eine bedeutendere Rolle zu spielen. Er war auch nicht mehr jung, etwa 40 aber immer noch schön. Bei dem Treffen prüft Pauline, die ja niemanden heiraten will, ob Simon verheiratet ist, und sein „Ledigsein“ bereitet ihr Freude.³³ Diese Sympathie hält länger, und später wird die Protagonistin bemerken: „Der Kerl hat Klasse! Und ein herrlich dominantes Egoschwein! Mit dem werde ich mich auf der Lasterwiese tummeln.“³⁴ Es geht also um nackte Lüsterheit. Dabei soll Pauline aber auch klar sein, dass ein „Egoschwein“ eine Frau wohl als ein Weibchen, kaum aber als eine Person behandeln wird. Und Pauline akzeptiert diese Bedingungen durch ihre Taten, obwohl die Tatsachen, die sie sieht, wahrnimmt und erfährt viel Negatives über den Mann sagen, sie schmiedet irgendwelche verworrenen Pläne und meidet den Kontakt mit ihm nicht. Simon besitzt wohl auch eine duale oder verzweigte Persönlichkeit, denn in der Gesellschaft von Pauline will er tief in die Augen einer Serviererin schauen. Pauline macht sich Gedanken darüber, ohne gleichzeitig Parallelen zu sich selbst zu ziehen.³⁵ Die Protagonistin vergleicht sogar den anständigen Traditionalisten Klaus mit Simon, der eine Frau für ein Jahr in Thailand heiratet und sie später dort verließ, und stellt nach der Diskussion mit den inneren Stimmen in sich selbst fest, dass diese Tatsache Simon „aufregend“ macht. Pauline fasst ihre Meinung auf diese Weise: „Klaus war von Anfang an ein aufgeschlagenes Buch für mich gewesen, und das ist ja bekanntermaßen langweilig.“³⁶ Simon behandelte also eine Frau aus einem anderen Kulturkreis auf eine entwürdigende Weise, was Pauline wiederum faszinierte. Sie übersieht dabei selbst die banale Tatsache, dass eine unendliche Steigerung der Reize nicht möglich ist. Sie ignoriert auch andere Signale, die Simons seelische Doppelgleisigkeit offen legen. In der Gesellschaft demonstriert der Bass eine Neigung zur übermäßigen Ordnung.³⁷ Seinen wahren Ordnungssinn aber sieht man erst bei dem Besuch in dessen Wohnung.

„Alle Gegenstände und Möbelstücke seiner Wohnung dienten anscheinend ausschließlich als Ablagefläche für Staubfänger. [...] In der Badewanne stand ein Kübel mit Schmutzwäsche, die gerade in einer schwärzlichen Brühe vor sich hin moderte. [...] Zwei Stühle brachen fast unter der Last von Sachen, die wohl für eine Altkleidersammlung

³⁰ Ebenda, S. 128

³¹ Ebenda, S. 120

³² Vgl., ebenda, S. 226

³³ Vgl., S. 65

³⁴ Ebenda, S. 212

³⁵ Vgl., ebenda, S. 72

³⁶ Ebenda, S.74. Dass diese Meinung nicht allein die Meinung von Pauline war, bestätigt ihre Freundin Antje, die Klaus als einen „Alltagstauglichen“, also eine Person zum materiellen ausnutzen bezeichnete. Vgl. ebenda, S. 246

³⁷ Vgl., ebenda, S. 72

*bestimmt waren. der Kleiderschrank ließ sich nicht öffnen, wegen der vielen Gegenstände am Boden...*³⁸

Jene katastrophale äußere Unordnung findet auch in seiner Seele Widerspiegelung– er fühlt sich unreif für ein Kind und Pauline bekommt sofort eine Packung Antibabypillen unter die Nase gehalten, was eigentlich die eher die gemeinsame Neigung zum Genuss und eine verstärkte „Antikindergesinnung“ symbolisiert sowie eine begründete Verantwortungslosigkeit verkündet.³⁹

Später bleiben bei Simon Paulines Wolldecke und Pillen, eigentlich eine ganz symbolische Zusammenstellung von Sachen, die der Diva das bringen, was bei Simon nicht zu finden ist – Wärme und vor Folgen des Beisammenseins schützende – Pillen.⁴⁰

Bei ihren Erwägungen zum Thema „Simon“ ignoriert Pauline die Tatsache, dass alles, was sie erwägt, „simonbezogen“ ist und allein ihn betrifft. Sie vergleicht Simon und Klaus auf folgende Weise: „Simon ist durch und durch Lebenskünstler, er lebt nur für den Moment, er hat schon unheimlich viele Berufe gehabt und unheimlich viele Reisen gemacht und unheimlich tolle Sachen erlebt und ist überhaupt unheimlich autark ...“⁴¹

Eine ganze Kette von Feststellungen, die Simons Kandidatur selbst als einen Freund ausschließen. Plan- und perspektivlos lebend, taumelt er zwischen Berufen hin und her, die er höchstwahrscheinlich nie gern hatte, der zeitgenössische Nomade, der vermutlich unter dem Begriff von „tollen Sachen“ ganz wenig versteht und – dem Aussehen seiner Wohnung nach - ganz und gar nicht autark, sondern im höchsten Maße zivilisationsabhängig ist, denn er muss ja ständig etwas verbrauchen, ob Sachen oder Menschen ist ihm dabei absolut gleichgültig.

Simons Gestalt hat auch eine Entsprechung bei den Frauen-Gestalten. Dank dieses Protagonisten entsteht im Buch die Überbrückung zu Antje Zier, einer netten Sopranistin, und noch fortgeschritteneren Person, die sich voll von jeglichen moralischen Normen befreit fühlt.

Antje beginnt ihre Entwicklung Dank des Juniorchefs einer Firma: Rolf, der sie schwängert und als ein „angesehener und gediegener Schraubenfabrikantesohn“ heiratet. „Mit 21 bekam sie ihr zweites Kind. Dann hatte sie ihre Pflicht getan. Nun war Selbstverwirklichung angesagt, was Rolf ihr ohne weiteres zubilligte. Er war ja nicht einer von diesen selbstgerechten Muftis, die ihren Frauen nichts gönnen...“⁴² Antje führt also bewusst das parasitäre Leben, in einer Ehe, in der sie ihren Mann eigentlich nur erotisch bedient, was ihr eigentlich auch nicht passt - sie wünscht sich eher eine Leistung ohne Gegenleistung. Simon ist ihr schon deshalb lieber, weil er weniger Sex will.⁴³

Logischerweise betrachtet sie auch die Kinder wie bewegliche Sachen und vertraut diese völlig der Kinderfrau. Ihre Selbstverwirklichung besteht dabei aus Faulenzen, Nichtstun, Schlafen und ähnlichen Tätigkeiten. Pauline beneidet sie darum von ganzem Herzen.⁴⁴ Ich wage dabei sogar die Behauptung, dass die Gewissenlosigkeit oder vielleicht das Fehlen von Gewissensfragen bilden die Perspektive der Entwicklung von den meisten Protagonisten, die uns Hera Lind präsentiert. Möglicherweise sind das die Entwicklungsperspektiven der europäischen Zivilisation.

³⁸ Ebenda, S. 130

³⁹ Vgl., ebenda, S.132

⁴⁰ Vgl., ebenda, S.219

⁴¹ Ebenda, S.119. Klaus gibt dazu sein Kurzkomentar, als Pauline sich über Simons Verrat empört: „Das ist doch in deinem Milieu so üblich.[...] Diese Sorte kenne ich. Das sind die Schlimmsten.“ Ebenda, S.206

⁴² Ebenda, S.109

⁴³ Vgl., ebenda, S. 247

⁴⁴ Vgl., ebenda, S.110

Der Mann und die Frau sind aus rein sachlichen Bewegungsgründen zusammen, ohne füreinander etwas zu verspüren, die Kinder sind ein „Nebenelement“ des fortdauernden ledigen Lebens. „Liebhaber“ sind erwünscht, sogar bis zu fünf, der passende Ehemann verschafft bloß Prestige.⁴⁵

Die Schriftstellerin lässt Antje prophetische Passagen vorhersagen, die die Ankunft einer neuen Zeit ankündigen: „Die Rolle, die sie (Männer) spielen müssen, ist doch im Grunde genau wie bei den Tieren. Dieses ganze Werben um ein Weibchen, der Nestbautrieb, die Nahrungsbeschaffung für die Brut, der ständige Konkurrenzkampf mit den Artgenossen (...)“⁴⁶

Solche darwinistisch gefärbten Aussagen verdienen unsere Aufmerksamkeit, denn diese antimenschliche oder eher entmenschte Rhetorik erstaunt und erschüttert. Aus allen seelischen Regungen der menschlichen Kultur sind nur Männchen und Weibchen geblieben. „Nestbau“ wird allein den Männchen zugeschrieben, was gleichzeitig bei Antjes intellektuellem Niveau verständlich ist. Die Kinder sind auf „Brut“ reduziert, was zwar besondere Beachtung aber keinerlei Achtung verdient. Man darf hier wohl die Behauptung wagen, dass die Schriftstellerin mit der Gestalt von Antje die Ankunft eines neuen „entmenschten“ Menschen, der sich selbst bewusst „vertiert“, signalisiert. Noch interessanter und ihrer Aussage nach schrecklicher erscheint die Tendenz, dass die intellektuell viel höher entwickelte Pauline Antje konsequent beneidet: „Wie sicher sie doch im Leben stand und wie unkompliziert sie sich verhielt! Von ihr konnte ich einiges lernen.“⁴⁷ Die Sängerin ignoriert dabei die Tatsache, dass diese Sicherheit voll in den Händen des Ernährers liegt. Zu bezweifeln ist auch die Behauptung, dass die Unkompliziertheit die Spitze der geistigen Entwicklung darstellt.

Die Diva ist so „ich-bezogen“, dass sie auf eine banale Weise die Tatsache übersieht, dass die fehlenden Moralansätze durchaus nützlich und allgemeingültig sind. Als Antje und Simon eine zeitweilige Gemeinschaft bilden, ist Pauline wegen ihrer Illoyalität tief erschüttert und beleidigt. Sie betrachtet Antje ganz plötzlich als eine wahre Freundin, die sie verrät, obwohl eine Freundschaft ja vor allem geistige Grundlagen braucht. Selbst die Argumente, die sie wählt, stammen aus dem Bereich der noch nicht versachlichten Welt: „Sie liebte Simon nicht. Sie liebte niemanden außer sich selbst. Sie tat es so, aus Spaß.“⁴⁸

Die Protagonistin bemerkt allerdings nicht, dass diese Charakteristik sozusagen zweischneidig ist und sie selbst auch betrifft. Die Ehrlichkeit gehört jedoch nicht zu Paulines Repertoire, diese Tatsache ergibt sich aus dem „offenen“ Gespräch mit Antje, bei dem beide Seiten einander belügen.⁴⁹

Interessant werden im Buch die Reaktionen des so genannten „einfachen Volkes“ auf Paulines Erscheinen und Verhalten dargestellt: „Aames Ludä. [...] Die ist doch bestimmt eine ledig Moddä!“⁵⁰ Woanders sagt man zu ihrer Beschäftigung: „Wieso singt die bäi uns? Hot die än rrächer Monn, der'n Dirrigenten bstochen hot?“⁵¹ Die Protagonistin reagierte auf eine hektische Weise, ohne sich über das Gesagte Gedanken zu machen: „Als wenn die Karriere einer Frau nur durch die Protektion ihres Mannes zustande kommen könnte! Typische Einstellung für diese aufgeblasenen bayerischen Bölker.“⁵² Die Heldin

⁴⁵ Vgl., ebenda, S.S. 112,114

⁴⁶ Ebenda, S. 112

⁴⁷ Ebenda, s.191

⁴⁸ Ebenda, S. 201

⁴⁹ Vgl., ebenda, S.244

⁵⁰ Ebenda, S.50

⁵¹ Ebenda,S.100

⁵² Ebenda.

schließt ohne weiteres die Möglichkeit der Existenz auch der oben erwähnten Methode aus und konzentriert sich auf der Herabminderung der fremden Meinung, obwohl sie später diese Meinung wörtlich bestätigt.

Die Schilderung dieser ganz zeitgemäßen Unfähigkeit zur ehrlichen Auseinandersetzung mit eigenen und fremden Meinungen und Ansichten, wird von Hera Lind ganz objektiv dargestellt. Ihre Heldin ist selbst fähig, gegen das sichtbare und von ihr eigentlich anerkannte *Fait accompli* zu handeln. Sie sieht wie Paulchen und Klaus zueinander passen, noch mehr – sie spürt das⁵³, aber der Versuch von Klaus, die Verhältnisse durch Heirat zu regeln wird kategorisch zurückgewiesen: „Au, nein Mann! Kriegst du denn nie einen bühnenreifen Abgang hin?“⁵⁴ Deshalb passt wohl die eigene Charakteristik von Pauline zu einer Gruppe, wenn nicht gar zu den ganzen Generationen von Menschen: „Eine gute Sängerin bist du nicht, eine gute Mutter bist du nicht, eine gute Geliebte bist du nicht, eine gute Doktorsgattin bist du schon erst recht nicht ...“⁵⁵

Gewollt oder nicht demonstriert Hera Lind den Lesern ein wahres Bild des Verfalls der Familie, wo die atomisierten Menschen in ihrer Mehrheit kontaktunfähig werden. Diese Kontaktunfähigkeit verursacht eine ständige Unzufriedenheit mit sich selbst und besonders mit den anderen. Es entsteht darum ein Teufelskreis, wobei sich die Zerfallserscheinungen gegenseitig determinieren und verstärken.

Seit je her wird der Trivilliteratur seitens der Germanisten wenig Achtung beigemessen, weil sie doch keine überzeitlichen Botschaften bringt und enthält sowie in jeder literarischen Hinsicht keinerlei dauerhaften Werte darstellt, zu zeit- und marktgebunden, manchmal ganz oberflächlich und nie hochgeistig ist. Ich wage hier diese These nach dem Lesen dieses Buches aufzustellen.

Mir scheint also, dass man in Deutschland und allgemein in Europa wohl beginnt, die zwischenmenschlichen Beziehungen als etwas von Anfang an Labiles und Unbeständiges zu betrachten. Innere Pflicht und Verpflichtungen sind jetzt nicht mehr zeitgemäß, die Menschen sind nicht mehr einmalig in ihrer Erscheinung sondern austausch- und ersetzbar. Die Arbeit und flüchtige unbedeutende, physiologisch bedingte Kontakte sollen diesen Menschen ausreichen.

Die Trivilliteratur analysiert eigentlich nicht so tief und genau, wie die hochgeistige Literatur - dagegen aber breiter - die Aspekte der Wirklichkeit. Und die Aufgabe der Literatur besteht ja auch darin, dass man die Gefahren signalisiert. Und gerade dieser Aufgabe wird das Buch von Hera Lind gerecht.

⁵³ Vgl., ebenda, S.262

⁵⁴ Ebenda

⁵⁵ Ebenda, S.156

Zur Funktion der Fokuse im mündlichen, spontan produzierten Dialog.

In der vorliegenden Arbeit wird versucht, innere Zusammenhänge zwischen den inhaltlichen und prosodischen Dimensionen des Textes aufzudecken. Wir vertreten den Standpunkt, dass es dem Grundsatz des Homomorphismus entsprechend, zwischen den kommunikativ wichtigen Segmenten des Textes und deren prosodischer Hervorhebung eine bestimmte Korrelation geben sollte. Das Studium der prosodisch hervorgehobenen, kommunikativ-pragmatischen Zentren-Fokuse des Textes könnte einige Fragen aufdecken, die zunehmendes Interesse auf dem Gebiet der modernen linguistischen Textanalyse wecken: Berücksichtigung des prosodischen Faktors bei der Klassifikation in der Texttypologie, das Studium der Korrelation zwischen den semantischen und prosodischen Aspekten der mündlichen Rede, die Aufdeckung der Indikatoren der kommunikativen Intention des Textproduzenten, prosodische Gliederung und Analyse eines mündlichen, spontan produzierten Dialogs, Feststellung der suprasegmentären Mittel der Textkohärenz etc.

In der neuzeitlichen wissenschaftlichen Literatur überschreitet die funktionell-semantische Erforschung der prosodisch hervorgehobenen Fokuse die Grenzen des Satzes und geht von der mikrosyntaktischen Ebene in die makrostrukturelle über. Allmählich zeigt sich die Notwendigkeit, die Erforschung der suprasegmentären Einheiten auf der Textebene zu extrapolieren und das Studium des Inhaltsplans durch die Forschung des prosodischen Ausdrucksplans zu ergänzen. Zwar begann die Erforschung der Intonation gerade im Zeitraum des Aufstiegs der textlinguistischen Forschung (in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts), jedoch wurde die Intonation ohne Berücksichtigung der Textebene und ohne unmittelbaren Zusammenhang mit der Textlinguistik untersucht. Die Betrachtung der Intonation im Lichte der kommunikativen Linguistik bedeutet, dass das phonetische System der Sprache auf der textpragmatischen Ebene zu erforschen ist. Dementsprechend versuchen wir, einerseits den prosodischen Textkontext als eine Ganzheit vom holistischen Standpunkt aus zu betrachten, andererseits aber ihn als eine diskrete Einheit von zusammenwirkenden Komponenten zu behandeln. Für unsere Forschung bedeutet das, den Text in diskrete kommunikativ-prosodische Segmente aufzugliedern, zugleich aber auch die Verbindung der prosodischen Struktur des Textes mit Textkohärenz und Textthema zu explizieren.

Die Aussonderung der Fokuse im Text sollte auf Grund der Anwendung von Methoden und Kriterien erfolgen, die sich auf die perzeptive Wahrnehmung der Prosodie eines mündlichen, spontan produzierten Textes, sowie auf die objektiven Angaben der auditiven Analyse stützen.

Das lineare Fortschreiten der kommunikativen Fokuse im mündlichen Text wird vor allem durch die Prosodie reflektiert. Deshalb sollte als Grundlage der Aussonderung der Fokuse, ein inhaltlich und prosodisch einheitliches Segment des mündlichen Textes angesehen werden, das infolge einer auditiven Analyse ausgesondert wird. Es wird die Hypothese aufgestellt, dass die Grenzen dieses Segments mit den Grenzen einer Redeeinheit (rhythmische Gruppe, Sprechtakt) zusammen fallen.

Die prosodische Markierung und Segmentierung des Textes ist von der kommunikativen Absicht des Adressanten gelenkt, welche auch von dem Adressaten adäquat wahrgenommen werden muss. Die Information gilt als wichtig, neu oder aktuell wie aus der Sicht des Adressanten, als auch des Adressaten. Bei der Erteilung solcher Information

berücksichtigt der Adressant die Person des Adressaten, seine Wahrnehmungsfähigkeit, sein Weltwissen und dementsprechend gestaltet er auch seine Rede prosodisch, segmentiert diese in kommunikativ-prosodischen Einheiten.

In der deutschen linguistischen Literatur der jüngsten Periode wird nachdrücklich die Notwendigkeit der Erforschung des mündlichen Textes als einer natürlichen und primären Kommunikationsform und dessen Intonation betont. Ungeachtet dessen ist der mündliche, spontan produzierte Dialog, insbesondere in phonetischer Hinsicht, am wenigsten erforscht, was unser besonderes Interesse an diesem Problem erregt.

Die mündliche, spontan produzierte Rede wird in der phonetischen Literatur als die in verschiedenen Kommunikationssituationen ohne vorherige Planung und Vorbereitung realisierte Rede verstanden. Planung und Produzierung der Rede erfolgt gleichzeitig, simultan, unmittelbar im Redevorgang. Wegen des Zeitmangels wird weniger Aufmerksamkeit der Auswahl und der Anwendung von morphosyntaktischen Mitteln beigemessen, die Wörter werden ausgelassen, die Syntagmen zergliedert etc., was die starke Erhöhung der Rolle der Intonation zur Folge hat. Die Übermittlung der kommunikativen Intention des Emitenten, ebenso wie die adäquate Auffassung dieser Intention durch den Hörer, geschieht durch die perzeptive Wahrnehmung von fokalen Segmenten. Die Prosodie im mündlichen Text dient als Reflektierungsmittel von kommunikativ-pragmatischen Fokussen und deren Grenzen. Die Artikulation des Adressanten bestimmt physiologisch und pragmatisch die prosodische Markierung und pausale Aufgliederung der mündlichen Rede in kommunikativ-prosodischen Segmenten.

Die auditive Analyse einer mündlichen, spontan produzierten Textart, eines Rundfunkinterviews, umfasste folgende Etappen: die perzeptive Wahrnehmung des mündlichen Textes von den Hörern, die pausale Segmentierung des Textes, Anmerkung der Grade der prosodischen Parameter und der Grenzen von kommunikativ-prosodischen Segmenten und die darauf basierende Aussonderung der kommunikativen Fokusse. Es stellte sich heraus, dass der stärkste Signalgeber für die Feststellung der Grenzen von fokalen kommunikativ-prosodischen Segmenten vor allem die Pause ist. Die Grenzen der kommunikativen Fokusse fallen mit den Grenzen von phonetischen Einheiten: rhythmischen Gruppen und Sprechakte zusammen.

Deutschlandfunk. Sendung: Was meinen Sie?

Frau Peter: Zu der Zeit hat's so ausgeschaut || daß ich ähm ||| mit meinem Mann und drei Kindern |
in einer alten Mühle in einem Sägegebäude gewohnt hab'| und wir haben || einen | bosni-
schen | Flüchtlingspflegesohn bei uns gehabt || wir hatten eine | Frau aus Bosnien mit
einem krebskranken Kind bei uns wohnen ||| und sehr, sehr viele andere Jugoslawen,
die mit uns zusammen Wege in Deutschland und Wege | mit dem Krieg umzugehen,
gesucht haben. |||

Moderator: Nun ä | ist das ja nicht gerade eine normale Familie, mit der Sie dort ä zusammengelebt
/ → / / / // → / / / //
haben, war das denn für Sie von Anfang an klar // dass Sie das, was wir normalerweise
/ / // ↪
als Familie bezeichnen, | für Sie nicht in Betracht gekommen ist.//

Frau Peter: Nein, überhaupt nicht. | Also es war ganz klar, dass ich in einer // ganz typischen Familie
/ ↪ / // ↪ / / /
leben möchte. // Aber es hat sich // ja einfach so entwickelt // ich kann das selber gar
/ ↪ / / / / → / / → / / → /
nicht genau erklären, | es passierte Stück zur Stück. Schritt für Schritt, Tag für Tag, // dass
/ / // ↪
sich's anders entwickelt hat.//

Moderator: Und wie haben Sie diese Lebensform gefunden – das Thema lautet ja heute: Tu's auf
/ / // ↪ / / // ↪ /
deine Weise-, // wie sind Sie dahin gekommen, wie hat sich das entwickelt? Können Sie
/ ↪ / // /
das ein bisschen beschreiben? War irgendwann für Sie klar, daß Sie sich zum Beispiel
/ // // ↪
mit Blick auf Bosnien engagieren wollen?//

Frau Peter: Ne, ich glaub, das ist nur | die Voraussetzung dafür | war ne Offenheit // einfach nicht
/ / // ↪ / // / //
festgesetzt sein in der Idee: Wie möchte ich // leben, möchte ich jemanden reinlassen oder
/ ↪ / / // ↪ /
nicht, sondern einfach offen sein und zu schauen was ergibt der nächste Tag // was ergibt
// ↪ /
die nächste Möglichkeit // Das mit Bosnien war ein Teil, der sich unter dem Anführungs-
// ↪ // ↪
zeichen „zufällig“ ergeben hat, // aber ich glaub', die Offenheit ist es. | was das
/ // ↪
ermöglicht oder | bewirkt.//

Moderator: Würden Sie denn das, was Sie damals beschrieben haben. zum damaligen Zeitpunkt als
/ / // ↪ // ↪ /
die für Sie richtige Lebensform | bezeichnen, beschreiben?//

Frau Peter: Das kann ich nicht beurteilen, // weil ich kann immer nur in der Lebensform sein, // in der
/ // // // ↪
ich momentan bin, und kann nachher drüber nachdenken, // aber im Moment kann ich's
/ / // ↪
leben, | und vordenken kann ich ohnehin nicht.//

Moderator: Und im Rückblick. // wenn Sie jetzt von heute aus zurückschauen // war's ne | Lebens-
/ / // ↪ /
form, die | zum damaligen Zeitpunkt richtig war für Sie? |

Frau Peter: Es war die einzig für mich mögliche lebbare, // weil eine andere konnte ich nicht ausprobieren, ich kann ja nur in einem Moment leben. ||

Moderator: Nun haben Sie eben gesagt, es hat sich alles verändert, heute ist alles ganz anders – was ist denn anders geworden? ||

Frau Peter: Es ist alles ganz anders, Jugoslawien | alle Bosnier, die ich kenne, sind entweder weggezogen, sind | gestorben sehr viele // oder einige, die in der Familienbereich gelebt haben, | Bosnien hat sich | in meinem Bereich // vollkommen aufgelöst ξ jetzt im Verantwortungsbereich, den ich hatte || Ich wohn' zusammen mit meinen zwei kleinen Kindern, ξ mein Mann und meine große Tochter sind ausgezogen. ||¹

Nach dem Grad der kommunikativen Wichtigkeit und prosodischer Gestaltung werden im Text zwei Arten von Hervorhebungen festgestellt, die durch verbale Mittel: Sach- oder Bezugswörter repräsentiert werden. Diese diskreten Elemente reflektieren bestimmte Bereiche der realen Wirklichkeit und existieren zugleich in unserem Bewusstsein als bildhafte Vorstellung aufgrund der Wahrnehmung und Auffassung der im Text integrierten verbalen Mittel. Die Sachwörter: ("zu der Zeit", "normale Familie", "heute", "die Voraussetzung", "damaliger Zeitpunkt", "die für Sie richtige Lebensform", "momentan", "im Moment", "von heute", "einzig für mich mögliche lebbare", "in meinem Bereich"), die aus einzelnen Wörtern oder Wortgruppen bestehen, üben meist die Funktion des Textthemas und anderer thematischen Elemente aus. Die Bezugswörter ("mit meinem Mann und drei Kindern", "in einer alten Mühle", "einen bosnischen Flüchtlingspflegesohn", "Frau aus Bosnien mit einem krebskranken Kind" usw.), sondern sich durch einen hohen Grad der prosodischen Parameter von den Sachwörtern ab und besitzen alle Merkmale von Fokussen. Von den Sachwörtern sind nur das Textthema ("Lebensform einer Familie") und Lokationskoordinate ("zu der Zeit", "heute", "zum damaligen Zeitpunkt", "von heute in einem Moment") durch starke prosodische Markierung hervorgehoben. Die auditive Analyse bestätigt, dass sich das Textthema durch eine typische prosodische Gestaltung auszeichnet: durch eine hohe Anzahl der Silben, eine starke Betonung und eine kurze oder lange Pause. Prosodisch weniger oder überhaupt nicht hervorgehoben sind die Sachwörter, welche das Textthema kommentieren oder die Position des Sprechenden zu ihm ausdrücken (kommentierende oder modale

¹ ↗ ↘ = schwach und stark steigende Tonmuster, ↘ ↙ = fallende Tonmuster, → = gleichbleibendes Tonmuster, ξ = überkurze Pause, | = kurze Pause, // = lange Pause, ||| = überlange Pause; ||| = starker Akzent, // = mittelstarker Akzent, / = schwacher Akzent.

Transmissionen: "ich glaub'", "das kann ich nicht" usw.). Die übrigen, referenziell identischen thematischen Elemente gewährleisten den Textzusammenhang und sind prosodisch schwach oder nicht markiert.

Alle fokalen Bezugswörter zeichnen sich durch eine sehr große Anzahl und eine starke oder überstarke Hervorhebung der betonten Silben, sowie, durch kurze oder lange Pausen am Schluss der Äußerungen aus. Die Zahl der Silben wächst bedeutend in jenen Bezugswörtern, in denen unmittelbar über das Textthema gesprochen wird. Vor jeder fokalen Wortgruppe erscheint eine lange oder überlange Pause. Das ist anscheinend dafür nötig, damit sich der Adressat in diesem Zeitraum für die Wahrnehmung und Auffassung der wichtigen Information vorbereiten könnte. Diese Pause kann als „**fokale Pause**“ bezeichnet werden. Die fokalen Bezugswörter haben stark steigend-fallende (terminale) oder stark steigende Melodien nichtnormativen Charakters, was sich darin zeigt, dass dort, wo nach den normativen Regeln eine interrogative Melodie zu erwarten ist, eine terminale Melodie realisiert wird oder dort, wo eine terminale Melodie sein müsste, eine progrediente Melodie vorgefunden wird usw. Durch ungewöhnliche Melodieführung ist die informationelle Wichtigkeit und Eigenartigkeit des Fokus reflektiert.

Das Textthema übt auf die prosodische Organisation des Textes besonders großen Einfluss aus. Es fordert von den Kommunikationspartnern weitere Spezifikation, Meinungsäußerung. Der Fokus soll das durch das Textthema eingeführte Problem teilweise lösen, beantworten, ihm gegenüber eigene Einstellung äußern usw. Die fokalen Wortgruppen sind durch Pausen sehr zergliedert. Sie führen portionsweise die Information ein, die für das Fortschreiten der Kommunikation und für die Spezifikation von Textthema nötig ist. Der Fokus wird manchmal durch den Kommentar des Fokus' interpretiert, der prosodisch schwach ausgestaltet ist. Die überlangen Pausen, die stärkste Akzentuierung und ungewöhnliche Melodieführungen sind nur für fokale Bezugswörter kennzeichnend.

Die prosodisch manifestierten Fokusse korrelieren mit der Entwicklung der Komposition des Radiointerviews. Sie kommen hauptsächlich in den Fragen des Moderators vor, aber auch in den Antwortsätzen von Frau Peter, in dem Fall, wenn diese auf andere kontrastive Textsegmente hinweisen. Am Textschluss ist die Spezifikation des Textthemas vollendet und seine prosodische Reflektierung bleibt auch aus.

Es stellte sich heraus, dass in der vertikalen Struktur des Textes die Realisation der Kohärenz durch die fokalen Bezugswörter erfolgt, die im Text eine Durchgangskette, die sog. fokale Dominante des Textes bilden. Die fokale Dominante stellt die Kohärenz des Textes sicher, besteht meistens aus grammatisch und semantisch gleichartigen Gliedern und ist prosodisch stark manifestiert.

Der Realisation von Kohärenz im Text dienen nicht nur verbale, sondern auch prosodische Mittel, unter denen in erster Linie die Melodie zu nennen ist. Ihre bestimmten Modifikationen verweisen auf die Existenz der semantischen Verhältnisse zwischen den Elementen des Textes. Anaphorisch-kataphorische Töne der Melodie bereiten den Adressaten auf die Rezeption und Auffassung des Inhalts der noch nicht ausgesprochenen Redeeinheiten vor, oder verbinden die schon ausgesprochenen Textsegmente miteinander.

Die Pause ist auch phorischer Natur. Die vor dem Fokus befindliche lange oder überlange Pause gibt dem Adressaten Zeitreserve für die Wahrnehmung der wichtigen Information, die am Schluss der fokalen Wortgruppe befindliche überlange Pause aber vermittelt den Informationsschluss.

Randdeutsch: das Beispiel der Deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens

Die Deutschsprachige Gemeinschaft¹ ist mit einer Gesamtfläche von 854 km² der kleinste Bestandteil des belgischen Föderalstaates. Es handelt sich hierbei um eine aus neun Gemeinden bestehende Region mit Gesetzgebungshoheit. Sie zählt etwa vierundsiebzigtausend Einwohner, die als deutschsprachig anerkannt sind.

Zwischen den vier im nördlichen Gebietsteil liegenden Gemeinden (Eupen, Kelmis, Lontzen, Raeren) und den fünf im südlichen Teil befindlichen Gemeinden (Amel, Büllingen, Bütgenbach, Burg-Reuland, Sankt Vith) liegt das Hohe Venn, eine einzigartige Hochmoorlandschaft. Die anderen Gebiete, in denen früher Deutsch gesprochen wurde – in der Fachliteratur spricht man vom deutschsprachigen Altbelgien – werden in diesem Zusammenhang nicht berücksichtigt.



Die jüngere Geschichte weist wesentliche Unterschiede zur Vergangenheit ihrer beiden „großen Schwestern“, der Flämischen und Französischen Gemeinschaft, auf. Belgisch wurde das Gebiet – wie auch der zur Französischen Gemeinschaft gehörende Kanton Malmédy – erst im Jahre 1920 (nach einer umstrittenen Volksbefragung). Bis dahin gehörte das Gebiet zur Rheinprovinz des Königreichs Preußen.

Viele Ostbelgier akzeptierten diesen Staatenwechsel nicht, sodass die Zeit von 1920 bis 1940 von einer stets radikaler werdenden Auseinandersetzung zwischen „Pro-Belgiern“ und „Pro-Deutschen“ gekennzeichnet war. Der Gegensatz zwischen den Meinungslagern überschattete das gesamte kulturelle Leben in den Ostkantonen.

Während des Zweiten Weltkrieges wurde das Gebiet auf Befehl Hitlers vom Deutschen Reich annektiert. Die jungen Männer wurden zur Wehrmacht eingezogen. Etwa 3400 der

¹ Diese Einleitung stützt sich auf eine Informationsbroschüre, die von der Regierung der Deutschsprachigen Gemeinschaft herausgegeben worden ist: *Belgien verstehen*, Brüssel, De Boek/Ligue des Familles, 2006.

fast neuntausend Zwangssoldaten verloren ihr Leben an der Front, wurden vermisst oder starben in Kriegsgefangenschaft. Zudem wurden bei der Ardennenoffensive zahlreiche Ortschaften der Kantone Malmedy und St. Vith völlig zerstört.

Nach der Befreiung im September 1944 setzte eine harte „Säuberung“ ein und die deutsche Sprache sollte ganz aus dem öffentlichen Leben verschwinden. Erst in den fünfziger Jahren wurden Stimmen laut, die eine stärkere Berücksichtigung der kulturellen und sprachlichen Belange der deutschsprachigen Minderheit forderten.

Im Zuge der ersten großen belgischen Staatsreform schuf man in den Jahren 1968-1971 auch einen Rat der deutschen Kulturgemeinschaft, der nach der Kompetenzerweiterung im Januar 1984 zum Rat der Deutschsprachigen Gemeinschaft wurde und seit einer Änderung der belgischen Verfassung im Juli 2004 offiziell die Bezeichnung „Parlament der Deutschsprachigen Gemeinschaft“ trägt.

Heute genießen die Deutschsprachigen die gleiche Autonomie wie die beiden großen Gemeinschaften des Landes. Darüber hinaus sind der Deutschsprachigen Gemeinschaft in den letzten Jahren Befugnisse des Föderalstaates bzw. der Wallonischen Region übertragen worden.

Im Einzelnen ist die Deutschsprachige Gemeinschaft für folgende Bereiche zuständig:

Kulturelle Angelegenheiten

Schutz und Förderung der Sprache, die Schönen Künste, Kulturerbe, Medien und Bibliothekswesen, Denkmal- und Landschaftsschutz, Ausgrabungen, Tourismus, Sport und Kultur.

Personenbezogene Angelegenheiten

Jugend, Familie, Gesundheit, Soziales, Behindertenfürsorge und Jugendhilfe

Unterricht und Ausbildung

Schul- und Hochschulwesen, außerschulische Bildung, berufliche Umschulung und Fortbildung, wissenschaftliche Forschung, mittelständische Ausbildung

Beschäftigung

Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, Beschäftigungserlaubnis für Nicht-EU-Bürger, Vermittlung von Arbeitnehmern, Kontrolle von Zeitarbeitagenturen, Beschäftigungsbeihilfen für Betriebe

Lokale Behörden

Finanzierung der neun deutschsprachigen Gemeinden, Verwaltungsaufsicht über die Gemeinden und Polizeizonen, Kirchenfabriken

Außenbeziehungen

Nationale und internationale Zusammenarbeit in den eigenen Zuständigkeitsbereichen mit der Möglichkeit, Abkommen und Verträge abzuschließen

Zur Stellung der deutschen Sprache im Unterrichtswesen

Ein sehr aufschlussreiches Beispiel für die Stellung der deutschen Sprache in diesem Gebiet² ist das Dekret vom 19. April 2004 über die Vermittlung und den Gebrauch der Sprachen im Unterrichtswesen, das eine lange Vorgeschichte hat.

Am 20. Mai 1997 beschloss das belgische Föderalparlament eine Abänderung des Artikels 130 der Verfassung. Damit wurde der Deutschsprachigen Gemeinschaft in §1 Absatz 1 Nr. 5 der Verfassung die Befugnis zuerkannt, per Dekret den Gebrauch der Sprachen im Unterricht in den von den öffentlichen Behörden geschaffenen, bezuschussten oder anerkannten Einrichtungen zu regeln.

Um die sich aus der Verfassungsreform ergebenden Möglichkeiten zu analysieren, setzte der Rat der Deutschsprachigen Gemeinschaft einen besonderen Ausschuss zur Förderung der Muttersprache und der Mehrsprachigkeit ein. Dieser erachtete es als absolut notwendig, eine Umfrage im Unterrichtswesen durchzuführen und die Ergebnisse der Umfrage mit Experten auf dem Gebiet der Sprachvermittlung und -aneignung zu diskutieren. Zu den Sachverständigen (aus Flandern, der Wallonie und Deutschland) gehörte auch der Verfasser des vorliegenden Beitrags.

Das umfangreiche Dekret enthält zusammengefasst folgende Bestimmungen:

Deutsch ist grundsätzlich Unterrichtssprache, Französisch grundsätzlich erste Fremdsprache.

In den deutschsprachigen Kindergärten müssen wöchentlich, auf die einzelnen Schultage verteilt, zwischen 50 und 200 Minuten für spielerische Aktivitäten auf Französisch vorgesehen werden.

Französischunterricht ist verpflichtend ab dem 1. Primarschulschuljahr. Je nach Altersstufe muss dieser zwischen zwei und fünf Unterrichtsstunden umfassen.

Unter bestimmten Voraussetzungen können französisch- oder niederländischsprachige Primarschulklassen geschaffen werden, wo dann jeweils Deutsch erste Fremdsprache ist. Allerdings können Schüler aus den benachbarten wallonischen Gemeinden nur noch unter strengen Einschränkungen die französischen Schulklassen des deutschen Sprachgebiets besuchen.

Gab es bislang noch einige französische Schulklassen im Sekundarschulwesen, so werden diese nun abgeschafft, ebenso die Mittelschulabschlussdiplome in französischer Sprache.

Dafür wird aber eine intensive Unterrichtung des Französischen als erste Fremdsprache vorgesehen: mindestens vier Stunden im allgemein bildenden Unterricht, mindestens zwei Stunden im technischen Unterricht. Außerdem können bis zu 50% der Sachfächer in französischer Sprache erteilt werden.

Jede Sekundarschule entscheidet letztlich autonom im Rahmen ihres Schulprojekts, ob und in welchem Maße sie Sachunterricht innerhalb des Maximums von 50% auf Französisch erteilen lässt. In der ersten Sekundarstufe kann sogar bis zu 65% des Unterrichts auf Französisch erteilt werden, dies allerdings, um französischsprachigen Schülern den Einstieg in das deutschsprachige Unterrichtswesen zu erleichtern.

Alle Lehrer in den Schulen der Deutschsprachigen Gemeinschaft müssen die gründliche Kenntnis der deutschen Sprache nachweisen, anderenfalls können sie keine definitive

² Jo Combuchen, Jo: *Deutsch in Belgien*. In: *Lebende Sprachen. Zeitschrift für fremde Sprachen in Wissenschaft und Praxis*, 2(2008)53-58; Ammon, Ulrich: *Deutschsprachige Minderheiten in Europa*. In: DARQUENNES, Jeroen, *Kontaktlinguistik und Sprachminderheiten*, St. Augustin, Asgard Verlag, 2007, 106ff.

Anstellung erhalten (Ausnahme: die Lehrer für das Sprachenfach Französisch). Die Lehrer, deren Muttersprache nicht Deutsch ist, haben bis zu 5 Jahre Zeit, um gründliche Deutschkenntnisse zu erwerben.

Die Deutschsprachige Gemeinschaft Belgiens ist gewissermaßen ein Modell für das mehrsprachige Europa.

Besonderheiten des ostbelgischen Deutsch

Die Sprache der Deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens weicht nicht nur in der Lexik, sondern auch in der Morphologie und in der Syntax vom Standarddeutsch ab³:

Schwache Bildung starker Verben

biegen – biegte (statt hd. *bog*)

bieten – bietete (statt hd. *bot*)

klingen – klingte (statt hd. *klang*)

leihen – leihte (statt hd. *lieh*)

lügen – lügte (statt hd. *log*)

Gebrauch des Konjunktivs II statt des Konjunktivs I

Es sagt, er wäre (statt *sei*) jetzt vollkommen zufrieden.

Sie glaubt immer, sie müsste (statt *müsse*) einem irgendwas zurückschenken.

Kein e/i-Wechsel

Pass auf, brech (statt *brich*) dir kein Bein!

Befehl (statt *befiehl*) du nur! Ich tue alles, was du sagst.

Fress (statt *friss*), Bello!

Nehm (statt *nimm*) es doch, wenn ich es dir schon anbiete!

Sprech (statt *sprich*) doch nicht so laut!

Tun + Infinitiv

Was macht Manfred eigentlich? Ich glaube, er tut draußen die Hecke scheren.

Sie tat den ganzen Morgen lesen, während er am Putzen und am Kochen war.

Tust du die Sachen holen oder soll ich das tun?

Abweichende Verbpräfigierung

In Aachen kenne ich mich gut (statt *auskennen*).

Er ist ganz besessen (statt *versessen*) auf alles, was mit Motorrädern zu tun hat.

Ich hätte dich beinahe nicht zurückerkannt (statt *wiedererkannt*)

Abweichende Passivformen

Er (statt *ihm*) ist damit nicht geholfen.

Sie (statt *ihr*) ist gestern gekündigt worden.

Umschreibung des Genitivs durch die Konstruktion Dativ + Possessivpronomen

Dem Daniel seine Frau (statt *Daniels Frau*) fährt morgen nach Berlin.

³ Die Beispiele stammen größtenteils aus der Diplomarbeit von Jacqueline Kokartz: *Untersuchungen zur gesprochenen Sprache in Eupen und Umgebung* (Katholische Universität Löwen, 1988).

Dem sein (statt *dessen*) Auto ist eine richtige Schrottkarre.
Dem ihr (statt *deren*) Mann geht fremd, das weiß doch jeder!
Wem seine (statt *wessen*) Arbeit ist das?

Fehlende Endung im Dativ Plural

Da waren Hunderte von Arbeiter (statt *Arbeitern*) in Brüssel gestern.
Der gab den Fußballspieler (statt *Fußballspielern*) nur 100 Franken.
Die Lütticher Kohlehändler, die an den Türen vorbeifuhren mit ein paar Säcke (statt *Säcken*), die hatten es auch nicht einfach.
Die kümmern sich auch um die Montage von Büromöbel (statt *Büromöbeln*).

Gebrauch des Akkusativs statt anderer Fälle

Also, jeden (statt *jeder*), den die da sehen, wird abgeknallt.
Wenn ich dich (statt *du*) wäre, ginge ich hin.
Geb mich (statt *gib mir*) mal die Butter rüber!

Abweichende Genera der Substantive

Das (statt *der*) Irrtum
Der Parfüm (statt *das*) Parfüm
Das Dialekt (statt *der*) Dialekt
Das Schalter (statt *der*) Schalter
Der Verdienst (statt *das*) Verdienst (in der Bedeutung *verdienstliche Tat*)

Abweichende Pluralbildung

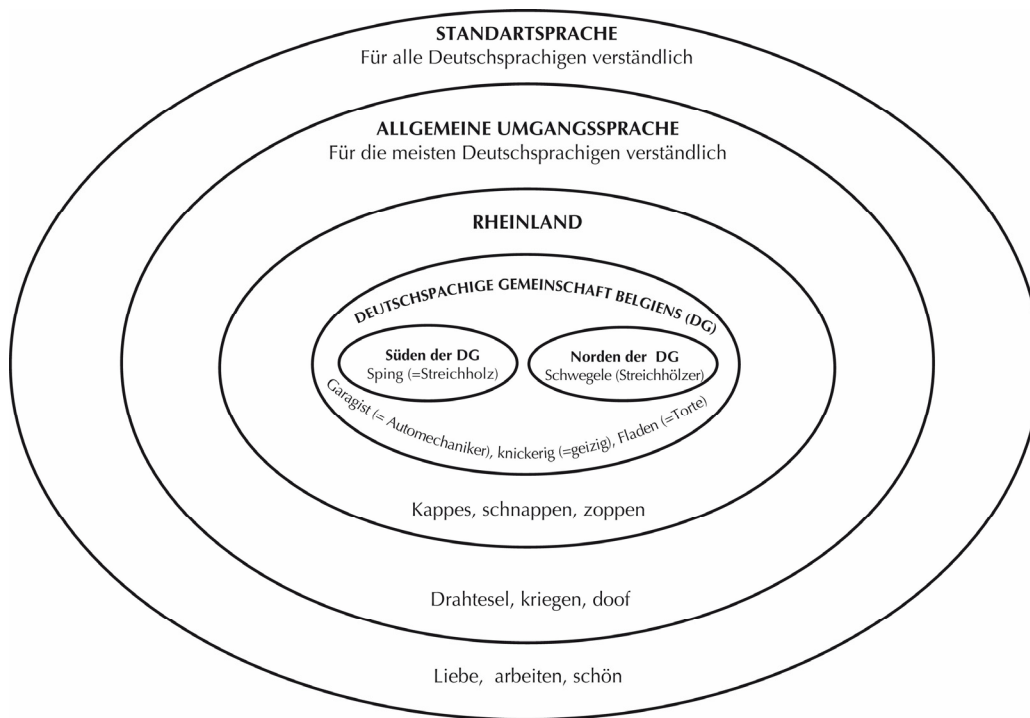
Der Bengel – die Bengels (statt *Bengel*)
Der Dorn – die Dörner (statt *Dornen*)
Der Kasten – die Kasten (statt *Kästen*)
Das Ding – die Dinger (statt *Dinge*)
Das Bett – die Better oder Bette (statt *Betten*)

Die meisten Abweichungen gibt es im Bereich der Lexik, wobei es nicht immer leicht ist zu unterscheiden zwischen dem, was typisch ist für den Norden und den Süden der deutschsprachigen Gemeinschaft, für die deutschsprachige Gemeinschaft insgesamt, für das Rheinland und für die allgemeine Umgangssprache.

Dies wird veranschaulicht durch ein Schema, das die Pädagogische Arbeitsgruppe⁴ erarbeitet hat und das ich in abgeänderter Form⁵ übernehme:

⁴ Diese Gruppe hat sich über mehrere Jahre mit den Besonderheiten des ostbelgischen Deutsch beschäftigt. 1985 erschien die erste Fassung der „Liste der regionalen und umgangssprachlichen Abweichungen im deutschsprachigen Gebiet Belgiens“, damals noch im Rahmen des Ministeriums der nationalen Erziehung. Herausgeber waren F.-J. Heinen und E. Kremer.

⁵ Ich danke Severine Gilson, Mitarbeiterin an der Friedensuniversität (Namur), die die grafische Gestaltung übernommen hat.



Hier einige Beispiele des regionalen Wortschatzes:

bei: zu (*Komm heute Abend bei mir!*)

betuppen: übers Ohr hauen

Bic: Kugelschreiber

sich eins hinter die Binde kippen: ein Glas Alkohol trinken

du kannst mir mal was blasen: du kannst mir den Buckel herunterrutschen

blechen: notgedrungen und mehr als gewollt zahlen

Blötsch: Beule

Studienbörse: Stipendium

bötteln: in der Nase bohren

brechen: sich erbrechen, sich übergeben

die Brücke machen: einen zusätzlichen freien Tag zwischen zwei Feiertagen haben

viel Buhei machen: viel Lärm oder Aufheben machen

Funsel: Lampe, die nicht viel Licht gibt

sich den Mund fusselig reden: immer wieder vergeblich mahnen

foutu: kaputt

gaga: kindisch

Garage: Autoreparaturwerkstatt

Division: Fußballliga

doppeln: (in der Schule) sitzen bleiben

depannieren: (ein Auto) abschleppen und reparieren

i-grec: Ypsilon

etwas intus haben: etwas gegessen oder getrunken haben

langs: entlang (*Ich ging langs den Bach*)

jemandem *etwas weismachen*: jemandem etwas Unzutreffendes einreden

welsch: wallonisch

Hier merkt man deutlich den Einfluss des Französischen oder der Mundarten (Niederfränkisch, Ripuarisch, Moselfränkisch).

Die besonderen Probleme der deutschen Rechtssprache in Belgien

Was die bereits bestehende Rechtssprache⁶ betrifft, so muss man unterscheiden zwischen Deutsch als ursprünglicher Sprache (z.B. Dekrete der Deutschsprachigen Gemeinschaft) und Deutsch als Übersetzungssprache. Die am häufigsten vorkommenden Abweichungen von der binnendeutschen Norm sind Lehnübersetzungen, wobei sich vor allem der Einfluss der französischen Sprache bemerkbar macht, z.B. *Rohjahrbelohnung* (rénumération annuelle brute), *Kassationshof*, *Permanentdeputation*, *Demission* und *homologieren*. Eine andere Abweichung bildet die Verwendung von veralteten Rechtsbegriffen und Verwaltungsbezeichnungen, z.B. *Miliz*, *Staatschatz* und *Heer*.

Im Jahre 1999 wurde ein Ausschuss für die deutsche Rechtsterminologie eingesetzt, der eigentlich schon im Gesetz über institutionelle Reformen in der Deutschsprachigen Gemeinschaft seit Juli 1990 vorgesehen war. Sitz des Ausschusses ist bisher das Bezirkskommissariat Malmedy. Im Januar 2009 wird der Sitz in das Ministerium der Deutschsprachigen Gemeinschaft (Eupen)⁷ verlegt.

Inzwischen sind zwei große Datenbanken entstanden, die beide im Internet verfügbar sind (www.ca.mdy.be): SEMANDY und DEBETERM (beide dreisprachig: Deutsch, Französisch, Niederländisch). Als Beispiel diene auszugsweise das Stichwort „procureur“

<u>Französisch</u>	<u>Deutsch</u>
Bureau du procureur	Anklagebehörde
Conseil des procureurs du Roi	Rat der Prokuratoren des Königs
Premier substitut du procureur du Roi	Erster Staatsanwalt
Procureur	Ankläger
Procureur du Roi	Prokurator des Königs
Procureur fédéral	Föderalprokurator
Procureur fondé	Bevollmächtigter
Procureur général	Generalprokurator

⁶ Siehe dazu: Hinderdael, Michael / Roelandts, Hans: *Zu einer belgisch-deutschen Terminologie für die Bezeichnung nationaler Organisationen und Instanzen in Belgien*. In: Germanistische Mitteilungen 37 (1993) 49ff.; BERGMANN, Bernard, Einführung in die deutsche Rechtsterminologie (belgischen Rechts), Syllabus der Katholischen Universität Löwen, s.a.

⁷ Der Umzug ist in einem Beitrag von Evelyne Mertens im Grenz-Echo (15. Oktober 2008) angekündigt worden: Das Ministerium der DG will die deutsche Rechtsterminologie belgischen Rechts vereinheitlichen. Terminologie gesucht.

Procureur général fédéral	Föderalgeneralprokurator
Procureur général près la cour d'appel	Generalprokurator beim Appellationshof
Substitut du procureur du Roi	Staatsanwalt
Substitut du procureur du Roi de complément	Komplementärstaatsanwalt

Ein anderes Beispiel ist der deutsche Begriff *eingetragener Verein* (e.V.). In der belgischen Rechtsterminologie spricht man heute – in Anlehnung an das französische *Association sans but lucratif* – von *Vereinigung ohne Gewinnerzielungsabsicht* (VoG). Vor einigen Jahren wurde die Bezeichnung *Gesellschaft ohne Erwerbszweck* (GoE) verwendet. Beide sind für Deutsche unverständlich.

In diesem Rahmen sei auch das Glossar von Luc Ockers erwähnt (<http://users.telenet.be/luc.ockers1/belgodeutsch.html>) erwähnt. Es ist das Ergebnis seiner jahrelangen terminologischen Forschungsarbeit. Die dort aufgenommenen Begriffe sind meistens offiziellen Quellen wie dem Belgischen Staatsblatt, den belgischen Gesetzbüchern und Veröffentlichungen belgischer Behörden entnommen.

Das Gesetz vom 23. September 1985 über den Gebrauch der deutschen Sprache im Gerichtswesen und die Schaffung eines eigenen Gerichtsbezirks haben im Laufe der Zeit eine vollständige Gleichbehandlung des Deutschen bewirkt. Da die meisten Juristen ihr Studium an französischsprachigen Universitäten absolviert haben, ist jedoch eine perfekte Beherrschung der deutschen Terminologie nicht immer gewährleistet.

Zur Literatur der Deutschsprachigen Gemeinschaft

In der Literaturgeschichte dieses Sprachgebiets haben⁸ zwei Elemente eine wichtige Rolle gespielt: der Literaturpreis und die literarische Zeitschrift „Krautgarten“.

In den verschiedenen Namen des Preises spiegelt sich die politische Entwicklung wider: *Preis des Rates der deutschen Kulturgemeinschaft*, *Preis des Rates der Deutschsprachigen Gemeinschaft*, *Preis des Parlamentes der Deutschsprachigen Gemeinschaft*.

Hier ein kleiner historischer Rückblick: In einem Kommentar zur Geschichte und Bedeutung der PDG-Preise (damals *RDG-Preise*) schrieb Ende 1984 ein ostbelgischer Journalist, dass die Jury aufgrund der wenigen Einreichungen bedauerlicherweise nicht die Qual der Wahl gehabt habe und dass das literarische Vakuum jedem die beklemmende Enge der bevölkerungsarmen Gemeinschaft vor Augen führe.

Aber: Wer die im Jahre 1987 eingereichten Werke im Bereich Literatur gelesen hat, kommt zu der Feststellung, dass die negative Einschätzung dieses Publizisten nicht zutrifft. Wenn in einem Jahr neun, literarisch zum Teil sehr wertvolle Werke eingereicht werden, so zeugt das keineswegs von einer beklemmenden Enge, sondern vielmehr von einem fruchtbaren Nährboden für ein verstärktes literarisches Schaffen.

In dem betreffenden Jahr wurde der Preis Freddy Derwahl verliehen. In der Laudatio hieß es: „Mit dem *Mittagsdämon* haben Sie den ersten ostbelgischen Roman der Nachkriegszeit geschrieben, der den Rahmen der Regionalliteratur sprengt und in den gesamten deutschen Kulturraum vorstößt. Die Jury hat sich bei der Auswahl nicht vorrangig durch externe

⁸ Siehe dazu : Nelde, Peter (Hrsg.): *Deutsch als Muttersprache in Belgien*, Wiesbaden, Franz Steiner, 1979; Wintgens, Leo: *Grundlegung einer Geschichte der Literatur in Ostbelgien*, Eupen, Grenz-Echo Verlag, 1986; Peters, Manfred (Hrsg.): *Seitensprünge. Literatur aus deutschsprachigen Minderheiten Europas*, Wien, Folio-Verlag, 2008.

Faktoren leiten lassen. Weder der ermutigende Brief Heinrich Bölls an Sie, noch die Tatsache, dass das Werk in einem bekannten Verlag erschienen ist, noch das Interesse ausländischer Verlage an Übersetzungslizenzen waren bestimmend, sondern die literarische Qualität des Romans, der sich durch sprachlichen Reichtum, eine straffe Erzählstruktur, eindringliche Charakterschilderungen und präzise Stimmungsbilder auszeichnet.“

Regionalliteraturen haben bekanntlich große Schwierigkeiten mit der Gattung des Romans, d.h. mit der Kunst, eine Figur in der Form einer durchlaufenden Handlung bzw. einer langen Geschichte erleben zu lassen. In diesem Bereich hat Freddy Derwahl zweifellos Pionierarbeit geleistet. Inzwischen sind in der deutschsprachigen Gemeinschaft auch aus anderer Feder sehr lesenswerte Romane entstanden, u.a. *Wege aus den Sümpfen* von Leo Wintgens und *Unterwegs zu Melusine* von Hannes Anderer (Letzterer lebt und wirkt allerdings seit Jahrzehnten in Rheinland-Pfalz).

Das zweite wichtige Element war die Gründung der Zeitschrift *Krautgarten. Forum für junge Literatur* durch Bruno Kartheuser; sie ist gewissermaßen das Lebenswerk des ostbelgischen Schriftstellers. Diese in Aufmachung und Inhalt hochkarätige Publikation, die 2007 ihr fünfundzwanzigstes Jubiläum feiern konnte, hat die deutschsprachige Literatur Belgiens auch im Ausland bekannt gemacht und hält einen festen Platz in den Fachbibliotheken. Im Jahre 2000 ist die Zeitschrift um einen eigenen Verlag, die *edition krautgarten* erweitert worden.

Ernst Leonardy schreibt zu Recht: „Der Durchbruch in die überregionale, ja internationale Literaturszene ist am ehesten noch dem *Krautgarten* gelungen. Durch sein außergewöhnliches Organisationstalent konnte Bruno Kartheuser Autoren aus ganz Europa für die Zusammenarbeit mit seiner Zeitschrift gewinnen. So gelang es ihm, ein Konzept zu verwirklichen, in dem die regionale, die überregionale und die internationale Sphäre systematisch miteinander vermischt werden.“

Dazu einige Stimmen aus dem Ausland anlässlich des Jubiläums: „so SOLLTEN literaturzeitschriften arbeiten: ohne ansehen von namen, bzw. bekanntheitsgraden. dass dies die ausnahme, nicht die regel ist, macht den KRAUTGARTEN umso wichtiger, der sich nicht scheut, absolute ‚no-names‘ zusammen mit bekannten autor/innen zu veröffentlichen. zudem ist der KRAUTGARTEN eine der wenigen zeitschriften, die sich immer wieder anderen feldern wie film, comics, bildender kunst etc. öffnet – eine eigenschaft, die ich bei vielen anderen publikationen vermisse.“ (Knut Gerwers, Berlin); „Im KRAUTGARTEN wächst auch, zum Glück, Unkraut, jene kleine Pflanze der stets wachsamen Widerborstigkeit, die dem vorbeigehenden Gast zuflüstert: Glaube nicht, sondern denke, bediene dich zu jeder Gelegenheit.“ (Georges-Arthur Goldschmidt, Paris).

Schlusswort

Wie groß das Interesse an diesem Sprachgebiet ist, zeigt die zweibändige, mehr als siebenhundert Seiten umfassende Bibliografie, die der Leiter des Staatsarchivs Eupen, Werner Mießen, 2003 veröffentlicht hat.⁹ Sie bietet eine umfassende Übersicht der seit 1945 zum Thema „Deutschsprachige Gemeinschaft Belgiens“ erschienenen Publikationen und bildet somit eine Grundlage für all jene, die sich mit der Geschichte, der Sprache und

⁹ Brüssel, Generalstaatsarchiv / Archives générales du Royaume / Algemeen Rijksarchie, Publ. 4047, ISBN : D/2003/531/013.

der Literatur des Raumes beschäftigen. Was die Sprache betrifft, so handelt es sich sowohl um das spezifische Hochdeutsch als um die Dialekte bzw. Mundarten. Auch Toponymisches und Onomastisches wird angeführt.

Insgesamt gibt es in der Bibliografie 4217 Einträge. Die Zahl der Publikationen dürfte inzwischen die 5000-Grenze überschritten haben. Im Bereich Sprache steht der verstorbene Kollege Peter H. Nelde (Brüssel) mit fünfundsechzig Veröffentlichungen an erster Stelle.

Die Deutschsprachige Gemeinschaft Belgiens bleibt für die Sprachforscher, vor allem für die Soziolinguisten, ein spannendes Forschungsobjekt. Kontaktlinguistisch ist der Grenzraum (Grenzen zu den frankophonen und niederländischsprachigen Teilen Belgiens, zu Luxemburg, zu Deutschland und zu den Niederlanden) einmalig in Europa.

Metaphern im Werk von Günter Grass – Anregungen für einen Einsatz seiner Werke im Deutschunterricht aller Schulformen

Die Veröffentlichungen *von* und noch mehr *über* Günter Grass nehmen eine fast unüberschaubare Menge ein¹ - nicht zuletzt deshalb, weil er gleichzeitig als Zeichner, Bildhauer, Maler, Dichter und Autor tätig ist und viele seiner Werke aus all diesen Bereichen für den schulischen Kontext im Besonderen geeignet erscheinen.² Das Gemeinsame, das ihre Behandlung im Deutschunterricht aller Schulformen und aller Jahrgangsstufen so wertvoll macht, ist Grass' Spiel mit Metaphorik, die im Folgenden etwas genauer untersucht werden soll. Dabei können im Rahmen dieser Veröffentlichung die methodisch-didaktischen Anteile nur als Impulse erfolgen, d.h. es geht mir im Wesentlichen um die Analyse und Interpretation ausgewählter Werke³, deren detaillierte Aufbereitung dem jeweiligen Fachlehrer je nach Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft seiner Klasse oder seines Kurses obliegt.

1. Der Künstler und Lyriker Grass: Beispiel Tiermetaphorik

„Seht, sagt die Zeichnung, / wie wenige Wörter ich brauche; / hört, sagt das Gedicht, / was zwischen den Linien ist.“ (Grass 1999: 18) Günter Grass sagt von sich selbst, er könne die häufig gestellte Frage, ob er Zeichner oder Schreiber sei, selbst nicht beantworten. Diese beiden Aspekte seien bei ihm derart voneinander abhängig und bedingten sich selbst, dass eine Antwort auf die Frage auch gar nicht von Interesse sei. Das eine diene der anderen Seite als Überprüfung: „Erst ins grafische Bild übersetzt beweist die Wortmetapher, ob sie Bestand hat.“ (Grass 1999: 18) Wahrheit müsse festgehalten werden – denn: „Ein schreibender Zeichner ist jemand, der die Tinte nicht wechselt“ (ebd. 18) und Jarosz-Sienkiewicz (2003: 101) interpretiert: „Der Dichter gibt zu, dass alles, was er bisher geschrieben hat, aus lyrischen Momenten entstanden ist.“ Beispielhaft zeige sich dies, so Grass selbst, in „Liebe geprüft“ (1974, Prosa und Grafiken).

Von besonderer Bedeutung in allen Werken Günter Grass' ist dabei immer wieder die Tiermetaphorik.

Mayer (1999: 63) stellt fest: „Von seinen Tieren ist der Schriftsteller Grass, ob er nun Gedichte schrieb oder Erzählwerke oder Essayistisches, niemals losgekommen.“ Und so habe er sie später auch jeweils als „Titel-Tier sorgfältig auf dem Umschlag“ (ebd.) seiner Werke verewigt⁴ und überhaupt scheine es ihm, als habe Grass einmal „die Examensarbeit des jungen Mediziners Friedrich Schiller gelesen über die Beziehung zwischen

¹Sämtliche Sekundär- und Sachtexte, die zitiert werden, wurden der reformierten Rechtschreibung angepasst. Der Quellennachweis der Gedichte bezieht sich in der Regel auf Sammelbände; die Jahreszahl hinter dem Titel verweist auf das erste Erscheinungsdatum in einem Gedichtband, nicht auf den möglichen Erstabdruck z.B. in einer Zeitschrift.

²Dass Grass die Zeichnungen häufig als Vorarbeit oder begleitenden Prozess zu seinen Texten erschafft, zeigen Wertheimer & Keicher (1999) auf.

³Einen ausführlichen Unterrichtsvorschlag zu den Text- und Schriftbildern bei Grass findet man bei Nabbe (2004).

⁴Mayer benennt den Leopard auf „Katz und Maus“, den Schäferhund auf „Hundejahre“, die Schnecke auf „Tagebuch einer Schnecke“ oder den Fisch auf „Der Butt“ (vgl. Mayer 1999: 63).

menschlicher und tierischer Natur beim homo sapiens“ (ebd. 64) übernommen, auch wenn man mit diesem einfachen Vergleich dem Gesamtwerk des Autors Günter Grass noch nicht gerecht werde: „[...] die Tiere bei Günter Grass haben nichts mit literarischen Vorbildern zu tun. Sie sind weder symbolisch, noch allegorisch, noch emblematisch, sondern ganz einfach Tiere. [...] Und dann doch noch etwas mehr.“ (ebd. 64)

Ein solches Zitat könnte für den schulischen Einsatz ein guter Ausgangspunkt für die Analyse und Interpretation der Metaphorik im Allgemeinen und der Tiermetaphorik im Besonderen sein. Vor allem jüngere Schüler werden sich, z.B. auch bei Zugängen zu den Alltagsgedichten, eine Metaphorik erst auf den zweiten oder dritten Blick erschließen können, da sie noch eher gegenständlich denken und die „Beschreibungen“, die ihnen das lyrische Ich z.B. in den Werken aus „Dummer August“ anbietet, erst einmal als solche annehmen. Diese Beschreibungen gehen dabei oft sehr ins Detail - ein Schlagwort für die Arbeit des Bildhauers und Dichters Günter Grass ist für Mayer das Adjektiv „genau“ (ebd.), denn, so Grass einmal selbst, „[...] er wolle immer alles, als Zeichner wie als Schriftsteller, genau wissen, um sich nicht ins Ungenaue zu verlieren.“ (ebd.) Er empfinde alles um sich herum als „lebendig“ (ebd.), sagt Mayer, der Grass bei vielen seiner Tätigkeiten habe beobachten dürfen. Es ginge daher nicht um „Schönheit“ (ebd.) oder „Hässlichkeit“ (ebd.), um „Anmutige[s]“ (ebd.) oder „Widerwärtige[s]“ (ebd.), wie es Grass viele Kritiker, auch gerade im Hinblick auf seine tierischen Darstellungen, gerne vorwerfen – man denke nur an die berühmte Szene des von Aalen durchfressenen Pferdekopfes in der „Blechtrommel“.⁵

1.1. Erster Gedichtband: Windhühner

Wie der Titel „Die Vorzüge der Windhühner“ (Grass 1965) schon andeutet, spielen Vögel immer wieder auch in späteren Werken von Grass eine besondere Rolle. Jarosz-Sienkiewicz (2003: 110ff.) erwähnt im Rahmen der Interpretation des Romans „Die Blechtrommel“ das Taubenmotiv bzw. das Motiv einer Möwe, das sie für den aus der Kirche ausgetretenen, ehemaligen Katholiken Grass religiös interpretiert: „Der Erzähler will die Taube nicht als Symbol des Heiligen Geistes akzeptieren, weil ihm in dieser Hinsicht die Möwe näher ist“ (ebd. 110); sie wird aber auch in dem Gedicht „Krönung“ (in: „Vorzüge der Windhühner“) „zu einer leblosen Figur“ (ebd. 110), das sich Schüler sicherlich erst im Vergleich zur bekannten biblischen Pfingstgeschichte erschließt (besonderes Augenmerk gilt der Bezeichnung „Tauben“ bei Grass!). Nach Wiedergabe der Handlungsschritte der biblischen Erzählung könnten mit älteren Schülern so zunächst Gottesbilder bzw. Dreifaltigkeitsmotive untersucht und dann mit der Vogelmetaphorik im Grass-Gedicht verglichen werden.

Thema des Werkes, so die Autorin, sei „das Bild des Forttragens der Taube in der grünen Truhe zu Pfingsten“ (ebd. 110), das für „Ohnmacht und Erstarren der Taube zu einem Dogma“ (ebd.) stehe. Parallelen zur Passivität des Pferdes in Grass' Gedicht „Falada“, das an späterer Stelle noch besprochen werden soll, liegen damit auf der Hand.

Eine Weiterführung des Vogel-Motivs im Anklang an einen religiösen Hintergrund findet sich laut Jarosz-Sienkiewicz auch in dem lyrischen Werk „Zauberei mit den Bräuten Christi“ (in: „Gleisdreieck“, 1960), das als Fragment in den Roman der „Blechtrommel“ (1959) eingefügt wird (ebd. 49).

⁵ Eine detaillierte Interpretation der Aal-Metaphorik im Grass-Roman bietet Eckhardt (1999).

Mayer (1999: 63) verweist auf die Störche, die in „Die Vorzüge der Windhühner“ als „sehr konkrete Störche“ (ebd.) in Anlehnung an die Heimkehrer-Gefühle des Autoren Grass „oben auf den Trümmergrundstücken“ (ebd.) säßen.

Grass selbst begreift die Lyrik als „Ausgangspunkt und Beginn jeder seiner schriftstellerischen Arbeiten“ (Kasprowski & Klatt 1999: 98) begreift, und daher sind die Windhühner für Kasprowski & Klatt

„[...] ein Bild für Grass' Auffassung von produktiver Phantasie, die einen adäquaten Zugang zur Wirklichkeit eröffne[n]. Provokativ wertet Grass hierbei den mit den Windhühnern assoziierbaren Ausdruck ‚Windei‘ – die saloppe Umschreibung für ein ‚bloßes‘ Phantasiegebilde bar allen Realitätssinnes – ins Positive um.“ (ebd. 98)

Der Vergleich einiger Windhühner-Gedichte, so die Rezensenten, wäre mit der Kurzprosa „Fünf Vögel“ (in: „Die Vorzüge der Windhühner“) möglich, zudem mit den elf Zeichnungen des Bands.

1.2. Lyrik und Zeichnungen

Wie Domdey (1999: 111) interpretiert, zeige sich bei der Verknüpfung von Tier-Bildern und dem literarischen Werk von Günter Grass sein „Hang zu starker Identifikation“, sodass auch immer wieder biografische Daten, die Entstehungsgeschichte sämtlicher Werke aller Gattungen einer Schaffensphase und eben der Bezug zwischen ihnen allen berücksichtigt werden sollte. Wertheimer (1999: 9) zitiert Grass mit den Worten: „Ich zeichne immer, auch wenn ich nicht zeichne, weil ich gerade schreibe“ (1979; veröffentlicht in Grass 1999: 17) und definiert damit „den Vorgang des Schreibens als primär grafischen Prozess“, selbst nach Abschluss des eigentlichen Schreibprozesses gehe die Arbeit mit den wenigen, einmal aufgegriffenen Motiven („Fische, Vögel, Bäume“, ebd. 12) „zyklisch[...]“, über Jahrzehnte hinweg“, ebd. 12, weiter, wie dies auch die zahlreichen Werkstattberichte⁶ belegen würden. Wie später auch Domdey (1999) weist schon Wertheimer auf Grass' Hang zu Seriendarstellung hin, so auch bei „Mischwesen, halb tierischen, halb menschlichen Ursprungs (pferde- oder vogelartige Wesen)“ (Wertheimer 1999: 13), die in ihrer Aneinanderreihung einen Prozess darstellen sollten. Aneinander gereihte „Momentaufnahmen“ (ebd.) und Wiederholungen: „Figuren [Vögel] aus früheren Gedichten tauchen als Scheuchen in den ‚Hundejahren‘, Gestalten aus der ‚Blechtrummel‘ Jahrzehnte später in der ‚Rättin‘ wieder auf.“ (ebd. 14) Diese Reihungen zeigen sich auch sprachlich. Hinderer interpretiert, Grass schmücke seine Gedichte nicht aus, arbeite einfach mit den Materialien seiner Umwelt, hefte sie „syntaktisch aneinander[...]“ (Hinderer 1994: 76): „Da jedes Detail, auch das banalste, den gleichen Bedeutungsakzent erhält, entsteht aber in diesen Texten oft weniger eine reale Welt als eine Welt der Realien.“ (ebd. 76) Dies alles zeige auch die Entwicklung der Lyrik in den sechziger Jahren, die in ihrer Kritik schon fast zu schlicht genannt wurde. Das Spiel mit der Synästhesie, die er als Beschränkung an anderer Stelle kritisiert (vgl. ebd. 81) lobt Hinderer dagegen.

Neuhaus (1999: 174) spricht hinsichtlich der Tierbilder von einer Art Fabel in Grass' Werken,

„[...] in der Tiere als warnendes oder ermutigendes Beispiel für die Menschheit dienen. Überdenken wir sein gesamtes Oeuvre, so wird seine durchgehende

⁶ Eine Interpretation und Rezension zu einem Werkstattbericht findet sich bei Kurz (1999).

Vorliebe für solche Fabeltiere deutlich. Man könnte seine literarische Entwicklung von Anfang an allein anhand der Auseinandersetzung mit den von ihm favorisierten Tieren nachzeichnen.“

Neuhaus fasst diese Chronologie des Schaffensprozesses profund zusammen: Ausgehend von dem Windhühnern („bedeutungslose[...] Geschöpfe der Luft und der Einbildungskraft, ausgehend von einem Wortspiel auf ‚Windei‘, also einem Ei, das ohne Schale gelegt wurde“, ebd. 174), die an absurde Dichtkunst erinnerten, gehe Grass in eine gesellschaftlich relevantere Thematik mit „Katz und Maus“ („die typische Konstellation von Verfolger und Verfolgtem, Jäger und Beute, die das menschliche Verhalten zwar bestimmt, aber es nicht sollte“, ebd. 174), dann hin zu „Hundejahre“ („durch den deutschen Schäferhund, der vom Wolf abstammt und ständig Gefahr läuft, zu seiner wilden und grausamen Herkunft zurückzukehren“, ebd. 174). Hinzu kämen die „Vogelscheuchen“ im zuletzt genannten Roman („sie repräsentieren schlechte menschliche Eigenschaften, die durch die in den symbolischen Tieren angelegte Übertreibung verschleucht werden sollen“, ebd. 174). Danach widme Grass sich der Schnecke in „Aus dem Tagebuch einer Schnecke“ („ein Fabeltier, von dem der Mensch vorbildliches Verhalten lernen kann. Die Schnecke ist die Vertreterin des Fortschritts, des langsamen und entmutigenden Prozesses kontinuierlicher Erleuchtung“, ebd. 174) und kehre mit „Der Butt“, so Neuhaus,

„[...] zurück zum alten Schema warnender Tiere [...]. Der Butt schreckt den Mann aus der bequemen Fürsorge des Matriarchats auf, indem er ihm einen endgültigen Sinn hinter dem sichtbaren Chaos des Bestehenden zeigt.“ (ebd. 174)

Schließlich, wie bereits erwähnt, erscheine „Die Rätin“:

„Der Mensch hat sich als völlig unfähig erwiesen, die Welt zu bewahren und sich um seine Mitgeschöpfe zu kümmern. Sein gewohnter Größenwahn führt zum atomaren Holocaust, den nur die Ratten überleben werden.“ (ebd. 174)

Eine Anekdote der Geschichte, die zu diesem Ansatz passe, so Neuhaus, sei das Überleben von Ratten nach dem Bikini-Atoll (auch hierzu gibt es ein passendes Gedicht) – nebenbei bemerkt spiele der Roman 1984 in Anlehnung an den berühmten Zukunftsroman von Orwell, sei das Chinesische Jahr der Ratte und Jubiläumjahr (700 Jahre) des Rattenfängers von Hameln (vgl. ebd. 174) – Grass spielt also augenscheinlich mit der Symbolik. Schließlich folgten die „Unkenrufe“, die Neuhaus jedoch nicht weiter interpretiert.⁷

Die diesen Ausführungen zugrunde liegende Idee, Tiere für Menschen darzustellen, ist nach Arendt (1999: 243f.) dabei so alt wie die Menschheit: „Tiere als Welterschöpfer und regierende Götter sind uns vertraut aus allen Zeiten und Ländern, in denen Menschen Kulturen und Kulte betrieben haben.“. Dies gelte auch für die Poesie, bei Günter Grass, fielen sie jedoch ganz besonders auf, denn

„[...] sie reden mit deutlicher Sprache, deutlicher als Menschen reden können und eben darum rühren sie mit ihrer Sprache die menschlichen Sinne auf, wecken seine Sinne, auf dass er sich besinne und fragen möge nach dem Sinne; Tiere sind somit eine Infragestellung der vom Menschen angemaßten Sinn-Gebung seines Daseins und seiner Geschichte.“ (ebd. 244f.)

⁷ Zur Interpretation der Tiermetaphorik in den Romanen und Dramen Grass' siehe Arendt (1999).

Der Titel des Aufsatzes von Arendt („Eine Art Korrektur“) ist damit verständlicherweise angelehnt an eine selbstbezügliche Definition der Tierbilder durch Grass selbst.

Der erste Gedichtband von Günter Grass, „Die Vorzüge der Windhühner“ (1956), habe, wie Hummel richtig bemerkt, überhaupt erst nach dem großen Erfolg der „Blechtrommel“ einen hohen Absatz auf dem Buchmarkt finden können, sei aber aus literaturhistorischer Sicht von dem zuvor noch unbekanntem Dichter von großer Bedeutung, da es „am Ende dieser Dekade“ (Hummel 2000: 48) stehe. Neben Enzensberger wäre so die Lyrik der 50er Jahre von Grass durch „Offenheit gegenüber der Wirklichkeit“ (ebd. 48) beendet worden. Parodistisch und satirisch angehaucht, so damalige Rezensionen, seien hier „Kinderfabel[n]“ (ebd. 49) zur Erläuterung von „Gegenwartprobleme[n]“ (ebd. 49) genutzt worden, eine neue Art des „Sehens“ (ebd. 49) von den darin auftauchenden Gegenständen sei die besondere Leistung des Dichters gewesen. Kritik an dem Werk kann ich aus heutiger Sicht nicht als haltbar ansehen.⁸

Als Beispiel möchte ich ein Gedicht voll von „Gegenständen“ anführen, das in besonderer Weise geeignet erscheint, es mit Schüler zu besprechen, da man hier leicht Bezüge zur Biografie von Grass (seinen Werkstattgesprächen, Fotografien seiner Werkstatt usw.) herstellen kann. „Die Vorzüge der Windhühner“ sagt auch für Stolz etwas über das Selbstverständnis, die gesuchte Ruhe des Dichters aus, wenn man in „Credo“ herauslesen könne: „In der heilen Innenwelt des Arbeitsraums gibt es keine bedrohlichen Widerstände“ (Stolz 1994: 26).

Als Gedichtvergleich zu „Credo“ bietet sich „Geöffneter Schrank“ aus dem gleichen Gedichtband an; bei beiden könnte analysiert werden, inwieweit das Gedicht über eine bloße Beschreibung / Aufzählung von Gegenständen hinausgeht, z.B. könnte man zweifarbig „Gegenstände“ und „Personifikationen“ markieren lassen, ehe man die Werke im Vergleich interpretiert. Da die Beschreibungen sehr anschaulich sind, böten sich zeichnerische Versuche der Schüler an, ihre eigenen Kinderzimmer zu zeichnen, um zu überlegen, ob die Dinge darin eine das Materielle übersteigende Bedeutung für die Jugendlichen haben.

1.3. Politische Lyrik

Der Nachfolgebund des Erstlingswerks „Gleisdreieck“ (1960), recht erfolgreich veröffentlicht, so Hummel (2000: 50), enthalte Gedichte, die noch „wirklichkeitsnäher“ (ebd. 50) seien, dabei aber auch stärker verschlüsselt wirkten. Kritiker sahen hierin wohl z.T. eher die gesellschaftliche Darstellung denn Kritik seiner Zeit, und Hummel gibt dieser Kritik insofern Recht, als dass sie glaubt, die Lyrik der 60er Jahre sei erst zunehmend politischer geworden (vgl. ebd. 51), und so habe Grass speziell für den Wahlkampf 1965 Gedichte verfasst.

Für heutige Schüler nur schwer nachzuvollziehen ist dabei sicher der Kontext, der für die Interpretation dieser Gedichte notwendig zu wissen erscheint; am ehesten kann man dies sicherlich bei der Aufarbeitung der NS-Zeit erreichen, daher ist die Auswahl aus diesem Werk mit viel Bedacht zu wählen. Rezensionen zum lyrischen Werk mit politischem Thema finden sich beispielsweise bei Wagner (2002) zu „Novemberland“, einer „Spiegelung der Zeitgeschichte“ (Wagner 2002) aus Sicht eines „politisch denkenden Bürger[s]“ (ebd.) zum Thema Wiedervereinigung.

⁸ Eine frühe Rezension und Zusammenschau der ersten drei Gedichtbände von Günter Grass bietet auch Brode (1979).

Schon Kurz konstatiert, Autoren der Gegenwart wie Grass, Christa Wolf oder Botho Strauß seien heutzutage immerzu angehalten, „ihre Vernunft [zu] erklären, ihre moralischen Antrieb [zu] bekunden, ihre Meinung kund[zu]tun“ (Kurz 1999: 696). Hinderer hält schon allein den modernen Begriff der politischen Lyrik überhaupt für fragwürdig (vgl. Hinderer 1994: 49), auch wenn der Grass zu seiner Zeit des SPD-Wahlkampfes für einen „politische[n] Einmannbetrieb“ (ebd. 73) hält, und, im positiven Sinne, für einen, der mit seinen Ansichten „immer auf dem Teppich“ (ebd. 73) geblieben sei. Er lobt vor allem jene Gedichte, die wie Epigramme wirkten, in denen „verschiedene Vorstellungsbereiche, die nicht zusammengehören, auf fast selbstverständliche Weise zu einem Vorgang kombiniert sind, der in einer Pointe kulminiert. [...] sie wirken [...] mit ihren Synkopen“ (ebd. 75). Als Unterrichtsthema eignet sich meiner Ansicht nach „Mislungener Überfall (1956, aus: Grass 2004: 25), bei der Analyse könnte ein Fokus auf den Satzbau des Gedichtes gelegt werden.

Aus den einfachen Gegenständen (Hinderer zählt „Bohnen, Birnen, Hammelfleisch, Wecker, Wind, Käfer, Trompeten, Malzbohnen, Kugellager“, Hinderer 1994:75, auf) seien auch in den weiteren Gedichtbänden politische Botschaften geworden, ohne im engeren Sinne politische Lyrik zu sein; ein gutes Beispiel für den Unterricht wäre „Normandie (1960).

Regelrechte politische Lyrik sieht Hinderer in „Ausgefragt“, so im Titelgedicht, und eine Kritik an einer falschen politischen Einstellung in „In Ohnmacht fallen“. Er interpretiert:

„Die Satzaussagen suggerieren gleich zu Beginn ein Paradoxon, einen Denkfehler. Man soll glauben, dass man durch Lektüre im Grunde keine Vorstellungen von Napalm gewinnen kann. Das würde bedeuten, dass man über nichts reden kann, was man nicht mit der Authentizität der eigenen Sinne erfahren hat. Um gegen Napalm protestieren zu können, müsste man also, so ließe sich direkt und zynisch folgern, Erfahrungen mit Napalm gemacht haben. [...] Nachdem Grass in der dritten Strophe die mittelbare Vorstellungsmöglichkeit durch Bildbände noch gesteigert hat, scheint die Intention der ersten Strophe vergessen zu sein [...]. Mit dem abschließenden Satz [...] nimmt die Intention eine andere Richtung: es entsteht der Eindruck, es wäre besser, zu handeln statt Nägel zu kauen und Proteste zu schreiben. Das wirkt auf die ersten beiden Strophen zurück und verwirrt das ideologische Konzept. [...] Nicht also gegen den Napalmprotest protestieren diese Aussagen mehr, sondern dagegen, dass ‚wir gegen Schlimmeres‘ protestieren und diese Proteste noch ‚berechtigt‘ sind, ‚die wir jederzeit verfassen falten frankieren dürfen‘. Welche Schlüsse lassen sich aus solchen Ansichten ziehen? Sind Proteste nur in Ländern möglich, in denen permanentes Protestverbot herrscht? Oder sollen wir nur Proteste nicht verbal zu Buch schlagen lassen? Die Schlussstrophe gibt darauf eine Antwort [...]. Die literarische Ohnmacht ist nutzlos, kommt gegen die Macht nicht auf, die sich draußen, ‚feinmaschig und gelassen‘, auswirkt.“ (ebd. 77ff.)

Als Unterrichtsvorschlag böte sich dementsprechend ein Gedichtvergleich zwischen „Gleisdreieck (1960) und „In Ohnmacht gefallen“ (gekürzt; 1967) an.

Weiterhin benennt Hinderer ein „Protestgedicht gegen das Protestgedicht“ (ebd. 79), das seiner Ansicht nach im engeren Sinne gegen Grass selbst ausgelegt werden könne, wenn er sich selbst vielleicht als ebenso „ohnmächtig“ empfinde in seinem politischen Protest wie das lyrische Ich seiner Werke, dass er zum Teil in die humoristische Ecke dränge („Gesamtdeutscher März“). Das Urteil bei Hinderer fällt am Ende wenig schmeichelhaft aus – Grass neige zu einer Selbstüberschätzung in der geringen Auswahl seiner

sprachlichen Mittel. Als Unterrichtsthema (politische Lyrik der BRD-Nachkriegszeit) bietet sich wohl „Irgendwas machen“ (1967; Teil von „Zorn Ärger Wut“) als „Gedicht über Gedichte“ an.

Eine knappe, aber recht informative Zusammenfassung weiterer Gedichtbände von Günter Grass bis 2005-06 („Mariazuehren“, „Ach Butt, dein Märchen geht böse aus“, „Novemberland“, „Fundsachen für Nichtleser“ und „Letzte Tänze“) findet sich im Übrigen bei Stolz (2005).

Eine ältere Darstellung des *Dichters* Grass bietet bei Vormweg (1980); eine neuere bei Hartung (2005) (für ihn sind die „wahren“ Schriftsteller: Paul Celan⁹, Nicolas Born, Friederike Mayröcker, Wulf Kirsten, Robert Schindel, Oskar Pastior – und Günter Grass). Er definiert sehr treffend, Grass habe nach seinen ersten Gedichtbänden seine weiteren Gedichte einfach in den Prosabüchern „versteckt[...]“ (Hartung 2005: 510). Dabei urteilt er angesichts der Menge an Lyrik, die Grass veröffentlicht hat: „Wenn Ruhm eine besondere Weise des Verkanntseins ist, dann ist Grass ein verkannter Autor. Zumindest als Lyriker.“ (ebd. 509)

Auch Hartung betont die Eigenart von Grass, „gegenständliche Motive“ (ebd.) zu suchen („Vögel, Puppen, Nonnen, Aale, Köche, Pilze, Schnecken etc.“, ebd.). Hinausgehend über den Ansatz des „Experimentellen“ (ebd.) der Sechziger-Jahre-Dichtung sei es Grass dabei gelungen, in der Vermischung der Motive quer durch alle Textsorten hindurch seine Form des Gelegenheitsgedichtes weiterzuentwickeln – bis hinein in politische Themen (vgl. ebd. 510). Spätere Lyrikbände (wie „Zunge zeigen“ und „Novemberland“) seien zwar stark in die öffentliche Kritik geraten, zum Teil sei dies jedoch nicht haltbar (wie im Falle von „Fundsachen für Nichtleser“). In Anlehnung an Epigramme und Haikus zeigten sie einen individuellen Stil Grass', und so lobt der Autor am Ende den „Sammelband aus fünfzig Jahren“, der bis auf fehlende Gedicht „Adornos Zunge“ und ohne politische Lyrik am besten das lyrische Gesamtwerk von Grass widerspiegeln (vgl. ebd. 510f.).

1.4. Biografisches

Biografien zu Grass sind meist recht schwer verständlich für Schüler, viel zu umfangreich z.B. für Referate und wenig geeignet, sie „ausschnitthaft“, z.B. im Hinblick auf bestimmte Lebensabschnitte des Künstlers, zu lesen. Demgegenüber deuten Rezensionen¹⁰ biografische Ereignisse zumeist nur an, die aktuelle Presse beschäftigt sich, und dies auch nur wenig objektiv, zzt. nur mit der Jugend Günter Grass' und seinem Einsatz bei der Waffen-SS – ein gewisses Hintergrundwissen für ein tieferes Verständnis des Grass'schen Werkes und entsprechender Interpretationen scheint jedoch auch für Schüler unumgänglich. Daher empfehle ich als begleitenden Einstieg in eine Unterrichtsreihe zu Günter Grass eine gekürzte Fassung des literarischen Porträts von Heinz Ludwig Arnold (2005: 179-204), das neben einigen biografischen Eckdaten und der Entstehungsgeschichte wichtiger Romane vor allem den Weg des lyrischen Schaffens von Günter Grass nachzeichnet (als Auszüge eignen sich S. 183-187, 194-195, 201-203).

Zur allgemeinen Einführung, jedoch ebenso wie bei Arnold noch ohne den Rückblick auf den SS-Skandal 2006, eignet sich als Arbeitsblatt für Schüler der Kommentar von Görtz (1999), Auszüge aus der Biografie „Beim Häuten der Zwiebel“ (Grass 2006a) sowie das

⁹ Der Vergleich zwischen Celan und Grass wird nicht zuletzt aufgrund der Freundschaft zwischen den beiden Dichtern häufig bemüht, eine genaue Analyse ihrer schriftstellerischen Tätigkeiten im Vergleich bietet Dhong (2001).

¹⁰ Sucht man nur nach frühen Rezensionen, findet man diese bei Loschütz (1968).

berichtigte FAZ-Interview (Grass 2006b). Wie diese Texte miteinander zu kombinieren sind, zeigt am Beispiel einer Unterrichtssequenz schon Schäfers (2007).

Als Wiederholung und Resümee bietet sich die Glosse „Best of Grass – Ein kleiner Streifzug durch Günters Tierleben“ an (Wirner 2006), in der der Autor sprachlich sehr gelungen Zitate aus allen „tierischen“ Adaptionen des Autos Grass in einem kurzen Essay zusammenträgt. Die Glosse versteht sich als kritischer Kommentar. Nach aktuellen Kritiken wegen Grass' Bekenntnis, sich als Jugendlicher für die Waffen-SS gemeldet zu haben, stehe, so die Botschaft der Glosse, die literarische Leistung des Nobelpreisträgers in Frage und so rühmt Wirner – ironisch verstanden – das große Werk des Autors, indem er es auf ein „Tierleben“ reduziert. Mit Schüler ließe sich im Rückblick auf die Analyse des lyrischen Werkes Grass, das schon allein ja von vielen Tiermetaphern durchzogen ist, eine entsprechende Diskussion über den Stellenwert und die veränderte Wahrnehmung der Leistungen von Günter Grass in der (deutschen) Öffentlichkeit eröffnen.

Nicht in Frage gestellt wird die politische Lyrik von Grass durch Hummel (2000)¹¹, die die Gedichtbände auf diesen Aspekt hin rezensiert; einen allgemeineren Zugang bietet Stolz (1994).¹² Stolz (1994: 23) sieht allein aufgrund des Titels und der sinntragenden Metapher der Windhühner in Grass' erstem Gedichtband „Die Vorzüge der Windhühner“ (1956) ein Problem für jeden Rezipienten, der Bildwelt des Dichters überhaupt zu folgen – häufig blieben „Interpretationsräume [...] verschlossen“ (ebd. 24):

„Die luftigen Geschöpfe der Grassschen Einbildungskraft scheinen ständig in Bewegung, auf jeden Fall nicht eindeutig fixiert zu sein. Sie beziehen keinen festen Standpunkt, beflügeln im besten Fall die Phantasie und sind in einer Art Schwebezustand zwischen den unterschiedlichen Realitätsebenen [=zwischen Realität und Phantasie] anzusiedeln. Immer dann, wenn der Leser bzw. der Interpret glaubt, das zwischen den Extremen vermittelnde Wesen dieser unruhigen Zugvögel erfasst zu haben, verflüchtigen sie sich bereits wieder, denn ‚Windhühner‘ können nicht stillsitzen. Ihr Element ist nicht die Ewigkeit – sie geben niemandem ‚die Schlüssel des Himmelreichs‘ (Mt 16,19) an die Hand –, sondern der in Allegorien erfasste Augenblick und die flüchtige, stets mehrdeutige Welt des von erotischen Bildern durchwobenen Traums.“ (Stolz 1994: 25)

Meiner Ansicht nach ließe sich „Die Vorzüge der Windhühner“ (1956) aber sogar für jüngere Schüler über das Assoziieren der beiden Bestandteile „Wind“ und „Hühner“ interpretieren, z.B. visuell durch eine Schnittmenge gekennzeichnet. Die neue Definition könnte sodann verglichen werden mit den Zeichnungen von (Wind-)Hühnern von Grass sowie in einem dritten Schritt mit Gedichten.

Des Weiteren interpretiert Stolz „Blechmusik“ (1956), das „Wunschbild einer künstlichen Enklave der Stille“ (Stolz 1994: 30), das als quasi als Prototyp vieler vergleichbarer Gedicht von Grass mit diesem Thema der Geborgenheit, der archetypischen Sicherheit im Mutterleib des Menschen spielt (z.B. wäre sehr gut ein Vergleich zu „Im Ei“ möglich). Schüler können sich in ihrer hektischen Zeit und Lebensumwelt gut auf die Botschaft, die

¹¹ Auch Cepl-Kaufmann (1975) untersucht den jungen Günter Grass „unter dem Aspekt von Literatur und Politik“ (Teil des Untertitels).

¹² Eine Unterrichts Anregung für die Sekundarstufe II mit Hilfe der frühen Gedichte von Grass versucht Kristek (2002). Da seine Publikation beim Grin-Verlag jedoch „nur“ auf eine Hausarbeit an der Humboldt-Universität zu Berlin zurückgeht und wir es hier somit um einen Studierenden, keinen im Beruf stehenden Lehrer zu tun haben, stehen wir seinen Vorschlägen recht kritisch gegenüber, möchten seine Arbeit auf diesem Wege jedoch wenigstens benennen, um Ihnen als Leser/innen die Gelegenheit zu geben, dem Literaturverweis ggf. folgen zu können. Es sei kritisch angemerkt, dass die Arbeit rein „theoretisch“ aufgebaut ist ohne Arbeitsblätter oder Verlaufspläne für den Unterricht.

Atmosphäre eines solchen Gedichtes einlassen, weil es auch für sie eine instinktive Ruhe ausstrahlt, Frieden, Entspannung usw. und durch die Alltagsgegenstände, die im Gedicht benannt werden, viele Assoziationen zur freien Interpretation ermöglicht. Als Hilfe zu Händen des Lehrers oder als möglicher Arbeitstext für den Unterricht sei Stolz' Interpretation in Auszügen zitiert:

„Dieses Gedicht gestaltet einen aus der Sicht des Autors exemplarischen Lebenslauf des Menschen, der gegen seinen Willen aus dem zeitlosen Schutzraum der Stille in eine ihm fremde, feindlich gesinnte Welt gestoßen wird. [...] ‚Damals, ehe wir ausgestoßen‘, im pränatalen Sinn, ruhten ‚wir‘ im Gefühl der absoluten Geborgenheit in einem Hohlraum, der von Grass mit einem Innenraum einer Trompete in Verbindung gebracht wird: ‚Es war sehr still dort‘; abgeschirmt von allen störenden Einflüssen der Außenwelt schlummert der Embryo vor der Geburt vertrauensvoll im Schutz bietenden Mutterleib: ‚Auf ruhigem, endlosem Rücken lagen wir jenem Gewölbe an.‘ Doch die paradiesische Ruhe im stillen Schoß der Mütter wird durch ein überhörbares Signal gestört. Wer diesen Ton ausstößt, bleibt offen. Das lyrische Ich weiß nicht, es ahnt, wer die Bewohner des dunklen Höhlengewölbes geweckt hat, verzichtet aber in dieser Strophe durch die unverbindliche Aufzählung möglicher Verursacher auf eine dezidierte Festlegung. Entscheidend ist zunächst die unwiderrufliche Tatsache, dass nunmehr ‚Blechmusik‘ zu hören ist, die vom aus der Muttermundtrompete ausgestoßenen Ich wohl lieber nie gehört worden wäre, da sie den Schlussakkord bzw. den unheilvollen Klang der Totentrompete bereits erahnen lässt.“ (ebd. 31)

Im Unterrichtsverlauf könnten die Schüler erste Eindrücke zur Atmosphäre im Gedicht festhalten und nach Belegen für das Spiel mit „Alltäglichkeiten“ des prototypischen modernen Gedichtes suchen. Anschließend würde ich die Lernenden zu den benannten Gegenständen und Räumen Assoziationen bilden lassen, wenn diese Dinge symbolisch für menschliches Verhalten stehen (z.B. Schlucht = Tiefe, Gefangensein, aber auch Ruhe; Blumen in Vasen = Natur, die schon verwelkt, wirkt harmonisch usw.). Schließlich sollten Form und Inhalt des Werkes miteinander in Beziehung gesetzt werden.

Stolz stellt des Weiteren „Lilien im Schlaf“ vor, ein Gedicht, das er als Selbstaussage des Dichters Grass zu seinem Werk sieht. Er glaubt hier ein „Bedürfnis nach ungestörtem Tiefschlaf“ (ebd. 36) zu sehen in Anlehnung an eine „Todeserotik“ (ebd.) und „Regressionsgelüste[...]“ (ebd.). Wie diese Interpretationsansätze schon andeuten, ließe sich das Gedicht wunderbar auf das Schaffen des frühen Grass beziehen, erscheint als „Arbeitsmaterial“ aber für Schüler selbst höherer Jahrgangsstufen schlichtweg zu „schwer“, zu abstrakt.

Ebenso schwierig zu erschließen sind meiner Ansicht jene Gedichte, die Stolz thematisch der christlichen Motivik zuordnet. Allein diese Hintergründe für eine Interpretation präsent zu haben, erfordert ein hohes Maß an Allgemeinwissen und eine gewisse Bibelfestigkeit, die man bei Schüler so nicht voraussetzen darf. Eher geeignet scheinen mir daher Werke, die, so Stolz, „den unwiederbringlichen Verlust der (Selbst-)Sicherheit des menschlichen Individuums im Allgemeinen und seiner Glaubensgewissheit im Besonderen“ (ebd. 42) thematisieren, die die religiösen Anspielungen jedoch recht allgemein und damit noch eher verständlich halten. Das Gedicht „Möbel im Freien“ (1956) lebt von Assoziationen, die (ältere) Schüler vor ihrem inneren Auge aufrufen könnten (eine sommerliche Wiese mit einer gemütlichen Sitzecke, Tisch und Gartenbank, Kaffee und Kuchen), die anschließend am Text belegt werden und insbesondere im Gegenbild der umgestürzten Gartenbank interpretiert werden könnten. Diese sollte dann auch auf die religiösen Anspielungen

führen. Stolz interpretiert (auch hier mag der Einstieg als Einblick in mögliche Schülerlösungen genügen):

„Es beginnt mit einem beunruhigenden Eingriff in die vom Menschen gestiftete Ordnung des Gartens, in ein scheinbar vertrautes, der ‚chaotischen‘ Natur abgetrotztes Terrain. Die umgestürzte Gartenbank – die Frage nach dem Verantwortlichen bleibt auch hier unbeantwortet – liegt, entgegen ihrer Zweckbestimmung, ein Zeichen der Disharmonie, verkehrt herum und damit sinnlos auf dem Boden. Vier Beine, die zuvor einen sicheren Stand garantierten, ragen verloren in den Himmel und scheinen dort vergeblich nach dem Beweis für ihre Funktion in offenbar längst vergangenen Zeiten zu suchen. Damals diente die [...] Sitzbank als willkommene Ruhestätte; ein dem lyrischen ich liebgewordener Platz der Kommunikation, ein stiller Ort, der ein beruhigendes Gefühl von Vertrautheit vermittelte: An endlos langen Sommertagen unter den Bäumen des paradiesisch anmutenden Gartens zu sitzen, mit einer guten alten Tante zu plaudern, heißen Kaffee zu genießen und süße Kekse zu ‚brechen‘, die – um keinen Zweifel am religiös-rituellen Charakter dieser sonntäglichen Kaffeekranzzeremonie aufkommen zu lassen – auch gleich als ‚Hostien‘ bezeichnet werden.“ (ebd. 43)

1.5. Weitere Tiermetaphern

1.5.1. Pferd

Da sie die Schüler vermutlich im Besonderen ansprechen, möchte ich für die Analyse weiterer Gedichte noch einmal zur Tiermetaphorik zurückkehren und widme mich daher einem weiteren frühen Gedicht, „Falada“.

Schon Kropp (2002: 9ff.) stellt in ihrem Resümee zur Bedeutung des Pferdemotivs in der Literatur die „Schönheit des Pferdes, die Eleganz seiner Bewegungen und [...] den Genuss des Rittes“ heraus, dessen Bedeutung im Alltag zunächst im Laufe der Industrialisierung aus dem Alltag der Menschen verschwunden sei. Nicht mehr als Arbeitstier, als Fortbewegungsmittel und Hilfsmittel in der Schlacht, sondern vornehmlich als Reittier begegne es uns heute noch. In früheren Zeiten habe es, so Kropp, eine hohe Statusfunktion ausgeübt („Wer sich ein Pferd oder gar mehrere leisten konnte, besaß in ihnen ein Zeichen seiner Macht, seines Reichtums oder seines Herrschaftsanspruchs“, ebd. 108) – besonders, wenn das Tier einen ihn kennzeichnenden Namen getragen habe (vgl. ebd. 112) oder sogar ein Schimmel oder Araber gewesen sei (vgl. ebd. 118, 120). Eine tiefe „Verehrung“ (ebd. 116) und „Bewunderung“ (ebd.) der Menschen für ihr edles Tier sei häufig damit einhergegangen. In niederen Gesellschaftsschichten sei man dagegen auf „einfache, gröbere und robuste Tiere – Ackergäule, Zugtiere, also Arbeitspferde“ (ebd. 109) gestoßen, die in der Literatur seit jeher auch zum Zwecke der Parodie beschrieben worden seien. Beispiele hierfür seien das Pferd des Musketiers D’Artagnans oder, in der mittelalterlichen Literatur, bei Parzival. Der moderne Roman gebe das Pferd seinen Helden häufig als Spiegel seiner Seele an die Seite, so in Fontanes „Irrungen, Wirrungen“ und dem im Ausritt nach einer Lösung für seine unglückliche Liebesbeziehung suchende Botho (vgl. ebd. 115) oder man denke an Hauke Haien als Storms „Schimmelreiter“ (vgl. ebd. 126f.). Diesem Charakterzug des einfühlsamen, klugen Tieres liege, so Kropp, die Legende zugrunde, die Pferde hätten vor der Sintflut einmal die menschliche Sprache beherrscht, könnten sie nun jedoch nur noch verstehen und nicht mehr selbst benutzen (vgl. ebd. 123). Ebenso sei ihnen seit jeher eine Nähe zur göttlichen Macht zugeschrieben worden, schon in der germanischen Mythologie (vgl. ebd. 127ff.), aber auch in der biblischen Geschichte

(vgl. Numeri 22,22-31 nach Kropp 134ff.), und man habe daran geglaubt, Pferde könnten in die Zukunft schauen. Weitere literarische Bezüge finden sich nach Kropp in Goethes „Götz von Berlichingen“ („zeigt den festen Glauben Weislingens an die Geistersichtigkeit seines Pferdes“, ebd. 135), Joseph von Eichendorffs „Das Marmorbild“ („geistersichtige Fähigkeit eines Pferdes“, ebd. 136) oder in Günter Kunerts „Erwachsenenspiele“ (ebd. 140) usw.¹³

Worin liegt nun die mögliche thematische Umsetzung im Deutschunterricht? Für die Interpretation des Pferdemotivs muss sich der heutige Leser der ursprünglichen Bedeutung dieses Tieres erinnern, wie es ihm beispielsweise in dem bekannte Märchen von der „Gänsemagd“ (1857) vorgeführt wird. Diese sehr bekannte Erzählung lässt sich sehr gut vergleichend zum Pferde-Motiv bei Grass in Beziehung setzen. Nach einer ersten Textbegegnung mit dem Märchen und einer ersten Spontanphase, in der mögliche Fragen zum Inhalt und Ablauf der Erzählung im Plenum geklärt werden könnten, sollten die Lernenden das zentrale Motiv des Märchens analysieren, das Pferd Falada. Leicht erscheint es für SuS interpretierbar, dass der weise Pferdekopf nicht nur mit einer Magd, sondern mit der wahren Königstochter spricht und so, da sie durch ihn erkannt wird, auch über seinen „ersten“ Tod hinaus ein Helfer und Beschützer für sie bleibt (vgl. ebd. 102ff.). Das Symbol des Pferdekopfes, wie er uns auch im Märchen begegnet, stammt aus der Opfertradition (vgl. ebd. 139) – dass das Tier am Ende nicht wieder zum Leben erweckt wird, sei, so Kropp, eigentlich ungewöhnlich, da in vielen anderen Erzählungen dies das gute Ende der Geschichte eines Tieres sei (vgl. ebd. 141). Nach dieser ersten Erarbeitung und Auswertung könnte nun in einem zweiten Schritt die Analyse des Grass-Gedichtes folgen.

Neben Grass „Blechtrommel“¹⁴, in dem der von Aalen befallene Rappenkopf der „Auslöser für die Krankheit und letztlich für den Tod von Agnes, der Mutter Oskar Matzeraths“ (ebd. 153) ist, ist das Pferdemitiv in einem frühen Gedicht „Falada“ des Sammelbandes „Gleisdreieck“ vorhanden. Das Thema des Werkes sei eine „Annullierung des Mythos durch eine mythenferne Gesellschaft“ (ebd. 149) und der biografische Hintergrund, so Kropp (vgl. ebd. 148ff.) bei diesem Werk bestünde darin, dass Grass seit 1956 mit seiner Frau Anna Schwarz in Paris gelebt habe, wo er – für Frankreich typisch – viele Pferdemetzgereien gesehen habe.

In der Erstbegegnung mit dem Gedicht sollten die Lernenden Parallelen zwischen Grass' Gedicht und dem ihnen bereits bekannten Märchen suchen (erwartete Lösung: das lyrische Ich spielt mit der Andeutung, Falada könne sprechen und lebe damit auch nach seiner Schlachtung weiter) sowie nach auffälligen Unterschieden (Falada spricht eben nicht, er „hängt am Schlachterhaken“, ebd. 149). Diese beiden zentralen Momente lassen sich, so Kropp, durch die auffällige Form bzw. die refrainartige Wiederholung „Falada schweigt“ und „Faladas Fleisch“ sowie die rahmende erste und letzte, gleich lautende Strophe, belegen.

Um das zunächst schwer verständliche Gedicht leichter zu interpretieren, könnte man sodann in einer ersten Erarbeitung auf auffällige Adjektive eingehen, die die „Unbeweglichkeit und Sprachlosigkeit“ (ebd. 149) Faladas unterstreichen, ehe man die

¹³ Mayer (1999: 69) geht in seiner Interpretation so weit, dass er sogar einen Bezug zu einer Rede Günter Grass' aus dem Jahre 1969 als Metapher bemüht – „Literatur und Revolution oder des Idyllikers schnaubendes Steckenpferd“, was uns an dieser Stelle jedoch zu weit vom eigentlichen Thema wegzuführen scheint.

¹⁴ Eine ausführlichere Interpretation zum Pferdemitiv in der „Blechtrommel“ findet sich bei Jarosz-Sienkiewicz (2003); die Autorin analysiert außerdem die Figur des Uhrmachers Laubshad, der als Tierquäler im Roman (vgl. ebd. 108f.) einen für uns auffälligen Bezug zur deutlichen Tiermetaphorik bei Günter Grass einnimmt.

Beschreibung des Pferdekopfes hinzunimmt und dem plaudernden Metzger bzw. der unterkühlt wirkenden Metzgerei gegenüberstellt (dritte und vierte Strophe). Verben der Bewegung kennzeichnen diese Seite der Situation, hinzu kommen sprachlich auffällige Alliterationen:

„Grass hat in diesem Gedicht die Wahrnehmungen verkehrt: Das Lebendige, in diesem Fall das sprechende und helfende Pferdehaupt, wird zum unbewegten, toten Utensil – während den toten Gegenständen Leben eingehaucht wird. In dieser Zeit und an diesem Ort scheint Falada und mit ihm das Märchen mit all seiner lebendigen Phantasie gestorben zu sein, denn ein sprechendes Märchenpferd hat in einer hygienischen Metzgerei keine Stimme und keine Lebensberechtigung mehr.“ (ebd. 150)

In einer Phase der Vertiefung könnte der Aufbau des Gedichtes im Hinblick auf das Verhältnis von Pferd und Metzger untersucht werden. Faladas Schweigen könne als Absicht interpretiert werden, so Kropp, obgleich das Tier vielleicht wie im Märchen alles um sich herum sehr wohl wahrnehme und beurteile (vgl. ebd. 150) – ein interessantes Symbol ist in diesem Fall das Blut auf der Schürze des Metzgers. Einst Zeichen des Lebens, ist es nun erstarrt, überträgt sich so auf den Metzger und wächst damit über seine Niederlage des Getötetseins hinaus, indem es sich als Mythos verweigert. Auch sein Name fällt weg (die Waage nennt keine Namen mehr). Der Metzger kannte seine Geschichte, streitet sie im Verkaufsgespräch geradezu ab, was wiederum ein Hinweis darauf ist, dass er den Mythos um Falada kannte.

Das lyrische Ich in der sechsten Strophe erinnert an die Menschen (schon angedeutet durch das Personalpronomen in der zweiten Strophe): „Ich kauf mich los“ – mit diesen Worten stiehlt sich der Mensch aus der Verantwortung, denn er ist nicht fähig, den Mythos auszulösen und Falada zu befreien.“ (ebd. 151) Faladas Ende scheint besiegelt, aber das Gedicht schließt mit dem Blick auf den Pferdekopf und so bleibt der Eindruck, dass das weise Haupt auch weiterhin – vielleicht über das Ende des Märchens hinaus, aus dem es stammt – weise bleibt und nur schweigt, weil es eine so kalte Wirklichkeit um sich herum sehen muss.

In einer alternativen oder weiterführenden Herangehensweise an das Grass-Gedicht wären auch Gedichtvergleiche zur Ludwig Uhlands Werk „Die Rache“ oder Bertolt Brechts „O Falladah, die Du hangest“ (entstanden 1914-1924, erschienen 1967) möglich.

Zentraler Handlungsmoment in Uhlands Ballade ist, dass „das Pferd [...] vor dem Ort [zurückschreckt], an dem die Leiche seines Herrn im Fluss versenkt wurde“ (ebd. 134). Hieraus könnte man interpretieren, dass das Pferd, wie zuvor dargestellt, mehr weiß als die Menschen, geradezu „in Kontakt mit den Göttern“ (ebd. 134) zu stehen scheint.

Brecht baut sein Werk dagegen als Wechselrede zwischen einem Reporter und dem Pferd auf (vgl. ebd. 142), das Leid des Tieres wird stark herausgestellt, um am Ende die Zuhörer und Leser vor der menschlichen Kälte dieser Welt zu warnen (vgl. ebd. 147).

1.5.2. *Fisch, Schnecke, Katze, Ratte*

Eingeschoben – wenn auch ohne Gedichtbeleg – seien Anmerkungen zu Fischen.

„Der Butt“ ist wiederum, wie schon das Pferd zuvor, in Anlehnung an das alte deutsche Märchen „Vom Fischer und seiner Frau“ zu verstehen, so Mayer (1999: 63). Wilden & Meyer auf der Heide (1999: 114) stellen dies zunächst in Frage, beobachten aber das auffällige Wiederaufgreifen des Butt-Motives in – wie schon an den anderen Tropen belegt – Gedichten, Zeichnungen und Manuskripten jeglicher Art, so auch in „Ach Butt, dein Märchen geht böse aus“.

Wie schon in seinem Werk von den „Windhühnern“, um dies über Wilden & Meyer auf der Heide hinausgehend zu interpretieren, wird der Butt dabei mit Köchen konfrontiert (vgl. ebd. 115): „Der Autor steht, gebrochen in einer Vielzahl historischer Ichs, immer den Köchinnen gegenüber. Sein Symbol ist die Feder, die als Motiv besonders bei der Gänse rufenden ‚Dicken Gretl‘ aus dem Dritten Monat vorkommt; sie kann gleichzeitig die Feder¹⁵ des Chronisten und die des Zeichen setzenden Künstlers sein. Die Zeichnung und Bronzeplastik eines Plattfisches, so die Autoren, tritt bei Grass bereits 1955 auf, die Radierung des Butts erfolgt also erst geschlagene 18 Jahre später.

Ein weiteres Tiermotiv, das ich aber nicht explizit in Gedichten analysiere, ist die Schnecke. Mit seinem Roman „Aus dem Tagebuch einer Schnecke“, so Domdey (1999: 109), habe Grass „Auschwitz zu ‚erklären‘ versucht“ und nicht nur im Hinblick auf die Textsorte eines Tagebuches sei eine Schnecke als Trope hierfür im Besonderen geeignet,

„[...] da sie die verschiedenen Erzählebenen miteinander verbindet und als Einheit zusammenführt. Ist die Schnecke in der ersten Erzählebene präsent, in der Grass über die Bedeutung des Schnecken-Bildes für den zwischenmenschlichen Bereich reflektiert, vor allem auch über die Bedeutung des Schneckenprinzips für seine schriftstellerische Arbeit, taucht sie in der zweiten Erzählebene, dem Bericht des Wahlkampfes 1969, auf, wenn Grass seine Tagebuchaufzeichnungen mit Erörterungen der Bedeutung des ‚Schneckenprinzips‘ für die Politik verknüpft. Das Bild der Schnecke steht hier für den sozialdemokratischen Reformismus, für eine Politik der kleinen Schritte, den ‚Stillstand im Fortschritt‘“ (ebd. 109f.).

Erneut gehört übrigens zum Roman eine (Kupferstich-)Illustration einer Schnecke. Genauer zeigt er auf Selbstporträts aus dieser Zeit, so Domdey, geradezu serienmäßig immer wieder eine „(Doppel-)Schnecke“ (ebd. 110),

„[...] oft das Schneckenhaus in einem Auge des Künstlers – Zeichen für das dem Schneckenprinzip entsprechende Hinsehen, ein langsames bzw. lange auf dem zu beobachtenden Gegenstand verweilendes, also sehr genaues Hinsehen als unbedingte Voraussetzung der von Grass angestrebten, künstlerischen Umsetzung einer größtmöglichen Nähe zum Gegenstand.“

Die Schnecke symbolisiere damit, wie nach Domdeys Ansicht viele (Sprach-)Bilder bei Grass, „die zwei Komponenten eines binären Oppositionspaars, in diesem Fall Stillstand und Fortschritt“ (ebd. 111).¹

Um die Motivsuche noch fortzuführen, sei mit Wilder & Meyer auf der Heide (1999: 117) darauf verwiesen, dass die Feder wiederum im „Treffen in Telgte“ aufgegriffen wird.

Widmen wir uns als Nächstes der bei Grass beliebten Katze. Ozanna & Schiefelbein (1999) besprechen den Roman „Katz und Maus“ und beschreiben dafür eingangs das Bild des Titels, das diese beiden Tiere darstellt:

„Bereits im Titel klingt – durch assoziative Verknüpfung mit einer bekannten Redensart vom Katz- und Maus-Spiel – die Leitmotivik oder Grundthematik der Novelle an: das Spannungsverhältnis von Katz und Maus, von Jäger und Gejagtem, wird im Text entwickelt als ein existentielles Prinzip, das sich auch im Coverbild des Buches kristallisiert. Es zeigt eine große, massige Katze mit einem schwarz-weißen, gepardenartig gemusterten Fell. Auf einem grünen Untergrund liegt sie da, mit aufmerksam erhobenen Kopf, um den Hals trägt sie an einem breiten rot-weißen Band den Ritterkreuzorden, ihr abweisend-lauernder Blick ist frontal auf den Betrachter gerichtet. Auf der Tuschezeichnung ‚Noch einmal: Katz

¹⁵ Um die Motivsuche noch fortzuführen, sei mit Wilder & Meyer auf der Heide (1999: 117) darauf verwiesen, dass die Feder wiederum im „Treffen in Telgte“ aufgegriffen wird.

und Maus' aus dem Jahr 1964 ist ebenfalls eine Katze zu sehen, die ihr Gegenüber in kauender, angriffsbereiter Haltung mit schlitzartigen Augen und hinterhältigem Blick fixiert. Auch sie ist ‚dekoriert‘ mit dem Ritterkreuzorden, der ihr an einem gestreiften Band um den Hals hängt. Das Fehlen des zweiten ‚Titeltieres‘ – der Maus – in den Bild Darstellungen regt den Betrachter daher nicht nur zu Spekulationen über dessen Verbleib an, sondern bewirkt ferner, dass sich dessen ‚Rollenpart‘ auf den Betrachter überträgt, der die von den jeweiligen Katze ausgehende Bedrohung auf sich beziehen muss.“

Ebenso, so ein Hinweis von Arendt (1999: 248) wäre ein Vergleich zu dem Grimm'schen Märchen „Katz und Maus in Gesellschaft“ und Clemens Brentanos „Gockel, Hinkel, Gackeleja“ möglich). Ebenso passend zum Tierbild der Katze interpretiert Arendt (1999: 246) ein frühes Gedicht Grass' als „poetologischen Imperativ [...] für die poetische Legitimation der jungen von der Kriegsgeschichte verstörten Poeten“, so wie es Grass aufgrund seiner eigenen Erfahrungen in der Kriegs- und Nachkriegszeit gewesen sei. Weiterführend ließe sich hierzu im Unterricht erneut eine passende Lithografie von Grass besprechen (siehe <http://www.kunsthhaus-luebeck.de/sites/grass/kuechenzettel/g04.htm>).

Stolz (1994: 66ff.) regt an, die „referierten Gebote der gottvaterähnlichen Katze, die die Perspektive dieses Gedichtes bestimmt“ über die Farbsymbolik zu interpretieren; ich empfehle „Askese“ (1960) mit den Zehn Geboten der Bibel zu vergleichen bzw. das Gedicht umzuformulieren in Gebote der Katze. Danach könnte die Farbsymbolik untersucht und beurteilt werden (Welche „Seite“ der Farben ist der anderen überlegen?).

Ich komme nun zu dem vielleicht bekanntesten Tiermotiv von Günter Grass – der Ratte.

1999 erschien ein Sammelband mit diversen Aufsätzen zu Romanen, aber auch zum literarischen Schaffensprozess Günter Grass' im Allgemeinen mit dem Titel „Günter Grass. Wort und Bild“, in dem Mayer (1999: 63ff.) auf die Figur der Ratte, in erster Linie die „Rätin“ des gleichnamigen Romans, eingeht. Sollte dieser Roman Gegenstand des Unterrichts sein, so lohnt sich der Vergleich zu dem älteren Gedicht „Drei Vater Unser“ von Günter Grass aus seinem ersten Gedichtband „Die Vorzüge der Windhühner“, doch auch über den Roman hinaus, so Neuhaus (1999), gibt es viele „Ratten“ bei Grass:

Rehm & Wöhrle (1999) zitieren die ersten Sätze des bekannten Romans, in dem Grass schildert, wie er selbst eine Ratte zu Weihnachten als Geschenk erhielt, das Tier also „eine dem Buch zugrunde liegende Anekdote“ (Rehm & Wöhrle 1999: 118) verkörpere. Später greift er sie, so die Autorinnen, auch in dem Roman „Der Butt“ nebenher wieder auf; interessant ist jedoch die bewusst weiblich gewählte Form der „Rätin“ – „vielleicht, um sie damit noch menschlicher zu machen“ (ebd. 118). Der Roman aufbau erinnert, so die Rezensentinnen weiter, an „den gemalten Querschnitt eines Rattenbaus“ (ebd.); als Thema verkörpere das Tier jedoch vor allem „das Motiv der Endzeit“ (ebd. 119). Neuhaus (1999: 170) sieht in ihr das Motiv „für das Abstoßende, Ekelerregende, Erschreckende [... mit] Schleim, Blut,, Schmutz, Exkrement[e]n“ wie in vielen Aspekten von Grass' Werken. Und so muss an dieser Stelle eine zweite Anekdote benannt werden, die das Ende der echten, Grass'schen Privatratte betrifft:

„Die Kritik ging nicht gerade freundlich mit dem 1986 erschienen, 500 Seiten starken Werk um. Grass trat kurz darauf mit seiner Frau eine lang geplante Reise nach Indien an und musste sich vorwerfen lassen, wie seine Ratten sinkende Schiffe zu verlassen. Während seiner Abwesenheit stirbt die Weihnachtsratte. Wie einst ihr Anfang unter glitzernden Christbaumkugeln, so ist auch ihr Ende signifikant: Die Haushälterin findet das Tier, dem als hochgezüchteter Nachfahre der Wanderratte keine lange Lebensdauer beschieden ist, tot im Käfig. Sie weiß

um die literarische Bedeutung des Grass'schen Haustiern und bringt es nicht fertig, das Buchvorbild während des Abwesens einfach zu ‚entsorgen‘. Ute Grass findet sie nach der Rückkehr der Familie in einem Plastikbeutel zwischen Vanilleeis und Blattspinat in der Tiefkühltruhe.“ (Rehm & Wöhrle 1999: 120)

Zwei frühe Gedichte von Grass, so Neuhaus (1999: 170), zeigten die Ratte als Symbol des „Sündenfalls“, der autobiografischen Abkehr Günter Grass' von der Religion und dem Verständnis der Welt als „ein böser Ort“ (ebd.) voller „Schmutz und Abfall“ (ebd.). In dem Gedicht um das Wappen eines Herrn Racine (übrigens beruhend auf einer historisch belegten Entscheidung des Dichters Racine; „Racine lässt sein Wappen ändern“, 1960)

„[...] behandelt das Gedicht auf unübersehbar programmatische Weise Grass' Kunstauffassung. Wahre Kunst ist eine Mischung aus Schönheit und Hässlichkeit, Gut und Böse, wie es auch die Welt ist, in der sich sowohl Ratten als auch Schwäne finden.“ (ebd. 172).

Ähnlich, wenn auch mehr in Worten von Schüler, wird das Werk unter <http://www.driland-kolleg.de/projekte/Projekt/Racine.htm> interpretiert, wenn es im Schlusswort des Aufsatzes heißt: „Die Moral des Gedichts ist, dass kein lebendiger Schwan ohne Rattennähe existieren kann, also ohne das Negative keine positive Seiten des Lebens.“

Auch Arendt (1999: 254) interpretiert dieses Werk; seine Ausführungen könnten als weiterführender Sachtext zur vertiefenden Interpretation des Gedichtes auf einem extra Arbeitsblatt herangezogen werden:

„Schwäne – seit der Archaik und Antike sind sie zugeordnet den numinosen Mächten, Reittier oder Maske von Göttinnen und Göttern. Schwäne – seit unserer klassisch-romanischen Periode die ‚holden Schwäne und trunken von Küssen‘, Symbole des ästhetisch beschworenen Friedens und poetisch-erotischer Befriedigung. In diesem Gedicht aber schockt der Vers: ‚Schwäne schlafen, dort wo es seicht ist‘ und dienen der Schönheit als ‚Kopfkissen‘; hier sind die Schwäne Bilder, Sinnbilder ästhetischer Ruhe, poetischen Ausruhens – aber im Brackwasser, im Schlamm, dort, wo auch Ratten hausen. Ratten stören, nagen, nagen am schönen, schlafenden Schwan, Ratten müssen somit verfolgt, gejagt, vernichtet werden – also streicht der Dichter Racine die Ratte aus seinem Wappen – wohl wissend, dass sie ihm fehlen wird, weil der im seichten Gewässer dösende Schwan seinen ‚Einsatz verschlafen‘ wird, will sagen: die Poesie wird den Vers, das Wort nicht finden, wenn sie zur Stelle sein muss im Augenblick bedrohlicher Politik, Poesie alleine genügt nicht im Augenblick mörderischer Politik, es genügt keine bloß ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts.“ (ebd. 256)

Als Gedichtvergleich schließt Neuhaus das Werk „Saturn“ (1960) an, welches auch gut in der Schule zur Interpretation von Grass' Selbstbild als Künstler zum Vergleich herangezogen werden könnte. Neuhaus wählt es auch, weil erneut die Ratten (Vers 2) eine Rolle spielen, aber darüber hinaus interpretiert er in einer Vermischung von lyrischem Ich und Dichter:

„Seine Gemütsbewegungen wurden durch ein plötzliches Gefühl der Entfremdung in seiner alltäglichen Umgebung geweckt: Man braucht einen Schlüssel, um bei sich einkehren zu können; kaltes Hühnchen zu essen gleicht einem Akt von Kannibalismus, das Verglühen einer Zigarette zu Asche symbolisiert die Kürze menschlichen Lebens. All das verdichtet sich zu einer grundlegenden Botschaft, die nichts anderes besagt als: Saturn, der seine eigenen Kinder verschlingt, ist der herrschende Gott der Welt; des Lebens letztes Ziel ist der Tod. Ratten kennen diese

dunklere Seite des Lebens, von der die dummen Tauben nichts wissen.“ (Neuhaus 1999: 173)

Stolz (1994: 90f.) betont in seiner Interpretation des Gedichtes die verloren gegangene Geborgenheit der Menschheit, dies zeige schon die fehlende Sicherheit des heimkehrenden lyrischen Ichs in der ersten Strophe, und dass selbst die alltäglichen „Handgriffe“ (ebd. 93) nicht mehr selbstverständlich erscheinen. Hinzu käme ein Gefühl der Bedrohung – angedeutet durch den Zigarettenrauch, deutlich formuliert im Gott, der seine Kinder frisst. Das lyrische Ich liegt einfach nur da, gibt sich offenbar diesem Gott hin.

1.6. Weitere Themen

Neben der Tiermetaphorik bieten sich einige Gedichte von Günter Grass im Besonderen dazu an, sie mit Schüler, vielleicht angebunden an sonstige Unterrichtsreihen, einmal im Deutschunterricht zu besprechen. Dankbar ist hierzu, wie jede(r) Kolleg/in bestätigen wird, die Kombination von Primär- und Sekundärliteratur, wie sie auch nach den neueren Vorgaben aller zentraler Prüfungen gefördert wird.

So existiert zu Grass Gedicht „Schulpause“ (1967, erstmals veröffentlicht in „Ausgefragt“) eine Rezension der Frankfurter Allgemeinen Zeitung aus dem Jahre 2002 (über das FAZ-Archiv käuflich zu erwerben: Kruse 2002). In dem Gedicht, so der Rezensent Kruse, „wird nicht ein Leid gegen ein anderes aufgerechnet, sondern die kleine, penibel beobachtete Biografie blitzlichtartig beleuchtet. So bildet sich ein Soldatenfriedhof einer absurden Historie [...]. Dadurch [...] wird jener bestimmte Primaner, der diese Schulpause durchlebte, nicht wieder lebendig.“ (Kruse 2002).

In gleicher Weise ließen sich das Gedicht „Liebe“ (1967) und eine FAZ-Rezension von Hinck (2002) behandeln – zumal Liebeslyrik und Lyrik der Moderne hier Assoziationen zu vielen Gedichtvergleichen aufkommen lassen.

Als drittes Beispiel dieser „Reihe“ sei „Hochwasser“ (1956) vorgestellt, rezensiert an gleicher Stelle von Buch (2002), das als lyrische Vorlage zu dem gleichnamigen Theaterstück gilt.

Schließlich habe ich bereits im Unterricht die Hörbuch-CD zu Grass „Mein Jahrhundert“ eingesetzt; ein lyrisches Beispiels ist „Mein großes Ja bildet Sätze mit kleinem Nein“, eine hierzu passende Rezension verfasste 2002 Arnold. Bekannt geworden sind, sucht man nach weiteren Sachtexten zu Grass, Marcel Reich-Ranickis weitere Aufsätze aus dem Jahre 1992.

Sachtexte aus dem Jahre 1984 von Hartung, Müller, Rühmkopf, Schneider und Reich-Ranicki zur Lyrik von Günter Grass hat Görtz (1984) herausgegeben. Gleiches gilt für Arnold (1997) und Stolz (1994) oder Honsza (1987) sowie Jurgensen (1973) – sie alle sind jedoch recht allgemein gehalten.

Schließlich stellt Hummel „Ausgefragt“ (1967) vor, das besonders durch Grass' Kritik an der 60er-Jahre-Protestbewegung und ihren Antikriegsgedichten bekannt geworden sei (vgl. ebd. 52), das diverse passende Gedichte enthält. Für eine Besprechung des Werkes „In Ohnmacht gefallen“, so Hummel, böte sich ein Vergleich zu einer Grass-Rede aus dieser Zeit an. Zudem passt zu diesem Gedicht das zweite des vierteiligen Zyklus „Zorn Ärger Wut“ mit dem Titel „Irgendetwas machen“, einem Gedicht über das Protestgedicht, sowie als Drittes „Die Schweinkopfsülze“ („wie die Wut der Protestierer gegen ihre eigene Ohnmacht kompensiert werden könnte“, ebd. 53) und als Viertes „Der Epilog“ („Zustand nach dem Protest-Engagement, den Rückfall in bürgerliche Privatheit“, ebd. 53). Da, wie gesagt, der konkrete politische Hintergrund für heutige Schüler im regulären

Deutschunterricht nur schwer vermittelbar erscheint, könnte man eine Auswahl aus diesem Zyklus treffen, der allgemeinzeitliche Gültigkeit im Sinne des politischen Protestes und der Wirkung von Gedichten zu diesem Thema aufzeigt.

Hummel stellt auch hierzu diverse, damalige Rezensionen vor, am ehesten zu verwenden im späteren Unterricht wäre vielleicht das „Gegengedicht“ zu „Die Schweinekopfsülze“¹⁶ durch Reinhard Lettau („Erlebnis und Dichtung“). Auch ein Hinweis auf eine Lithografie zu seinem Gedicht durch Grass, die im Internet einsehbar ist, sei an dieser Stelle erlaubt:

<http://www.kunsthhaus-luebeck.de/sites/grass/kuechenzettel/g01.htm>.

Stolz (1994: 97ff.) interpretierte mehrere Gedichte aus diesem Werk, die als Gelegenheitsgedichte zu definieren sind.

1.7. Gelegenheitsgedichte

Was genau ist aber nun unter einem Gelegenheitsgedicht zu verstehen? Drux (1993) verweist auf Grass eigene Definition eines Gelegenheitsgedichtes: „Jedes gute Gedicht ist ein Gelegenheitsgedicht; jedes schlechte Gedicht ist ein Gelegenheitsgedicht“ (zitiert nach Drux 1993: 402) und beschreibt Grass' Vorgehensweise während des Schaffensprozesses eines Gedichtes: „Grass [setze...] sich den Launen der Muse aus, warte – oft monatelang – bis sie ihn [...] heimsuchen wird. Er schreibe, wenn sich eine Gelegenheit ergibt“ (ebd.), d.h. er braue ein bestimmtes Erlebnis, dass er somit synonym zu dem Begriff der „Gelegenheit“ verstehe. In seinen Ausführungen interpretiert der wohlwollende Kritiker einige dieser Gelegenheitsgedichte, wie man sie auch sehr gut mit Schüler erarbeiten könnte.

Eine ausführlichere Sachtextanalyse wäre über Grass' eigene Definition des Gelegenheitsgedichtes möglich (vgl. Grass 1980) oder sein Gedicht „Die Lüge“ (1973) im Vergleich zum Sachtext von Kasproski & Klatt (1999: 99); gut wäre auch ein Auszug aus „Saturn“ (1960).

„Das Erlebnis beim Schneider wird umgeformt zu einem Gleichnis über pädagogische Deformation; die Rechtslastigkeit seiner Erziehung prägt noch den Erwachsenen, der die hängende Schulter ‚errötend‘ auf das einseitige Tragen der Tasche schiebt. Die Gelegenheit wird also in ein Bild umgearbeitet, das aus einer Mitteilung über das lyrische Ich eine überindividuelle Erkenntnis zu ziehen erlaubt. Konstituenten der Geschichte im Schneideratelier, der als solcher keine symbolische Bedeutung zukommt, erhalten durch die sprachlich-poetische Gestaltung repräsentativen Charakter. In Bezug auf das beschriebene Erlebnis erweist sich das im Gedicht Dargestellte in der Tat als gelogen oder – weniger hart – als erfunden: So offenbart von der fiktiven Variation des auslösenden Geschehens an das von Grass selbst als Produktionsbeispiel vorgestellte Gelegenheitsgedicht die bearbeitende Hand seines Autors [...]“ (Drux 1993: 407f.) „Grass [...] besteht auf einem ‚Individualismus‘ des Dichters, auf der nur ihm eigenen Gelegenheit, und mag sie auch aus einer ganz banalen Erfahrung resultieren [...]. So gegenüber vertrauten Verrichtungen sensibilisiert, erfährt das ruhende Ich zigarettenrauchend Saturn, den vorolympischen Gott, den Unheilkünder, als großen Aschenbecher: [...] Die Zigarette, zuerst nur Genussmittel zur Entspannung vor dem Einschlafen, avanciert zum Sinnbild der Vergänglichkeit. Wie jetzt seine Zigarette wird später das Ich selbst zu Asche

¹⁶ Abdruck des recht langen Gedichtes beispielsweise in Grass 1970: 64-67.

werden [...]. Saturn, der des Nachts den melancholischen Grübler heimsucht, fängt die Asche der Zigarette auf; aber als todbringender Kinderfresser wird er schließlich auch Menschenasche verschlingen. Das betrifft selbstverständlich alle; das plurale ‚wir‘ des Schlussverses umfasst die ganze Menschheit“ (ebd. 410f.).

1.8. Ausblick

Abschließend möchte ich noch einige Gedichte vorstellen, die ich „rein intuitiv“ für die Besprechung im Deutschunterricht für geeignet halte:

- Günter Grass: „Der Vater“ (1960); in wörtlicher Rede könnten rechts und links neben dem Gedicht die Gedanken von Vater und Kind notiert werden. Nach Analyse des Zusammenhangs von Form und Inhalt im Gedicht könnte man, ausgehend von der letzten Strophe, einen kleinen philosophischen Essay über die Rolle des Vaters in der Familie (Selbstbild ungleich Rollenerwartung) formulieren.
- Günter Grass: „Dreht euch nicht um“ (1967)
- Günter Grass: „Die Mückenplage“ (1956); hieran könnten Merkmale des modernen Gedichtes der Nachkriegszeit erarbeitet werden, außerdem sollten farbige Beschreibungen der Situation und der Metaphorik analysiert werden, ehe eine Interpretation der Metaphern auf dem Hintergrund der „realen“ Situation versucht wird
- Günter Grass: „Freitag“ (1960); von der letzten Strophe ausgehend könnten die Gedankenschritte des lyrischen Ichs nachgezeichnet werden, außerdem lässt sich das Werk gut mit dem Gedicht „Beschönigung“ (2007) vergleichen. Hinzu gezogen werden können tagesaktuelle Meldungen, z.B. aus Zeitungen.
- Günter Grass: „Schamlos“ (2003); eine sinnbetonende Rezeption wäre die Voraussetzung, den „Bruch“ innerhalb des Gedichtes zu untersuchen. Das Thema kann ausgehend vom Titel bestimmt werden, produktiv könnten weitere Aufzählungen wie ab V. 8 gefunden werden. Die Schüler sollten V. 3,5,6 paraphrasieren können und in V. 4 weitere synonyme Adjektive ergänzen.
- Günter Grass: „Kara“ (2003); eine anonyme Zettelabfrage auch bei jüngeren Schülern könnte das Thema Haustiere aufbringen, am Rand des Werkes könnten in Sprechblasen die Gefühle des lyrischen Ichs benannt werden, eventuell als Abschlussbesprechung auch ein tröstender Brief an das lyrische Ich
- Günter Grass: „Rote Beete“ (2007); das Gedicht könnte in Prosa umformuliert werden, anbieten würde sich auch das Abfassen eines Parallelgedichtes zu einer Mahlzeit o.ä., bevorzugt in Kombination mit einer eigenen Zeichnung oder Collage
- Günter Grass: „Ich, deutscher Zunge“ (2007); das Rätsel am Ende des Gedichtes sollte gelöst werden; neu eingesetzte Trennstriche könnten die Verse einteilen, ein Vergleich zu autobiografischen Erfahrungen des Schreibprozesses bei Grass wäre ertragreich
- Günter Grass: „Notfalls Kichererbsen“ (2007); Schüler sollten die Gefühle des lyrischen Ichs auf den Hintergrund von Sarkasmus und „Galgenhumor“ beschreiben, die Strophen zwei und drei durch eigene Beispiele ergänzen und grafisch gestalten
- Günter Grass: „Schuhwechsel“ (2007); ausgehend von einer individuellen Gegenstandsbeschreibung der Schuhe (jüngerer Schüler) sollten Erinnerungen und Gefühle zu diesem Gegenstand assoziiert werden; verbunden mit einer Definition von Metapher und Personifikation könnte das Gedicht im Hinblick auf die eigenen Schuhe erweitert werden

- Günter Grass: „Mein Makel“ (2007); das Gedicht sollte im Rückbezug auf die Biografie von Günter Grass interpretiert und im Hinblick auf „Makel“ oder „Scham“ erörtert werden
- Günter Grass: „Im Gehen“ (2007); Redewendungen zum Wortfeld „gehen“ könnten Grundlage für die Besprechung des Werkes sein, oder auch eine Zeichnung einer Figur, die mittig gespalten ist (alter ego)

2. Literaturverzeichnis

- Arendt (1999) Arendt, Dieter: Günter Grass: Eine emblematische Menagerie oder: Tiere – „Eine Art Korrektur“. In: Studi germanici – Roma 37 (1999) Heft 2, S. 243-279
- Arnold (1997a) Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): Blech getrommelt. Günter Grass in der Kritik. Göttingen: Steidl, 1997
- Arnold (1997b) Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): Günter Grass. Text und Kritik. Heft 9, 7. Aufl. 1997
- Arnold (2005) Arnold, Heinz Ludwig: Von Unvollendeten. Literarische Porträts. Göttingen: Wallstein, 2005
- Brandes (1998) Brandes, Ute: Günter Grass. Berlin: Spiess, 1998
- Brode (1979) Brode, Hanspeter: Günter Grass. München: Beck, 1979
- Buch (2002) Buch, Hans Christoph: Von der Eiszeit zur Regenzeit. in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.08.2002, Nr. 190, S. 38 (darin auch der Abdruck des Gedichtes: Günter Grass: Hochwasser)
- Cepl-Kaufmann (1975) Cepl-Kaufmann, Gertrude: Günter Grass. Eine Analyse des Gesamtwerkes unter dem Aspekt von Literatur und Politik. Kronberg: Scriptor, 1975
- Coenen (2002) Coenen, Hans-Georg: Analogie und Metapher. Grundlegung einer Theorie der bildlichen Rede. Berlin u.a.: Walter de Gruyter, 2002
- Dhong (2001) Dhong, Jin-Sok: Offenheit und Hermeneutik. Zur Möglichkeit des Schreibens nach Auschwitz. Ein Vergleich zwischen Günter Grass' Lyrik, der „Blechtrommel“ und dem Spätwerk Paul Celans. Frankfurt a.M. u.a.: Lang, 2002
- Dittberner (1997) Dittberner, Hugo: Das Gedicht als Werkstück. Ein Essay zur Lyrik des Günter Grass. In: Text und Kritik. 1 (7. Aufl. 1997) S. 19-26
- Domdey (1999) Domdey, Jana: Aus dem Tagebuch einer Schnecke (1972). in: Günter Grass. Wort und Bild. Tübinger Poetik Vorlesung & Materialien. Hg. v. Jürgen Wertheimer. Tübingen: Konkursbuchverlag, 2. Aufl. 1999. S. 109-111
- Drux (1993) Drux, Rudolf: Das Gelegenheitsgedicht bei Grass und Heißenbüttel. Aktualität und Tradition einer poetologischen Kontroverse. in: Lyrikertreffen <05, 1987-07, 1991>: Lyrikertreffen Münster. Gedichte und Aufsätze 1987-1991. Hg. v. Lothar Jordan und Winfried Woesler. Bielefeld: Aisthesis, 1993. S. 402-414
- Eckhardt (1999) Eckhardt, Holger: „Dem Volke unheimlich und merkwürdig“.

- Zum Motiv vom aassfressenden Aal. in: Neophilologus Bd. 86 (1999) Heft 1, S. 115-120
- Geißler (1976) Geißler, Rolf (Hg.): Günter Grass. Ein Materialienbuch. Darmstadt u.a.: Luchterhand, 2. Aufl. 1980
- Görtz (1984) Görtz, Franz Josef (Hg.): Auskunft für Leser. Darmstadt u.a.: Luchterhand, 1984
- Görtz (1993) Görtz, Franz Josef: Nachwort zu: Günter Grass. Gedichte. Stuttgart: Reclam, 1993. S. 75-87.
- Görtz (1999) Görtz, Franz Josef: Günter Grass. in: Praxis Deutsch 26 (1999) 158, S. 2
- Grass (1956) Grass, Günter: Die Vorzüge der Windhühner. Gedichte und Zeichnungen. Neuwied u.a.: Luchterhand 1956
- Grass (1959) Grass, Günter: Blechtrommel. Neuwied: Luchterhand, 1959
- Grass (1967) Grass, Günter: Ausgefragt. Gedichte und Zeichnungen. Neuwied u.a.: Luchterhand, 1967
- Grass (1970) Grass, Günter: Gedichte. Neuwied u.a.: Luchterhand, 1970
- Grass (1971) Grass, Günter: Gesammelte Gedichte. Darmstadt und Neuwied: 1971
- Grass (1974) Grass, Günter: Liebe geprüft. Radierungen und Gedichte. Bremen: Schünemann, 1974
- Grass (1980) Grass, Günter: Das Gelegenheitsgedicht oder Es ist immer noch, frei nach Picasso, verboten, mit dem Piloten zu sprechen. in: Rolf Geißler (Hg.), Günter Grass. Ein Materialienbuch. Darmstadt u.a.: Luchterhand, 2. Aufl. 1980. S. 7-10
- Grass (1987) Grass, Günter: Gedichte und Kurzprosa. Darmstadt u.a.: Luchterhand, 1987
- Grass (1988a) Grass, Günter: Gedichte. 1955-1986. Darmstadt: Luchterhand, 1988
- Grass (1988b) Grass, Günter: Tierschutz. Gedichte. Mit 10 Radierungen des Autors. Darmstadt: Luchterhand, 1988
- Grass (1993a) Grass, Günter: Gedichte und Kurzprosa. Göttingen: Steidl, 1993
- Grass (1993b) Grass, Günter: Gedichte. Auswahl und Nachwort von Franz Josef Görtz. Stuttgart: Reclam, 1999
- Grass (1995) Grass, Günter: Mit Sophie in die Pilze gegangen. Gedichte und Lithographien. München: dtv, 1995
- Grass (1996) Grass, Günter: Ach Butt, dein Märchen geht böse aus. München: dtv, 1996
- Grass (1997) Grass, Günter: Wörter auf Abruf. 77 Gedichte. Berlin: Wagenbach, 1997
- Grass (1999a) Grass, Günter: Bin ich nun Schreiber oder Zeichner? (1979). in: Günter Grass. Wort und Bild. Tübinger Poetik Vorlesung & Materialien. Hg. v. Jürgen Wertheimer. Tübingen: Konkursbuchverlag, 2. Aufl. 1999. S. 17-18
- Grass (1999b) Grass, Günter: Gedichte und Kurzprosa. München: dtv, 1999
- Grass (2001) Grass, Günter: Novemberland. 13 Sonette. Göttingen: Steidl, 2001
- Grass (2003a) Grass, Günter: Letzte Tänze. Göttingen: Steidl, 2003
- Grass (2003b) Günter Grass liest Lyrische Beute. 140 Gedichte aus fünfzig

- Jahren. Göttingen: Steidl, 2003
- Grass (2004) Grass, Günter: Lyrische Beute. Gedichte und Zeichnungen aus fünfzig Jahren. Göttingen: Steidl, 2004
- Grass (2005) Grass, Günter: „Wir leben im Ei“. Geschichten aus fünf Jahrzehnten. Hg. Und mit einem Nachwort versehen von Dieter Stolz. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2005
- Grass (2006a) Grass, Günter: Beim Häuten der Zwiebel. Göttingen: Steidl, 2006
- Grass (2006b) Günter Grass: Ich war Mitglied der Waffen-SS. Der Literaturnobelpreisträger bricht sein Schweigen. Gespräch im Feuilleton. In: FAZ vom 12.08.2006. Nr. 186, S. 1
- Grass (2007) Grass, Günter: Dummer August. Göttingen: Steidl, 2007
- Hartung (1985) Hartung, Harald: Deutsche Lyrik seit 1965. Tendenzen, Beispiele, Porträts. München u.a.: Piper, 1985
- Hartung (2005) Hartung, Harald: Das Gedicht, die Daten und die Schöne Zunge. Sieben Dichter in ihren Gesamtausgaben. in: Merkur 50 (2005) Heft 669-680, S. 5054-515
- Hermes (1996) Hermes, Daniela (Hg.): Günter Grass. Der Schriftsteller als Zeitgenosse. Göttingen: Steidl, 1996
- Hinck (2002) Hinck, Walter: Der bargeldlose Verkehr und der Wackelkontakt. in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.06.2002, Nr. 136, S. 56 (darin auch der Abdruck des Gedichtes: Günter Grass: Liebe)
- Hinderer (1994) Hinderer, Walter: Sprache und Methode. Bemerkungen zur politischen Lyrik der sechziger Jahre. Enzensberger, Grass, Fried. In: ders., Arbeit an der Gegenwart: zur deutschen Literatur nach 1945. Würzburg: Königshausen und Neumann, 1994. S. 49-92
- Honza (1987) Honza, Norbert: Günter Grass. Werk und Wirkung. Wrocławskiego: Wydawnictwo uniwersytetu 1987
- Hummel (2000) Hummel, Christine: „Gegen rhetorische Ohnmacht“. Die Rezeption politischer Lyrik von Günter Grass aus den 60er Jahren. In: Wirkendes Wort 1 (2000) 48-66
- Jarosz-Sienkiewicz (2003) Jarosz-Sienkiewicz, Ewa: Ähnlichkeiten der Motive in Epik und Lyrik am Beispiel „Der Blechtrommel“ und der früheren Gedichte von Günter Grass. Eine Zusammenstellung. In: Germanica Wratslaviensia 125: Literatur und Kultur im Querschnitt. Hg. v. Norbert Honszka. Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego, 2003. S. 101-116
- Jurgensen (1973) Jurgensen, Manfred: Grass. Kritik – Thesen – Analysen. Bern u.a.: Francke, 1973
- Jürgs (2004) Jürgs, Michael: Bürger Grass. Biografie eines deutschen Dichters. München: Goldmann, 2004
- Kasprowski & Klatt (1999) Kasprowski, Benjamin und Verena Klatt: Die Vorzüge der Windhühner (1956). In: Günter Grass. Wort und Bild. Tübinger Poetik Vorlesung & Materialien. Hg. v. Jürgen Wertheimer. Tübingen: Konkursbuchverlag, 2. Aufl. 1999. S. 98-99
- Kristek (2002) Kristek, Benjamin: Günter Grass im Deutschunterricht der Sekundarstufe II: Die frühe Lyrik. Ein Versuch. Grin-Verlag

- 2002
- Kropp (2002) Kropp, Ruthild: Konstanz und Wandel in der neueren deutschen Literatur. Ein Beitrag zur Motivgeschichte des Pferdes. Frankfurt a.M. u.a.: Lang, 2002
- Kruse (2002) Kruse, Joseph Anton: Die Auslöschung einer ganzen Generation. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.03.2002, Nr. 70, S. 48
(darin auch der Abdruck des Gedichtes: Günter Grass: Schulpause)
- Kügler (1993) Kügler, Hans: Novemberland – Deutschland – Angstland. Dreizehn Sonette von Günter Grass. In: Praxis Deutsch 20 (1993) 10-14
- Kurz (1999) Kurz, Paul Konrad: Die Vernunft der Dichter. Günter Grass, Dchista Wolf, Botho Strauß. In: Stimmen der Zeit. 217. Band, H. 10 (1999). S. 696-708
- Loschütz (1968) Loschütz, Gert: Von Buch zu Buch – Günter Grass in der Kritik. Eine Dokumentation. Neuwied u.a.: Luchterhand, 1968
- Margull (2001) Margull, G. Fritze: Günter Grass. Fünf Jahrzehnte. Ein Werkstattbericht. Göttingen: Steidl, 2001
- Mayer (1999) Mayer, Hans: Günter Grass und seine Tiere. In: Günter Grass. Wort und Bild. Tübinger Poetik Vorlesung & Materialien. Hg. v. Jürgen Wertheimer. Tübingen: Konkursbuchverlag, 2. Aufl. 1999. S. 63-69
- Mayer-Ischwandy (2002) Mayer-Ischwandy, Claudia: Günter Grass. München: dtv, 2002
- Nabbe (2004) Nabbe, Birgit: Textbilder – Schriftbilder. Ein kreatives Unterrichtsprojekt im Fach Deutsch zu Schriftbildern des Autors Günter Grass. In: Literatur im Unterricht 1 (2004) 53-60
- Neuhaus (1992) Neuhaus, Volker: Günter Grass. Stuttgart u.a.: Metzler, 2. Aufl. 1992
- Neuhaus (1997) Neuhaus, Volker: Schreiben gegen die verstreichende Zeit. Zu Leben und Werk von Günter Grass. München: dtv, 1997
- Neuhaus (1999) Neuhaus, Volker: Das Motiv der Ratte in den Werken von Günter Grass. In: Die Zoologie der Träume. Studien zum Tiermotiv in der Literatur der Moderne. Hg. v. Dorothee Römhild. Opladen u.a.: Westdt. Verl., 1999. S. 170-184
- Ozanna & Schiefelbein (1999) Ozanna, Christiane und Anne Schiefelbein: Katz und Maus (1961). In: Günter Grass. Wort und Bild. Tübinger Poetik Vorlesung & Materialien. Hg. v. Jürgen Wertheimer. Tübingen: Konkursbuchverlag, 2. Aufl. 1999. S. 103-104
- Pelster (1999) Pelster, Theodor: Günter Grass. Stuttgart: Reclam, 1999
- Rehm & Wöhrle (1999) Rehm, Susanne und Birgit Wöhrle: Die Rätin (1986). In: Günter Grass. Wort und Bild. Tübinger Poetik Vorlesung & Materialien. Hg. v. Jürgen Wertheimer. Tübingen: Konkursbuchverlag, 2. Aufl. 1999. S. 118-120
- Reich-Ranicki (1992) Reich-Ranicki, Marcel: Günter Grass. Aufsätze. Zürich: Ammann, 1992
- Reich-Ranicki (2003) Reich-Ranicki, Marcel: Unser Grass. München: Deutsche Verlags-Anstalt 2003

- Stolz (1994) Stolz, Dieter: Vom privaten Motivkomplex zum poetischen Weltentwurf. Konstanten und Entwicklungen im literarischen Werk von Günter Grass (1956-1986). Würzburg: Königshausen und Neumann, 1994
- Stolz (2005a) Stolz, Dieter (Hg.): Günter Grass. Wir leben im Ei. Frankfurt a.M.: 2005
- Stolz (2005b) Stolz, Dieter: „Alte Geschichten, gewiß; und doch immerneue“. In: Grass, Günter: „Wir leben im Ei“. Geschichten aus fünf Jahrzehnten. Hg. von Dieter Stolz. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2005. S. 187-195
- Stolz (2005c) Stolz, Dieter: Günter Grass, der Schriftsteller. Eine Einführung. Göttingen: Steidl, 2005
- Vormweg (1980) Vormweg, Heinrich: Gedichteschreiber Grass. In: Rolf Geißler (Hg.), Günter Grass. Ein Materialienbuch. Darmstadt u.a.: Luchterhand, 2. Aufl. 1980. S. 11-23
- Vormweg (1996) Vormweg, Heinrich: Günter Grass. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2. Aufl. 1996
- Wagner (2002) Wagner, Jan: Thraenen des Vaterlandes. Anno 1992: Günter Grass mahnt in Sonetten, zeichnet mit glücklicher Hand, und das alles ist mehr als nur luxuriös. Besprechung von „Novemberland. 13 Sonette von Günter Grass“ in der Frankfurter Rundschau, 15.8.2002. online unter: <http://www.lyrikwelt.de/rezensionen/novemberland-r.htm>
- Wertheimer & Keicher (1999) Wertheimer, Jürgen und Claudia Keicher: Grass' gezeichnete Figuren. Ein Vergleich zwischen literarischem und graphischem Werk von Günter Grass. In: Immagine (1999) 281-307
- Wertheimer (1999) Wertheimer, Jürgen: Günter Grass: Wort und Bild. In: Günter Grass. Wort und Bild. Tübinger Poetik Vorlesung & Materialien. Hg. v. Jürgen Wertheimer. Tübingen: Konkursbuchverlag, 2. Aufl. 1999. S. 9-15
- Wieser (1968) Wieser, Theodor: Günter Grass. Porträt und Poesie. Neuwied u.a.: Luchterhand, 1968
- Wilden & Meyer auf der Heide (1999) Wilden, Patrick und Caroline Meyer auf der Heide: Der Butt (1977). In: Günter Grass. Wort und Bild. Tübinger Poetik Vorlesung & Materialien. Hg. v. Jürgen Wertheimer. Tübingen: Konkursbuchverlag, 2. Aufl. 1999. S. 114-117
- Wirner (2006) Wirner, Stefan: Best of Grass. Ein kleiner Streifzug durch Günters Tierleben. In: literaturkritik.de Nr. 9, September 2006, online unter: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=9909

Internetquellen:

- Homann, Ursula: Günter Grass hat das christliche Erbe vielfältig verarbeitet. online unter: <http://www.ursulahomann.de/WelcheRolleSpieltGottInDerModernenLiteratur/kap009.html>
- Gebrüder Grimm, „Die Gänsemagd“: <http://www.gaensemagd.de/>
- Ludwig Uhland, „Die Rache“: <http://www.autoren-gedichte.de/uhland/die-rache.htm>

- Bertold Brecht: „O Falladah, die Du hangest“: <http://www.erinnerungsort.de/o-falladah-2c-die-du-hangest-21--28ein-pferd-klagt-an-29-134.html>
- Pflingsterzählung: Apg 2,1-13. online unter: <http://www.bibel-online.net/buch/44.apostel/2.html>
- Kreby, Anne: Der Autor auf dem Trampolin. Die Degradierung des Autors Günter Grass zum Dichter. online unter: http://www.nadir.org/nadir/periodika/jungle_world/44/23a.htm
- Interpretation „Racine läßt sein Wappen ändern“: <http://www.driland-kolleg.de/projekte/Projekt/Racine.htm>
- „Schweinekopfsülze“: <http://www.kunsthause-luebeck.de/sites/grass/kuechenezettel/g01.htm>
- Lithografie von Günter Grass „Askese“: <http://www.kunsthause-luebeck.de/sites/grass/kuechenezettel/g04.htm>
- „Katze und Maus in Gesellschaft“, ein Märchen der Gebrüder Grimm. online unter: <http://www.1000-maerchen.de/fairyTale/983-katze-und-maus-in-gesellschaft.htm>
- „Gockel, Hinkel, Gackeleja“ von Clemens Brentano. online unter: http://gutenberg.spiegel.de/?id=5&xid=242&kapitel=1#gb_found
- Der Nabbe-Text findet sich auch online unter: <http://www.learn-line.nrw.de/angebote/leselust/pdf/textbild.PDF>
- Eine Universitäts-Hausarbeit versucht eine umfassende Bibliografie zu Leben und Werk von Günter Grass: http://www.ib.hu-berlin.de/~pannier/HA_schumannk04.html
- Interpretation des Ratten-Motivs bei Grass: http://www.katz-heidelberg.de/Themen_im_Unterricht/Gunter_Grass_Katz_und_Maus_/Katz_und_Maus_und_Ratte/body_katz_und_maus_und_ratte.html
- Die deutsche Dokumentation und die russische Übersetzung ausgewählter Grass-Gedichte findet sich (evtl. für Schüler mit russischer Muttersprache und für eine Unterrichtsstunde zum Thema Sprachvergleich oder Übersetzungsproblematik) unter: http://spintongues.msk.ru/guenther_grass.htm
- Der Gedichttext „Die Vorzüge der Windhühner“ ist online als Leseprobe herunter zu laden: <http://www.buch24.de/Gedichte/3-94441-1.html>

Der Hörer in Sprechakten

Schon ein kurzer Überblick über die Sprechakttheorie zeigt, dass die Aufmerksamkeit der Forscher in der Regel auf den Sprecher gelenkt und der Hörer in den Schatten gestellt wird. Wie H. Henne und H. Rehbock schreiben, wird fortwährend nur der Perspektive des Sprechers Rechnung getragen und der Hörer nur als Reagierender (und nicht auch als aktiver Partner) in den Blick kommt. (H. Henne/H. Rehbock, 1982, 17), was nicht ganz gerecht ist, weil die Verwirklichung der Intention des Sprechers vom Hörer, von seiner Aktivität abhängt.

Der Begriff des aktiven Hörers fand erst Eingang in die Linguistik 1952, als der amerikanische Linguist C. C. Fries auf der Basis der Analyse der Hörersignale in Telefongesprächen feststellte, dass die Höreraktivität sich nicht nur in der Textrezeption, sondern auch in den sprachlichen Handlungen äußert, die in seinen Antworten und Reaktionen sowohl verbal als auch nonverbal zum Ausdruck kommen.

Worin besteht aber die Rolle des Hörers in Sprechakten?

Wie bekannt, ist die sprachliche Kommunikation ein kooperatives Handeln von zwei oder mehreren Personen, die durch Sprechakte vollzogen und durch sprachliche Äußerungen ausgedrückt wird. Ihr wichtiges Merkmal ist ihr intentionaler Charakter. Mit jeder Sprachhandlung verfolgt der Sprecher eine bestimmte Absicht, ein bestimmtes Ziel. Diesem Ziel entsprechend bildet und äußert er eine bestimmte Äußerung, und die Aufgabe des Hörers ist, sie zu dekodieren, zu interpretieren, um die Intention des Sprechers zu erkennen und darauf zu reagieren.

Sprecher und Hörer sind also Kommunikationspartner mit unterschiedlichen kommunikativen Aufgaben und dementsprechend mit unterschiedlichen Verhalten.

Sowohl die Äußerungsproduktion als auch die Äußerungsinterpretation sind komplexe geistige Operationen. Bevor ein Mensch mit einem anderen Menschen mit einer bestimmten Absicht zu kommunizieren anfängt, plant er sein konkretes Sprachverhalten, stellt eine Kommunikationsstrategie, die ihm helfen, sein Ziel erfolgreich zu verwirklichen. Das ist die erste Phase der Orientierung, Planung und Programmierung, bei der der Sprecher sich auf das Hintergrundwissen, auf das sprachliche und Illokutionswissen basiert, seinen Partner und für seine Sprachhandlungen relevanten Situationsaspekte berücksichtigt. In der zweiten Phase wählt der Sprecher Äußerungen aus, die sich nach seinen grammatischen, pragmatischen und stilistischen Kompetenzen für die Verwirklichung seiner kommunikativen Strategie am besten eignen. In der dritten Phase wird das ausgewählte Äußerungsmuster praktisch realisiert. Es wird eine Äußerung hervorgebracht mit einem bestimmten propositionalen Gehalt, einer bestimmten illokutiven Funktion und einem bestimmten Stil.

Nach der Produktion einer Äußerung ist die Aufgabe des Sprechers als des Produzenten erfüllt, aber sein Ziel ist noch nicht erreicht, weil das vom Hörer, von dessen Reaktion abhängt. Bevor aber der Hörer auf die Äußerung des Sprechers reagiert, braucht er eine Folge von Handlungsschritten zu tun. In erster Linie muss er die Äußerung interpretieren, das heißt ebenso wie der Sprecher auf das enzyklopädische, sprachliche und Illokutionswissen gründend, seinen Partner und entsprechende Situationsbedingungen berücksichtigen, den propositionalen Gehalt, die illokutive Funktion und den Stil der Äußerung bewerten, eine bestimmte psychische Einstellung dazu bekommen und erst danach auf die Äußerung reagieren.

Die vom Hörer gehörte und wahrgenommene Äußerung kann entweder ein Aussagesatz, ein Frage- oder ein Aufforderungssatz sein, die auf den traditionellen grammatischen Regeln basieren und nach denen die Bedeutung des Satzes aus der wörtlichen Bedeutung seiner Elemente abgeleitet wird. So werden z. B. mit Aussagesätzen Feststellungen geäußert, die tatsächliche, künftige oder hypothetisch existierende Sachverhalte konstatieren oder beschreiben und mit denen der Sprecher seinem Partner eine Information über einen Sachverhalt erteilen will, wie z. B.:

Es ist kalt hier im Zimmer.

Die Funktion der Fragesätze ist, dem Sprecher eine für ihn gewünschte Information zu geben und die von ihm geäußerte Meinung zu bestätigen oder zu verneinen, wie, z. B.:

***Kannst du bitte mal das Fenster schließen?
Wer hat das Fenster offen lassen?***

In den Aufforderungssätzen werden die vom Gesprächspartner auszuführenden künftigen Handlungen genannt:

Schließ bitte mal das Fenster!

Aber es stellte sich heraus, dass die traditionellen grammatischen Regeln nicht ausreichen, um die wahre kommunikative Funktion eines Satzes zu erkennen, dass Aussagesätze nicht immer nur Sachverhalte konstatieren, Fragesätze nicht immer nur Fragen ausdrücken, d. h. der Satztyp und die illokutive Funktion nicht immer einander entsprechen. Davon zeugt z. B. der bekannte georgische Witz über die Bewohner von Ratscha (Ratscha – ein Land in Georgien), die als sehr langsame Menschen gelten.:

Einmal kommen Ratschaer nach Tbilissi, um zur Beerdigung eines Verwandten, mit Namen Maissuradse zu gehen. Aber schon auf dem Bahnhof entdecken sie, dass sie die Adresse des Verstorbenen verloren haben. Sie schicken sofort ein Telegramm nach Ratscha mit den Worten: „Wisst ihr die Adresse von Maissuradse?“ – als Antwort bekommen sie: „Ja, wir wissen das.“

Diese Antwort löst unser Lachen aus, aber bei näherem Hinsehen entdecken wir, dass sie grammatisch ganz korrekt ist, weil die Frage „Wisst ihr die Adresse von Maissuradse?“ eine Entscheidungsfrage/Ja-Nein-Frage ist und als Antwort „Ja“ oder „Nein“ verlangt. Die Antwort war nur in kommunikativer Hinsicht falsch, weil sie als Aufforderung gedacht war, ihnen Maissuradses Adresse zu schicken.

Um eine Äußerung richtig, angemessen zu interpretieren, ist es von besonderer Bedeutung zu wissen, ob der Sprechakt direkt oder indirekt ist.

Betrachten wir die folgende Äußerung:

(1) *Schließ bitte mal das Fenster!*

Das ist ein Aufforderungssatz, in dem der Satztyp mit seiner eigentlichen kommunikativen Absicht übereinstimmt. Das Ziel dieser Äußerung ist, den Hörer zu veranlassen, den noch nicht existenten Sachverhalt zu realisieren, die vom Sprecher gewünschte Handlung auszuführen. Mit dieser Äußerung wird ein direkter Sprechakt vollzogen und der Hörer braucht keine Mühe, ihn zu verstehen, richtig zu interpretieren.

Ganz anders sind die folgenden Äußerungen:

- (2) *Kannst du mal das Fenster schließen?*
(3) *Es ist kalt hier im Zimmer.*

Diese beiden Äußerungen sind indirekte Realisierungen des Sprechakts „Bitten“, weil ihre Form und Funktion einander nicht entsprechen. Wenn wir die Bedeutung des Satzes „*Kannst du mal das Fenster schließen?*“ aus der wörtlichen Bedeutung und der Satzart ableiten, dann muss das Ziel des Sprechers sein, zu prüfen, ob der Hörer fähig ist, das Fenster zu schließen. Und in diesem Fall würde man die Antwort „Ja“ oder „Nein“ erwarten und sie wäre grammatisch korrekt, aber kommunikativ falsch, weil sie in dieser Situation intendiert ist als Aufforderung, das Fenster zu schließen. Mit dieser Äußerung wird ein stark konventionalisierter Sprechakt ausgeführt, weil sie ungeachtet des indirekten Charakters transparent, leicht durchschaubar ist, weil in ihr die Proposition „*das Fenster schließen*“ zu sehen ist. Außerdem gehören solche Äußerungen zu den gesellschaftlich anerkannten, akzeptierten Formen der sprachlichen Beziehungen der Menschen und werden so oft gebraucht, dass ihre kommunikative Funktion automatisch zu verstehen ist.

Was die Äußerung (3) „*Es ist kalt hier im Zimmer*“ anbetrifft, so ist sie auch eine Aufforderung zum Fensterschließen in dieser Situation, obwohl sie ein Aussagesatz ist, den Sachverhalt der Kälte im Zimmer konstatiert und als Antwort die Bestätigung oder Ablehnung des Sachverhalts zu erwarten wäre. Das ist eine schwach konventionalisierte indirekte Äußerung, weil ihr Wortmaterial, ihre wörtliche Bedeutung auf den ersten Blick keinen Zusammenhang mit der Illokutionszweck der Äußerung hat. Sie ist konventionell im dem Sinne, dass man sie in der genannten Situation nicht durch eine andere, beliebige Äußerung ersetzen kann. Der Gastgeber würde natürlich nicht die gleiche Reaktion haben, wenn der Gast sagen würde: *Wie gemütlich ist es in diesem Zimmer.*

Es liegt auf der Hand, dass bei der Realisierung von indirekten Sprechakten das eine gesagt und das andere gemeint wird. Es entsteht die Frage: Wie versteht der Hörer die illokutive Bedeutung der indirekten Äußerungen, wenn der Satz, den er hört, etwas anderes bedeutet, wenn der Sprecher dem Hörer mehr mitteilt, als was er eigentlich sagt? Da in solchen Fällen aus der Äußerung selbst nicht hervorgeht, was der Sprecher meint, muss das Gemeinte von dem Hörer erschlossen werden, und das macht er auf Grund der Theorie der konversationellen Implikatur, die der englische Philosoph H. Paul Grice formuliert und geprägt hat.

Konversationelle Implikatur ist eine geistige Operation, eine Schlussfolgerung des Hörers, die er anstellt, wenn ein Sprecher mit seiner Äußerung mehr oder etwas anderes zu verstehen geben will, als er sagt, wenn ein Unterschied zwischen dem wörtlich Gesagten und dem in einer bestimmten Situation mit einer Äußerung Gemeinten besteht. Gerade die konversationelle Implikatur hilft dem Hörer, schwach konventionalisierte Äußerungen zu dekodieren.

Um diese These zu veranschaulichen, möchte ich das folgende viel zitierte Beispiel anführen: Ein Mann hat einen Gast, der sich sehr gut bei ihm fühlt und gar nicht daran denkt, nach Hause zu gehen, obwohl es schon recht spät ist. Der Gastgeber möchte gern, dass der Gast endlich aufsteht und nach Hause geht, aber er kann es doch ihm nicht direkt sagen. Gegeben die Rollen von Gastgeber und Gast, kann der Gastgeber nur einladen und der Gast muss bestimmen, wann er geht. Nach J. Ossner, dem Autor dieses Beispiels, stehen dem Gastgeber zwei folgende Formulierungen zur Verfügung:

- a) *Geh nach Haus! (direkter Sprechakt, direkte Äußerung)*

b) *Ich muss morgen früh aufstehen. (indirekter Sprechakt, indirekte Äußerung)*

Die Intention des Sprechers ist also, dass der Gast nach Hause geht. Da er aber möchte:

- *nicht unhöflich sein,*
- *seine Gastgeberrolle nicht verletzen,*
- *die Sympathie des Gastes nicht verletzen,*

gibt er der Formulierung (b) den Vorzug.

In dieser Äußerung ist die Intention des Sprechers implizit gegeben und muss deshalb vom Hörer dekodiert werden und das macht er auch mit Hilfe der konversationellen Implikatur, der nach J. Ossner folgenderweise aussehen kann:

- *Der Gastgeber muss morgen früh aufstehen.*
 - *Früh aufstehen bedeutet gewöhnlich vor 7 Uhr aufstehen.*
 - *Ein normaler Erwachsener braucht gewöhnlich 7 Stunden Schlaf.*
 - *Der Gastgeber sollte also um 24. 00 im Bett sein.*
 - *Jetzt ist es aber 2 Uhr.*
 - *Der Gastgeber hat nicht genügend Schlaf.*
 - *Um ihn nicht noch mehr Schlaf zu rauben, gehe ich nach Hause.*
- (J. Ossner, 1985, 172, 173)

Der Sprechakt des Sprechers ist erfolgreich, wenn der Hörer positiv darauf reagiert in dem Sinne, dass er tut, was der Sprecher intendiert, was meistens in den Fällen möglich ist, wenn die Intention des Sprechers den Interessen des Hörers nicht widerspricht oder der Hörer neutral zu ihnen eingestellt ist. Aber es kommt auch vor, dass die Absicht des Sprechers in einem krassen Gegensatz zu den Wünschen und Plänen des Hörers steht, aber trotzdem der Hörer gezwungen wird, sich dem Willen des Sprechers zu fügen und die von ihm gewünschte Handlung auszuführen. Das ist gewöhnlich der Fall, wenn der Sprecher und Hörer in einer asymmetrischen Beziehung zueinander stehen, d. h. wenn der Sprecher dominante, übergeordnete und der Hörer untergeordnete Stellung haben. Davon zeugt das Beispiel von P. Watzlawick, dass er bei pragmatischen Paradoxien anführt:

Ein junger Mann fühlte, dass seine Eltern das Mädchen ablehnten, das er zu heiraten beabsichtigte. Sein Vater war ein wohlhabender, zielbewusster Mann, der seine Frau und seine Kinder vollkommen beherrschte. Eines Tages ließ der Vater den jungen Mann in sein Arbeitszimmer kommen – eine Maßnahme, die außergewöhnlichen Anlässen vorbehalten war – und sagte zu ihm: „ Louis, ich möchte dir etwas sagen. Wir Alvarados heiraten immer Frauen, die besser sind als wir.“ Da der Vater auch in Ton und Miene durchaus ernsthaft schien und außerdem keinen Zweifel darüber ließ, dass damit alles zum Thema gesagt war, fand sich der Sohn vor die Notwendigkeit gestellt, die Bedeutung dieser Äußerung selbst zu ergründen“. (P. Watzlawick, 1974, 192). Und er verstand die Bedeutung der Äußerung des Vaters gerade auf Grund der konversationellen Implikatur, was ihn in seinem Entschluss wankend machte, das Mädchen zu heiraten.

Die Äußerungen des Vaters stellen schwach konventionalisierte Äußerungen dar, für deren Dekodierung außer der sprachlichen Kompetenz das Illokutionswissen, das Welt-, Alltags-, Situations- und soziokulturelle Wissen notwendig sind.

Im Unterschied zu schwach konventionalisierten Äußerungen werden stark konventionalisierte Äußerungen mit Hilfe von konventioneller Implikatur interpretiert, die auf sprachliche Elemente des Satzes basiert und für deren Dekodierung nur sprachliches Wissen, sprachliche Kompetenz nötig sind.

Das Beispiel von Alvarados zeigt auch, dass für die Interpretation der Äußerungen visuelle und auditive Signale eine bedeutende Rolle spielen. Der Sprecher kann unmittelbar in den

Gesichtszügen und in der Haltung des Hörers die Wirkung seiner Worte erkennen. Auditive Signale enthalten oft mehr Information als angeregte Gespräche. Diese Signale werden durch Interjektionen, bestimmte Worte, Wortverbindungen oder Sätze ausgedrückt. Im Deutschen gelten als Hörersignale z. B.: „mhm“, „ja“, „gut“, „schön“, „jawohl“, „na ja“, „na gut“, „ok“, „meinst du?“, „stimmt“, „genau“, „eben“, „richtig“, „in Ordnung“, „nein“, „nein nein“, „natürlich“, „wirklich“, „ich weiß“, „ich weiß nicht“, „akzeptiert“, „Donnerwetter“, „ach du meine Güte“, „ich verstehe“, „das denk ich mir“, „alles klar“, „kaum zu glauben“, „was Sie nicht sagen“, „wer hätte das gedacht“, „da haben Sie Recht“, „das glaub’ ich nicht“ u. a. Als auditive Signale gelten auch Lautstärke, Sprechtempo, Tonhöhe, Stimmfärbung und hörbare, aber nicht sprachliche Zeichen: *pfeifen, tief atmen, stöhnen, lachen, weinen*. (H. Henne, 1979, 125). Diese Signale sind Kommentare oder Repliken, Ausrufe, mit denen der Hörer dem Sprecher zeigen will, dass er ihn verstanden hat, seinen Äußerungen folgt, zustimmt oder widerspricht.

Von der Aktivität des Hörers zeugen auch seine Versuche, den Sprecher zu unterbrechen, um ein Gegenargument anzubringen oder selbst das Wort zu ergreifen. Es entsteht eine Konkurrenz zwischen dem Sprecher und dem Hörer. Jeder von ihnen versucht, das Wort mit der Erhöhung der Lautstärke zu erobern. Außerdem gibt es auch typische Unterbrechungsformen:

- *Unterbrechungssstereotype* („Moment!“, „Augenblick mal!“, „Entschuldigung!“),
- *Zitieren des Partners* (meistens seiner unmittelbar vorangehenden Worte),
- *Wiederholungen* („Herr X, Herr X!“),
- *Anredeformen*. (Rath, 1979, 65).

In der mündlichen Kommunikation spielt auch das Schweigen eine bestimmte Rolle. Das Schweigeverhalten des Hörers kann z. B. besondere Aufmerksamkeit oder die durch Mimik, Gestik und Körperhaltung gegebenen Mitteilungen hervorheben, d. h. unterstreichende Funktion haben. Manchmal kann es auch verbale Äußerungen ersetzen.

Wichtig für das Schweigeverhalten ist die soziale Beziehung zwischen dem Sprecher und dem Hörer. Wenn ein asymmetrisches Verhältnis, ein deutlicher Rangunterschied zwischen ihnen besteht, der macht-, wissens- oder altersbedingt ist, kann gezwungenes, bitteres Schweigen entstehen. Ein anschauliches Beispiel ist das von P. Watzlawick: Der Vater macht den Sohn mundtot, lässt ihn nicht reden. Der Sohn schweigt, aber das ist keine schweigende Zustimmung. Sein passives Nicht-Widersprechen bedeutet nicht ‚akzeptieren‘, ‚einverstanden sein‘ (obwohl man sagt: Wer schweigt, stimmt bei). (A. Stedje, 1983, 16, 27). Er schweigt, weil er weiß, dass in dieser Hierarchie der Vater den höheren Status besitzt und ein Widersprechen, Protestieren keinen Sinn hat. In solchen Fällen kommt es vor, dass der Hörer wegen seiner Hilflosigkeit in depressive Apathie versinkt. Nach K. Zimmermann kann man von Schweigen als Handlung reden. Schweigen ist zwar Nicht-Reden, aber nicht Nicht-Handeln, ebenso wie das Unterlassen einer bestimmten Handlung eine Handlung ist (K. Zimmermann, 1983, 37).

Wie ersichtlich, kann der Hörer ein aktiver Kommunikationspartner sein. Häufig begnügt er sich nicht mit einer einfachen Dekodierung und Interpretation der Äußerungen des Sprechers und benutzt verschiedene konventionelle verbale und nonverbale Mittel, um seine Einstellung zu den Äußerungen des Sprechers zu zeigen und entsprechend darauf zu reagieren. Dadurch kann er auch einen Einfluss auf die Sprachhandlungen des Sprechers ausüben und sie sogar modifizieren.

Literaturverzeichnis

- Henne, H., Rehbock, H. (1982), Einführung in die Gesprächsanalyse, Walter de Gruyter. Berlin. New York.
- Henne, H. (1979), Die Rolle des Hörers im Gespräch. (In: Sprache und Pragmatik, Lunder Symposium 1978. Hrsg. von Inger Rosengren, CWK Gleerup, Malmö).
- Ossner, J. (1985), Konvention und Strategie, Max Niemeyer Verlag, Tübingen.
- Rath, R. (1979), Kommunikationspraxis, Göttingen.
- Stedje, A. (1983), „Brechen Sie dies rätselhafte Schweigen“ – über kulturbedingtes, kommunikatives und strategisches Schweigen (In: Sprache und Pragmatik, Lunder Symposium 1982, hrsg. von Inger Rosengren, Almqvist & Wiksell International, Lund).
- Watzlawick, P., Beavin, H. Janet, Jackson, Don D., (1974), Menschliche Kommunikation, Verlag Hans Huber, Bern Stuttgart Wien.
- Zimmermann, K. (1983), Überlegungen zu einer Theorie des Schweigens. (In: Sprache und Pragmatik, Lunder Symposium 1982, hrsg. von Inger Rosengren, Almqvist & Wiksell International, Lund.).

Erstellung und Beschreibung der Redensarten anhand der Frühneuhochdeutschen und Neuhochdeutschen Wörterbücher

In unserer letzten Arbeit an den genannten Wörterbüchern haben wir folgende Phraseologismen erläutert und geklärt: a) Phraseologismen, die im FWB noch als Syntagmen bezeichnet sind und ihre redensartige Verwendung erst seit dem 16. Jahrhundert im DWB von Grimm finden, b) Phraseologismen, die nur im FWB unter dem Titel „redensartig“ dargestellt sind und im DWB aus dem selbständigen Sprachgebrauch verschwunden sind und c) Phraseologismen, die in beiden Wörterbüchern ihre redensartige Verwendung finden.

Es wird anhand genannter Wörterbücher aus Tiernamen und Menschenkörperteilen entstandenen Phraseologismen die Möglichkeit gegeben, sie mit modernen deutschen Phraseologismen zu vergleichen und auch äquivalente oder quasi äquivalente Redewendungen im Georgischen zu untersuchen.

Das erste Wort im FWB mit dem Somakern ist „achsel“. So z.B. sind für „Achsel“ (entstand wegen der semantischen Berührung mit „Achse“) im FWB fünf Bedeutungen angesetzt. Die dritte Bedeutung im FWB „Schulterpartie“ (beim Menschen), „oberer Teil des Rückens“ (bei Tieren) entwickelt um sich umgedeutete Bedeutungen: 1. **etwas auf die leichte Achsel nehmen** (ral. für: „etwas auf die leichte Schulter nehmen“) 2. **jemanden über die Achsel ansehen** (ral. für: „jemanden verächtlich ansehen“). Die erste Redensart finden wir in verschiedenen Kontexten, z.B. Barack. Zim. chron. 2, 435, 6 (schwäb. M. 16Jh.): „Solchs gab graf Wilhalmen wenig zu schaffen, **nams auf die leicht achsel** und schluegs in wind.“ Henisch 10 (Augsb. 1616): „Achsel (...) Ein ding nicht auff die **hohen achseln nemen** das im allerbesten oder freundlich vnd gütigglich annemen. Last dir auff die achsel sitzen, so sitzt man dir zu letzt gar auff den Kopff.“ Die Redensart finden wir im FWB bei verschiedenen Autoren, z.B. bei Ziesemer, Priop. Cranc. Jes. 3, 19; bei Grosse, Schwabensp. 47a, 26; 136a, 8; bei Bömer, Pilgerf. träum. Mönch 310; Kurz, Waldis. Esopus 1, 93, 22; Feudel, Evangelistar 26, 14; 106, 34; Thiele, Luthers Sprichw. 136; bei Gilman, Agricola. Sprichw. 2, 82, 6 u.a.

Die Redensart „etwas auf die leichte Achsel nehmen“ – „leicht nehmen, verharmlosen, unterschätzen“ finden wir im DWB in den oben dargestellten Kontexten und auch in anderen. (datiert 1745 bei Gellert Betschwester 18 M. – 1803 bei Börne 4,10 R. – 1900 bei Franke – 1970 bei Kunert Ortsangaben, 1974, 75)

Die zweite Redensart **jemanden über die achsel ansehen** in der Bedeutung „etwas geringschätzig betrachten, behandeln,“ finden wir im DWB in verschiedenen Kontexten. (Für diese Redensart ist im FWB kein Kontext angesetzt.) 1562: „Wenn erstlich einer den andern **vber die achsel ansihet** vnnt trawet keiner dem andern.“ (Matheus Sorepte, anh. 8a) Die Verwendung der Redensart ist auch in der Gegenwartssprache häufig. 1965: Wer nicht viel Geld verdiene, werde **über die achsel angesehen** (Geissler, Kulturhygiene, 217). Es gibt noch eine Redensart mit dem Kernwort „achsel“ die im modernen Deutsch einen häufigen Gebrauch findet. Für die Redensart **die achseln** (seltener: die achsel) **zucken** (**zunächst auch die achseln einziehen**), um anzudeuten, das man etwas hinnehmen muss, nicht helfen kann, nicht weiter von etwas berührt wird, etwas nicht versteht u.ä. Im DWB sind für diese Redensart mehrere Kontexte dargestellt (im FWB ist für die Redensart keine Gebrauchsmöglichkeit angegeben). z.B. 1647: „ungestalte geberden, als da sind das haubt krümmen, **die achsel** zu jedem wort **einziehen**“ (Harsdörffer gesprächsp. 1641, 7393). –

1670: „die kammerjungfer zog die achsel ein, wie ein mann thut, wann er muß geschehen lassen ein ding, das nicht nach seinem willen geht.“ – 1698: „die **achsel zucken**“ (Weismann lex. 2, b, 2b – 1750: „nun wie haben ihnen (Anrede) unsere Lehrer gefallen herr Vielwitz **zuckt die achseln**, was das für schlechte leute sind!“ Goethe 1, 31, 321 W. – 1885: „wenn die regierung **die achsel zuckt** u. sagt: wir bedauern.“

Für das Wort „der Affe“ sind im FWB sechs Bedeutungen angesetzt. An die fünfte Bedeutung sind folgende Redensarten anzuschließen:

1. jemandem den affen geigen (machen/sehen lassen) weisen – „jemanden zum Narren halten“ – bei Roloff, Brant Tsp. 331, Straßb. 1554), auch bei Kopp, Volks- u. Gesellschaftsl. 54, 67 (Hs. M. 16. Jh.) und bei Stieler 1, 23 (Nürnb. 1693).

2. aus affen land sein – „nicht recht bei Trost sein“, finden wir bei Barack, Zim. Chron. 1, 588, 10 (schwäb. M. 16. Jh.)

3. den affen im stal verriegeln „Jemanden in die Enge treiben“, finden wir bei Spanier, Murner, Schelmenz. 2, 32 (Frankf. 1512)

4. den affen mit purpur kleiden – „den Bock zum Gärtner machen“ finden wir im Kontext bei Pfeiffer. Belli, Murner. kL. Schr. 8, 122, 33 (Straßb. 1522)

5. den affen im garn finden – „sich in den eigenen Netzen verstecken“, finden wir bei Ebd. 100, 18 auch bei Luther WA 51, S.700f.

Die oben genannten Redensarten finden im DWB keine Verwendung. Im DWB finden wir aber andere mit „Affenkern“ entstandene idiomatischen Wendungen:

1. Jemanden einen affen drehen – „jemanden zum Narren halten.“ – bei Franck 1541, bei Lehmann 1630, bei Aler dict. 1, 59a, 1727 .

2. einen affen an jemandem gefressen haben – „Jemanden übermäßig gern haben, in ihn vernarrt sein“ (heute geläufiger: „einen Narren an jemandem gefressen haben) – (bei Ettner 1700, bei Hauff 1826, bei List 8, 679b, bei Strausz ausgew. br. 216z, 1848, bei Spitzemberg 1908, bei A. Zweig 1918, bei Fallada 1937, bei Duden 1976.

3. seinen affen zucker geben – „zunächst ausgelassen, lustig sein.“ Die idiomatische Wendung finden wir bei Menantes 1710. Man gebraucht aber dieses Idiom in Bedeutung „seiner Neigung nachgeben, seiner Schwäche nachgeben“. Die Verwendungsangabe bei Holstel 40 jahre 6, 24, 1846, bei Fontane 1919 1, 2, 266 jub. 1887, bei Benn 4, 142 W 1950, bei Bastlan 1980.

4. Ich denk mich laust der affe – „ich bin sehr überrascht, verduzt.“ – bei Reuter 1853, bei Meyer 1921, bei Fallada 1937, bei Bartsch 1956, bei Duden 1976.

5. von (wilden) affen gebissen (auch frisiert sein) – „von Sinnen, nicht bei Verstand sein“ (nach 1870, bei Kupper, bei Klabund 1913, bei Tucholsky 1931, bei Scheer 1952, 1976 bei Duden, wb. dt. spr. 1,88a.

6. nicht für einen wald voll affen u.ä. – „auf gar keinen Fall“ – bei Bürgel 1928, 1976 bei Duden. „Auch nicht um einen Wald voll (von) Affen.“ Duden. wb. dt. spr. 1,88a.

Mit Alkoholrausch verbunden sind viele Phraseologismen, die aus dem Kernwort „affe“ entstanden sind: a) **einen affen (sitzen) haben** – „betrunken sein“ (nach 1800, s. Küpper wb. alltagsspr. (1968) 20b) – „einen affen haben, einen affen bei ihm (sich) haben“ baier. öst. wb. 1, 98b, 1976; Schröter b)**sich einen affen kaufen (auch holen)** – „sich betrinken“ (nach ca. 1830, Küpper wb. alltagsspr., 1968, 20a – bei Zimmermann Diebe 1, 143, 1 – bei Raabe 1889; 1904: „Das war ein gewaltiger „Affe“, den ich mir gelegentlich eines prinzlichen Geburtstages (...) gekauft hatte! (Jugend 348a. 1956; S.A. Wolf wb. rotw.32b.)

Nur zwei Phraseologismen finden von der „Affenfamilie“ in beiden Wörterbüchern (im FWB und im DWB) ihre Verwendung: 1) „jemanden auf die Affenbank setzen“, und 2. „jemanden einen Affenschwanz machen“ (ein Phraseologismus: „**auf dem Affengesäß backen**“ – „zum Narren gehalten werden“, (Schwäb. Wa. 6, 1502) findet ihre Verwendung nur im FWB. Für den ersten Phraseologismus: **jemanden auf die affenbank setzen** – „jemanden zum Narren machen“, der im FWB unter dem Titel „phraseologisch dargestellt ist, ist im FWB keinen Kontext angesetzt.

Die Anwendungszeit seit 1502, Henisch 29. Bad. Wb. 1,25; Schwäb. Wb. 6. Im DWB aber unter der Bezeichnung „bildlich in den festen Fügung“, sind für den genannten Phraseologismus mehrere Kontexte gegeben. Die Anwendungszeit: 15Jh. auch 1534, 1566 bei Franck, bei Pictorius z.B. 1534 (die toren): „werden mit mit der hofnung der zukünftigen güeter **auf die affenbank gesätzt.**“! (Franck encomion 64 G. 1566 imposturas) „vnnd betrug, mit welchen sie die welt **auff den affenbanck setzen** (Pictorius in: bad. wb. 1,25b).

Das Wort „affenschwanz“ steht im FWB nur in den Raa. – **Jemanden einen affenschwanz machen**, – jemanden auf einen affenschwanz führen – „Jemanden täuschen, zum Narren halten/machen.“ Zu Luther, WA 51, S. 700f.: „es scheint eine Vorrichtung gemeint, mit der man Nichtsahnende foppte oder zum Fallen brachte, wohl ein Seil.“ Luther, WA 30, 2, 445, 1 (1530): „das er [Christus] seine hertzliche braut, die Christenheit auff **einen affenschwanz furet.**“ EBD. 30, 3, 196, 6 (1530): „das sie nicht so zu faren vnd mit yhrem vnzeitigen drucken mir vnlust vnd den andern **einen affenschwanz machen.**“ – EBD. 15, 64,5, 26, 2; Dietz, Wb. Luther 46.

Der Affenschwanz findet seine redensartige Verwendung auch im DWB und zwar unter dem Titel „in idiomat. Wendungen (meist bei Luther); überwiegend: „jemanden auf einen affenschwanz führen“, „jemanden narren, irreführen“ – 1522: „gleychwie...die magi (bei der Suche nach dem neugeborenen Jesus) sich hetten müssen schemen, wen sie gefeylet hetten, und sagen: wie feyn sind wyr angelauffen (...) das heyst, meyn ich, recht **auff eynen affenschwanz gefurt.**“ Luther w. 10, 1, 1, 612 W. (vgl. ebd. 51, 700f.) „Der (christl. Glaube) hangt nur an dem blossen wort gottis und richt sich nach den dingen, die er nit sihet denn alleyn ynn demselbigen wort bedeutet (...) und eben, das die natur heyst auff den affenschwanz gehen.“ (lat. Übersetzung v. Bucer: „quod ratio pro illusionem habet (...).“.) Ebd. 10, 1, 1, 613; 1529: „wolt jrs (das Wort Gottes) behalten, hutet euch fur den holtzwegen, das jr nicht **auff einen affenschwanz gefuret werdet**“ (ebd. 28, 550) 1530: „bitte ich die drucker, das sie nicht (...) mit yhrem vnzeitigen drucken mir vnlust vnd den andern **einen affenschwanz machen.**“ (ebd. 30, 3, 196) 1653: „derer die ihn verspotten (...) und auf dem affenschwanz herumb führen.“ (Harsdörffer Trichter, 1647, 3, 319)

Aus den oben angeführten Beispielen können wir den Schluss ziehen, dass die aus dem DWB aufgelisteten Redensarten (wie bereits erwähnt), die keine räumliche Verbreitungsangaben finden, nicht direkt ungebräuchlich werden, sondern eine zwischenzeitliche Beschränkung auf Dialekte erfahren. (Die Beispiele im FWB mit Somakern „affe“ angesetzten Redensarten). Die Bedeutungen der Redensarten sinken ab, sie werden sehr kleinräumig, oder verschwinden sogar gar aus der Sprache. An ihre Stelle kommen andere Redensarten (Beispiele, die im DWB für das Wort „affe“ von den neuen umgedeuteten Bedeutungen illustriert werden), die mehr Chancen hatten, ins hochsprachliche Lexikon übernommen zu werden.

Manche von uns erläuterte Redensarten finden ihre strukturell-semantischen Äquivalente im Georgischen. Dies sind in diesem Fall die Redensarten, die sich laut FWB und DWB aus dem mit dem Menschenkörperteil bezeichneten Wort „Achseln“ entwickelten.

1. „**etwas auf die leichte Achsel nehmen**“ – „leicht nehmen, verharmlosen, unterschätzen, etwas für unwesentlich halten, etwas nicht ernst genug nehmen“, findet im Georgischen ein Äquivalent აინუნში არ აგდებს, არაფრად აგდებს, იოლად ეგუება (**ainunši ar agdebs, arafrad agdebs, iolad egueba**). Es hat den Anschein, als ob Ihr Bruder die Vorladung ein wenig **auf die leichte Achsel nähme**. Und doch hat sie gewiss nichts Gutes zu bedeuten. (B. Kellermann, „Totentanz“) – ისეთი შთაბეჭდილება რჩება, თითქოს თქვენი ძმა (გესტაპოში) გამოცხადებას არაფრად აგდებს, **arafrad agdebs** (აინუნში არ აგდებს, **ainunši ar agdebs**) და მაინც ამკარაა, რომ ეს კარგს არაფერს არ უნდა ნიშნავდეს.
2. „**jemanden über die Achsel ansehen**“ – „etwas geringschätzig betrachten, verächtlich, überheblich ansehen“ – ზემოდან უყურებს, უცქერის (**zemodan ukurebs, ucqeris**). „Er war noch lange kein schnarrender Habenicht, kein armer Schlucker, den andere Leute **über die Achsel anzusehen konnten**.“ (W. Bredel, Die Söhne) – იგი სულაც არ იყო ღარიბ-ღატაკი და საბრალო, რომ სხვებს მისთვის ზევიდან ეცქირათ (**zevidan eckirat**)
3. „**die Achsel zucken**“ – „anzudeuten, dass man etwas nicht versteht.“ მხრებს იჩეხავს (**mxrebs icêcavs**)“. Der Konsul seufzte, schüttelte den Kopf und **zuckte die Achseln**. – კონსული ოხრავდა, თავს აქანებდა და **მხრებს იჩეხდა** (**mxrebs icêcda**).

Was die Redensarten mit dem Tiernamen „Affe“ betrifft, sie finden im Georgischen keine Verwendungsmöglichkeiten, außer einigen Vergleichen, die eine negative Konnotation haben.

Es sei zu erwähnen, dass es mir nur gelang drei Redensarten mit dem Kernwort „Achsel“ (die im Georgischen semantische und in einigen Fällen auch strukturell-semantische Äquivalente finden) und mehrere Redensarten mit dem Tiernamen „Affe“ (die aus dem DWB aufgelisteten Redensarten, die keine räumlichen Verbreitungsangaben finden) und auch die neuen umgedeuteten Bedeutungen, die mehr Chancen hatten, ins hochsprachliche Lexikon übernommen zu werden, zu ermitteln und zu erläutern.

Für die Zukunft ist zu hoffen, dass es möglich ist, deutsche Redensarten anhand gegebener Wörterbücher aufzusuchen, sie miteinander zu vergleichen, Unterschiede der Gebrauchsmöglichkeiten der Redensarten zwischen den beiden Wörterbüchern zu klären und sie mit den georgischen Redensarten aus der soziolinguistischen und interkulturellen Perspektive zu vergleichen.

Literaturverzeichnis:

- Frühneuhochdeutsches Wörterbuch (FWB). Herausgegeben von Robert R. Anderson. Ulrich Goebel. Band I. Einführung a-äpfelkern bearbeitet von Oskar Reichmann. Walter de Gruyter. Berlin. New York 1994.

- Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm (DWB). Neubearbeitung. Herausgegeben von der Akademie der Wissenschaften der DDR in Zusammenarbeit mit

- der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. 1. Band A-Affrikata. S. Hirzel Verlag Leipzig 1983.
- Deutsch-Russisches phraseologisches Wörterbuch. Verlag „Russische Sprache“, Moskau 1975.
 - Oskar Reichmann. Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. Berlin. 1988.
 - Schulz D., Griesbach H.: 1000 idiomatische Redensarten. Langenscheidt, Berlin-Wien-Zürich 1977.

Eigennamen, deiktische oder bedeutungstragende Sprachzeichen

Der Eigenname, als eine der linguistischen Universalien, war und ist Gegenstand verschiedener Wissenschaften: antiker Sprachphilosophie, Rhetorik, moderner Sprachwissenschaft, Psychologie, Theologie, Logik, Semiotik, Sozialwissenschaft und Rechtswissenschaft. Es wird von den Sprachbenutzern jeden Tag mehrmals verwendet, ohne, dass sie über seine Funktion und Definition nachdenken, obwohl seine sprachliche und pragmatische Dimension in der Kommunikation von großer Bedeutung sind. Nach Vincent Blancar (4, 2001, S. 13-14) wird die Stellung der Eigennamen (EN) in der Sprache durch folgende entgegengesetzte, aber sich gegenseitig bedingende Tendenzen charakterisiert:

1. *eine fortwährende Interaktion der EN mit dem übrigen Wortschatz und mit dem ganzen Sprachsystem;*
2. *eine beständige Polarisation der EN in bezug auf die Appellative. Mit anderen Worten: Es existiert eine beständige Spannung zwischen den Sprachgesetzmäßigkeiten der appellativen Lexik, die als Integrationstendenzen wirken, und den Polarisierungstendenzen der EN, die sich auch als Elemente der betreffenden onymischen (Sub-)systeme formen und entwickeln.*

Dass sich innerhalb der Linguistik eine Teildisziplin Onomastik (Namenkunde) herausgebildet hat, die sich speziell mit den Eigennamen beschäftigt, betont noch mehr die besondere Funktion und Wichtigkeit der Namen in der Sprache und in den pragmatischen Situationen.

1. Eigennamen allgemein

Eigennamen sind lexikalische Zeichen, die individuelle Dinge oder Wesen bezeichnen.

Wie die Gattungsnamen und Abstrakta gehören sie zu der Klasse der Substantiven. Wobei als Gattungsnamen (auch Appellativa genannt) die Wörter gesehen werden, mit denen auf Klassen von Gegenständen verwiesen werden kann, und als Abstrakta gelten die Substantive, mit denen etwas Nichtgegenständliches bezeichnet wird. Nach Hartmut Lenk (18) werden folgende Arten von Eigennamen in der Fachliteratur unterschieden:

- Anthroponyme (Namen für Menschen), dazu gehören: Kollektivnamen: Ethnonyme (Stammes- oder Volksnamen),
- Individualnamen: (bürgerliche Personennamen, Spitznamen, Nebennamen), mythische Namen .
- Therionyme (Tiernamen) von Hunden, Katzen usw.
- Toponyme (Örtlichkeitsnamen), darunter: Makrotoponyme (Städte- und Gemeindefür Namen u.ä., Mikrotoponyme (Flurnamen, Straßennamen usw.), Hydronyme (Gewässernamen) Ergonyme (Objektnamen): z.B. Namen von Transportmitteln, Gebäuden, Planeten usw.
- Als besonderes Gebiet: Warennamen, Firmennamen.
- Praxonyme (Ereignisnamen)
- Phänonyme (Phänomennamen)

Lenk unterscheidet in prinzipieller Hinsicht zwischen referentiell fixierten Eigennamen, wie Dresden, Wolfgang Amadeus Mozart, und Lexemen, die für die potentielle

Referenzfixierung offen sind, z.B. das Vornamenrepertoire einer Sprache oder typische Hotel- und Restaurantnamen wie Continental, Goldener Löwe etc.

Weitere Unterscheidungen gibt es zwischen onymischen Homonymen: Übertragung von Namen, z.B. Afrika, als Name eines Stadtteils in Tbilissi (Georgien), onymischen Varianten, z.B. Voll- und Kurzform bei Bezeichnungen politischer Organisationen, oder bei Staatsnamen wie UdSSR = Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, onymischen Dubletten: Rocky Mountains = [Nordamerikanisches] Felsengebirge. Als besondere sprachliche Erscheinung wird die Namenperiphrasen wie, „Stadt der Rosen“ (Kutaissi), benannt.

Die Eigennamen und Gattungsnamen unterscheiden sich im Aspekt ihrer Bedeutung dadurch, dass prototypische Eigennamen, auf ein singuläres Objekt (eine Person, eine Pflanze, ein Tier etc.) referieren. Die Extension (die „gegenständliche“ Bedeutung eines Sprachausdrucks) des Eigennamens ist also einfach zu verstehen, da diese eindeutig feststehen. Aber dafür ist die Bestimmung der Intension (Die Art und Weise des Ausdrucks, wie seine Extension angegeben wird) von Eigennamen viel schwieriger. Manche Wissenschaftler gehen davon aus, dass Eigennamen bedeutungsleer sind und ihre Funktion sich auf die Referenz (das Verweisen) beschränkt. Andere aber versuchen zu beweisen, dass die Eigennamen Bedeutungen tragen.

Eine Kompromissposition zwischen diesen beiden Positionen lautet, dass das Wissen über einen Eigennamenträger von Person zu Person sehr unterschiedlich sein kann, aber einen minimalen gemeinsamen Kern haben muss, damit diese Personen sich über diesen Eigennamenträger sinnvoll verständigen können.

Obwohl der Unterschied zwischen Eigen- und Gattungsnamen eindeutig ist, gibt es immer noch die Zweifelsfälle, z.B. Gattungsnamen, mit denen auf bestimmte Einzelobjekte verwiesen wird, z.B. bei den Ausdrücken wie „Mutter“ oder „Papa“.

Manche Ausdrücke können sowohl als Eigennamen als auch als Gattungsnamen auftreten. Zum Beispiel die Wörter „Mond“, oder „Sonne“. „Der Hund bellte den Mond an“, in diesem Satz wird das Wort „Mond“ als Eigenname, aber im Satz „ Saturn hat 65 Monde“ als Gattungsname benutzt.

Manchmal ist die Referenz bei Eigennamen unklar, z.B. im Sport: „Hannover hat Bremen 2:0 geschlagen.“

Der Definition nach sind Eigennamen Ausdrücke, die dazu dienen, auf Objekte zu verweisen und keine Bedeutung tragen. Aber doch gibt es genug Fälle, wo die Eigennamen die konnotative Bedeutung transportieren. „Er hat den Muhammad Ali gespielt, aber am Ende lag er geschlagen auf dem Boden“ In diesem Fall werden Eigennamen als Gattungsnamen verwendet.

Manchmal werden Eigennamen als Stoffnamen verwendet, wie: „So viel Goethe auf einmal war viel zu viel“ usw.

1.1. Die Merkmale der Eigennamen

Die allgemeine Bestimmung, das allgemeine Merkmal der Eigennamen als eine semiologische Einheit, als onymisches Zeichen des betreffenden semiologischen Systems haben wir schon oben erwähnt. Die zwei weiteren wären einzelne und besondere oder individuelle und spezifische (4, 2001, S.28) Merkmale der Eigennamen.

Mit dem Merkmal des Individuellen unterscheiden sich die Eigennamen am meisten von den Gattungsnamen. Sie tragen die niedrigste Abstraktionsbeziehung des Sprachzeichens in der sprachlichen Kommunikation und sind damit individuell. Wolfgang Fleischer spricht von den „rivalisierenden“ Faktoren, der Motivation und Konvention beim Spannungsverhältnis zwischen Appellativum und Eigennamen und meint, dass ein

Appellativum wie etwa *Löwe*, im sprachlichen System, im Langue, eine bestimmte Bedeutung: *Säugetier, Raubkatze bestimmter Art und Gattung* hat. Was dieses Wort in einem gesprochenen oder geschriebenen Satz, in der Parole „meinen“ kann, ist durch die Bedeutung in der Langue motiviert. Bei den Eigennamen sei es anders, der Familienname *Löwe* ist in seiner Beziehung auf ein Einzelwesen, einen bestimmten Menschen, sprachlich völlig unmotiviert. Die allgemeine Bedeutung des Wortes *Löwe* in der Langue ist für den augenblicklichen Gegenstandsbezug in der Parole irrelevant. (10, 1992, S. 4-5)

Die Gattungsnamen, oder Apellativa haben auch ihr Merkmal des Einzelnen. Blunar (4, 2001, S.28) behauptet, dass man ein holziges Gewächs mit Stamm und Astkrone mit dem Appellativ „Baum“ bezeichnet, wenn man die differenzierenden Merkmale nicht für wesentlich hält. Aber werden diese Merkmale wichtig für die Kommunikation, so benutzt man die Gattungsnamen wie: Fichte, Kastanienbaum, o.ä. So wird die Referenzbeziehung des Appellativs mittels seiner lexikalischer Bedeutung vermittelt. In bestimmten Situationen kann man mit den Gattungsnamen auch ein Objekt als Einzelwesen bezeichnen. So in dem Satz, „In unserem Garten erblühte schon der alte Apfelbaum“, heißt, dass es im Garten auch andere Apfelbäume gibt, aber eben dieses Einzelwesen „alter Apfelbaum“ wird hervorgehoben. Also mit der genaueren und detaillierten Beschreibung der Außenwelt, kann man die Identifikation der Gattungswesen vollziehen und das geschieht auf Grund seiner individuellen Merkmale, da sich die Einzelwesen der gegebenen Gattung durch diese nicht kategoriellen Merkmale unterscheiden. Bei den Eigennamen kann man die Beziehung zwischen den miteinander verbundenen Komponenten durch folgende onomasiologische Kette darstellen:

Konzept→Inhalt→Form des Namens

Das charakteristische Kennzeichen der Eigennamen ist, dass sie in jedem Benennungsakt die Einzigartigkeit ausdrücken und das ist eines der Kriterien, wodurch man bestimmte Lexeme zu der Gruppe von Apellativen und Proprien zählt.

Die spezifischen Merkmale der Eigennamen kann man vor allen Dingen durch die Analyse der onymischen Kontexte bestimmen. Bei der Verarbeitung und Wahrnehmung der Realität identifizieren wir die onymischen Objekte nach den bestimmten Eigenschaften, die sie tragen, aber nicht alle davon sind gleich relevant. Bei manchen Objekten ist für die Strukturierung des onymischen Systems wichtig, ob die Person ledig oder verheiratet ist, ob man sie verwandtschaftsbezogen, oder individuell charakteristisch benennen soll. Es ist auch wichtig unter welchen Benennungssituation die Form des bestimmten Namens zustande gekommen ist, z.B. ob es durch „administrativ-juristischen Usus“ oder „engeren gesellschaftlichen Usus“ standardisiert wurde. Die spezifisch onymische Verarbeitung und sprachliche Gestaltung der einzelnen Denotate basiert auf das Denotat-Wissen und entspricht den besonderen Benennungsbedürfnissen.

1.2. Die Funktion der Eigennamen

Das Zusammenspiel von Sprechen und Handeln im Sprechakt ist eine der wichtigsten Kriterien des Funktionierens sprachlicher Texte. Die real ablaufende Namengebung ist ein Akt des sprachlichen Handelns. Unter den drei möglichen Teilakten, die der Sprecher mit einem Sprechakt vollzieht, der lokutiven, perlokutiven und illokutiven Akten, ist für uns der letzte von besonderer Interesse. Die Klasse dieser Akte erhalten ihre Spezifikationen erst, wenn man die verschiedenen illokutiven Rollen, „kommunikative Funktionen“ beachtet. Eine wichtige Aufgabe übernehmen hier die performativen Ausdrücke, da sie nicht den Vorgang, der gemacht wurde, gemacht wird oder gemacht

werden soll, beschreiben, sondern selbst die Handlungen vollziehen, quasi bereits die Handlungen sind. Die wichtigsten Kriterien für die performativen Ausdrücke sind der Tempus „Präsens“ und das sprachliche Signal „hiermit“. Hartwig Kalverkämper weist darauf hin, dass für den Akt der Namengebung diese Kriterien geläufig sind. *„Namengeben, und damit der Name selbst, rangiert zweifellos als sozial relevantes Phänomen, das seinen Stellenwert – wie alle sprachlichen Zeichen – durch Setzung, also Konvention und Tradition, erhält.“* (15, 1978, S. 34) Wenn man über die Funktionen der Eigennamen spricht, so kommt als erstes ihre kommunikative Funktion in Frage. Die Propria dienen dazu, bestimmte pragmatische Sachverhalte am ökonomischsten zu identifizieren. Das offenbart das Bedürfnis der Gesellschaft ihre Elemente zu identifizieren. Solange man den Namen der bestimmten Person nicht kennt, ist sie nicht identifiziert. Mit der Tatsache, dass die Propria geschaffen wurden, ist das kommunikative Problem gelöst, in dem man nicht auf den sozialen, bekannten Code zurückgreifen soll, sondern der verwendete Name seine kommunikative Funktion nur für eine mehr oder weniger kleine Gruppe, der der Namenträger bekannt ist, ausübt.

Bei der Identifikationsfunktion der Namen wird oft das Problem angeführt, dass es viele „Peter“, „Meyer“, oder „Daniel“ geben kann und bei der Benennung der Namen die absolute Identifikation doch nicht vollzogen ist. Aber wie Kalverkämper meint, ist es ein künstliches, da isoliert gesehenes Problem, denn in diesem Fall handelt es sich um die kollektive Homonymie. Im normalen Fall aber gibt es selten, oder besser gesagt nie, referentiell undeterminierte kommunikative Situationen. (15, 1978 S.41) Die sprachlich-kontextuelle Determination geschieht auf ökonomischer und komprimierter Weise, mit der Zustellung eines weiteren Propriums und so ergibt sich schon eine erhebliche Reduktion von potentiellen Namenträgern.

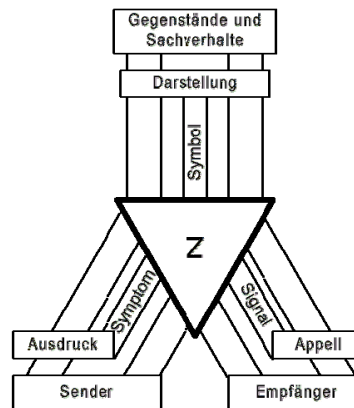
Nach Fleischer erreichen nicht alle Namen den gleichen Grad reiner Identifikation. „Je weniger beschreibende Charakterisierung ein Name enthält, je weniger er motiviert ist, desto stärker tritt in ihm das Element der „reinen“ identifizierenden Benennung hervor, um so mehr ist er konventionell bestimmter Name“ (10, 1992, S.7)

Aber neben dem Unterscheidungsbedürfnis ist auch der Symbolcharakter der Namengebung von Bedeutung. Bei volkstümlicher Namenprägung und bei der Namengebung seien im allgemeinen neben identifizierenden auch charakterisierende Absichten beteiligt. Auch wenn bei der Namengebung relevante charakterisierende Elemente bei der Namenbenutzung sehr schnell zurücktreten. (10, 1992, S. 8f.)

Eine weitere, sozio-psychologische Funktion der Eigennamen wäre die Individuierung, womit notwendigerweise eine Individuierungsleistung verbunden ist. Der Wunsch, gegenüber der namenslosen Masse differenziert zu werden und die Individualität zu bestätigen, ist allen Menschen eigen. Nach Fleischer kann Individualisierung, Bezeichnung eines Einzelwesens, oder -objektes auch durch die Demonstration (*du, der da, dieser*) oder Apellativum, meist in Verbindung mit einem demonstrativen Element (*mein Haus, dieses Haus*) erreicht werden, doch sind hierfür bestimmte Voraussetzungen der Sprechsituation erforderlich. Nur der Eigenname sei unabhängig von der augenblicklichen Bewusstseinslage imstande, uns seinen Träger und damit den Gegenstand der identischen Beziehung zu vergegenwärtigen. (10, 1992, S.6)

2. Namen als Sprachzeichen

Die Namen sind Sprachzeichen und damit Objekte der Sprachwissenschaft. Die Sprache ist ein soziales Phänomen und eine Untersuchung ihrer Funktionen hat zumindest drei Faktoren zu berücksichtigen: den Sender, den Empfänger, und den Gegenstand (Sachverhalt), der besprochen wird. Von dem Psychologen Karl Bühler wurde 1934 ein Modell entworfen, das die Sprache als Werkzeug der Kommunikation betrachtet.



Wie auf der Abbildung zu sehen ist, steht im Mittelpunkt das Zeichen (Sprachzeichen), das von den drei Elementen: Sender, Empfänger und Gegenstände und Sachverhalte umgeben ist.

Der Kreis in der Mitte symbolisiert das konkrete Schallphänomen. Die Seiten des Dreiecks sind den variablen Elementen zugewandt. Die Linien, die vom Mittelpunkt weggehen, stellen die semantische Funktion des Sprachzeichens dar. Es gibt drei Dimensionen des sprachlichen Zeichens. Zum einen ist es Symbol kraft seiner Zuordnung zu Gegenstand und Sachverhalt. Es steht stellvertretend und hat damit eine Darstellungsfunktion. Zum anderen ist das sprachliche Zeichen auch Symptom (Anzeichen) kraft seiner Abhängigkeit vom Sender, dessen Innerlichkeit es ausdrückt. Die Sprache hat also auch Ausdrucksfunktion. Das Zeichen ist aber auch Signal kraft seines Appells an den Hörer, dessen äußeres und inneres Verhalten es zu steuern versucht. Hier liegt die Appellfunktion des Zeichens vor. (5, 1965, S. 47)

Wenn man dieses Modell auf die Namen anwendet, kann man Folgendes feststellen: Die Namen werden in Ausdrucksfunktion selten erscheinen, vermögen aber offenbar durchaus als Signale verwendet zu werden und tragen als Hauptfunktion die Darstellung. Daher sind die Namen in erster Linie Symbole. Aber wie Gerhard Bauer meint: „Bedauerlicherweise gilt jedoch auch für die meisten Nicht-Namen dass sie in Bühlers Sinne Symbole sind: Sprachzeichen mit der Funktion, Sachverhalte der Umwelt darzustellen“ (3, 1985, S.32) Aber im Unterschied zu den anderen Sprachzeichen mit der darstellenden Funktion haben die Namen ausgesprochen identifizierende Merkmale. Da wir die allgemeinen Merkmale der Eigennamen schon besprochen haben, wird darauf hier nicht mehr weiter eingegangen.

In der Ausdruckfunktion kann ein Name, wie gesagt, sehr selten erscheinen. Also ist der Symptom/Indexcharakter in ihm am wenigstens ausgeprägt. Ausnahmen wären die Spitznamen, deren Bildung etwas von dem Namenproduzenten (Sprecher) aussagen könnte. Obwohl es gleich anzumerken ist, dass bei den Spitznamen alle drei Funktionen extremer ausgeprägt sind als bei den normalen Eigennamen, denn sie drücken mehr von den Sachverhalten, die sie bezeichnen aus, appellieren stärker auf den Hörer und sagen einiges vom Sprecher/Spitznamenproduzenten aus.

2.1. Namen und Zeigwörter

Die proprialen Sprachzeichen dienen dazu, dem Hörer eine ganz speziell gerichtete Referenzanweisung zu erteilen. Als referenzsemantische Besonderheit der Propria lässt sich die implizite Deixis festlegen. Bühler (5, 1965, S. 48) hat die allgemeine Grundkonstellation mit seinem Origo-Modell (hier – jetzt – ich) erfasst. Er hat zwischen Zeigfeld und Nennfeld unterschieden, wobei die Nennwörter zu dem letzteren und die Deiktika, oder Zeigwörter, zu dem ersteren gehören. Unter Deixis wird dabei die kontextabhängige Denotation außersprachlicher Elemente mittels bestimmter sprachlicher Ausdrücke verstanden. (9, 1991, S.13)

Die Deiktika sind eng mit der Kommunikationssituation verbunden, da die Bedeutung solcher Zeigwörter, wie „hier“, „er“, oder „gestern“ erst dann zu erschließen ist, wenn wir wissen, von wem, wann und wo sie ausgesprochen worden sind. Mit der Funktion der Referenz, Bezugnahme auf Objekte der außersprachlichen Welt, sind Deiktika und Eigennamen ähnlich, sie verweisen auf ein bestimmtes Denotatum. Diese implizite Referenz-Deixis fehlt den Appellativa, obwohl sie eine solche kommunikative Leistung doch erbringen können, und zwar im Sprachzeichenverbund über Kontexthilfen.

Gabriele Diewald vertritt die Meinung, dass die Eigennamen wie Deiktika ohne Hinzufügung einer epistemischen Prädikation denotationsfähig und bedeutungsarm seien. Sie meint, dass Eigennamen ein deiktisches Element inkorporierten, und zwar, da sie kontextgebunden denotierten, ein schwach-deiktisches Element. (9, Tübingen 1991, S. 59f.) *„Die Kontextungebundenheit der Eigennamen ist, [...] das Merkmal, das die Eigennamen von den Deiktika unterscheidet und das sie mit nennenden Nominalphrasen (d.h. Nominalphrasen, die aus einer epistemischen Prädikation und einem Substantiv gebildet sind) teilen.“* (9, 1991, S. 60) Diewald definiert die Eigennamen als eine Sondergruppe von kontextungebundenen, nicht-nennenden Nominalphrasen mit einer inkorporierten epistemischen Prädikation, die im Gegensatz zu den epistemisch prädierten Nennwörtern keine nennenden Seme enthalten. (9, 1991, S. 61)

3. Übersetzbare, bzw. Bedeutungstragende Eigennamen

Jakobson unterscheidet zwischen Message (M) und Code (C), unter einem versteht er den Sprechakt und dem anderen die Sprache. Er unterscheidet zwischen vier Doppeltypen der Referenz: zwischen zwei Arten der Zirkularität und zwei Arten von Überschneidung. Er zählt die Eigennamen zu der zweiten Art der Zirkularität, sie bringen zum Ausdruck, dass durch den Code über den Code referiert wird. (1957, 15) Nach dem Prinzip der Arbitrarität und Konventionalität, sollten die Eigennamen auch konventionell und arbiträr in den Sprachgebrauch auftreten. Wobei im Unterschied zu manchen Appellativen, dessen Lautkörper ohne irgendwelchen Bezug auf bestimmte andere Lexeme entstanden sind, wie Stuhl, Haus u.ä., sind viele Eigennamen auf die bereits existierenden Wörter/Lexeme bezogen, z.B. Stella, Nadezhda, Ljubov. Besonders eindeutig sieht man es bei den Ortsnamen, die nach den berühmten Personennamen, Ereignissen oder typisch

charakterisierenden Merkmalen benannt werden, wie z.B. Alexandrien, Samtredia, Tbilissi, oder Kutaissi. Die multilingualen Variationen sind bei den Personennamen besonders gut zu beobachten, z.B. die Nachnamen: Schmidt (Deutsch), Smith (Englisch), Kusnezov (Russisch), Mtschedlischwili (Georgisch) sind alle von dem Wort „Schmied“ entstanden (in Russischen „kusnez“, in Georgischen „mtschedeli“).

Sehr interessant ist die Benutzung der Spitznamen, bei denen die bedeutungstragenden Morpheme von besonderer Wichtigkeit sind. Wolfgang Fleischer vertritt die Meinung, bei Spitznamen überwiege die charakterisierende Absicht und die identifizierende trete zurück, die lexikalische Wortbedeutung sei relevant. (11, 1992, S. 9) Bei solchen Namen bleibt die Bedeutung der Morpheme erhalten und wird bei der Namenbenutzung wahrgenommen.

3.1. Die etymologische Bedeutung der deutschen und georgischen Eigennamen

Die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Propria zeigt, dass manche heutzutage bedeutungslose Namen ursprünglich bestimmte Bedeutungen trugen. Nach Blanar ist die Polarisierung der onymischen Appellative vom übrigen Wortschatz nicht nur das Ergebnis der jüngeren Vergangenheit. (4, 2001, S. 74) Das bezeugen unter anderen die zusammengesetzten Personennamen im ursprünglichen Stadium der ältesten Epoche der indo-europäischen Sprachen. Die geschichtliche Entwicklung der deutschen Eigennamen zeigt, dass sie ursprünglich zweigliedrig waren und die für die Namengebung verwendeten Wörter immer bestimmte Bedeutungen trugen. Sie waren aber verhältnismäßig gering und kamen langsam in der Sprache des Alltags außer Gebrauch. In den ältesten Zeiten wurden sie aus den Bereichen Kampf, Sieg, Krieg, Ruhm, Stärke, Herrschaft, Freundschaft, oder Bezeichnungen starker Tiere ausgewählt, also Wörter mit positiv wertenden Bedeutungselementen (Adalbert = ‚edel‘ + ‚berühmt‘). Manchmal traten sie nebeneinander auf, ohne dass zwischen denen eine sinnvolle semantische Beziehung herzustellen war. (Friedhelm = ‚Friede‘, ‚Schutz‘ + ‚Helm‘) Durch die Möglichkeit der Kurzformenbildung verblasste der Sinn, die Bedeutung der in den Namen verwendeten Wörter mehr und mehr. Vom 8. Jahrhundert drang das fremde Namensgut ein, besonders die kirchlichen Vornamen. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wurden diese Vornamen besonders populär, dabei trat deren Bedeutung völlig im Hintergrund. Die meisten davon wurden lautlich dem Deutschen angeglichen: Klaus - Nikolaus, Else - Elisabeth, Jörg (Jürgen) - Georg, Hans - Johannes. Aus dem französischen Sprachgebiet kamen im 17. Jahrhundert einige Vornamen hervor, wie: Anette, Babette, Louis, Jean. Im 19. Jahrhundert sind auch englische Einflüsse festzustellen: Daisy, Jenny, Edgar, Harry.

Diese drei Momente der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Vornamen – zwei Namenglieder, Kurzformenbildung und Übernahme des fremden Namensgutes sind bis in die Gegenwart wirksam geblieben. Allerdings veränderte sich der Charakter der Zweigliedrigkeit des Vornamens. Neben den eigentlichen Vornamen treten nach und nach ein weiterer Vorname oder auch mehrere Vornamen, die manchmal mit, manchmal auch ohne Bindestrich geschrieben wurden. (18, 1988, S. 9-13)

In dem nicht europäischen Sprachraum, z.B. im Georgischen sind auch ähnliche Fälle zu beobachten, wenn in den Eigennamen die bedeutungstragenden Seme vorhanden sind, aber nur die Zweigliedrigkeit ist hier variabel, es gibt sowohl zweigliedrige, als auch eingliedrige Vornamen, die bestimmte Inhalte übertragen, z.B. der Männername „Imeda“, mit der Bedeutung „Hoffnung“, oder der Vorname „Nukri“, der sowohl für Männer, als auch für Frauen angewendet werden kann, bedeutet „Rehkitz“. Bei diesen beiden Namen hat sich die Bedeutung der Seme eingengt und wird in der Regel im alltäglichen Gebrauch nicht wahrgenommen. Im Unterschied zu diesen Namen, gibt es manche Personennamen, die auch wenn einen geringen, aber doch bestimmten Inhalt übertragen

und dadurch ein charakterisierendes Merkmal tragen. Zum Beispiel der Männername „Arwelodi“, ist ein Kompositum von „ar“ – „nicht“ und „welodi“ – „Ich habe erwartet“, in der gesamten Bedeutung also: „Ich habe nicht erwartet“. Etymologisch kann es so interpretiert werden: In Georgien hat man in den Großfamilien gewohnt, man hatte viele Kinder und wenn die Eltern schon im Alter waren, in dem man keine Kinder mehr erzeugen zu können denkt, aber doch ein Kind bekommen hat, hat man ihm den Namen „Arwelodi“ gegeben. Den gleichen Namen hat man dem jüngsten Sohn einer Familie gegeben, die schon mehrere Töchter und keine Hoffnung mehr einen Sohn zu bekommen hatte. In diesem Fall haben wir auch ein zweigliedriges Kompositum, dessen beide Seme appellativischen Ursprungs sind, der Unterschied aber zu den deutschen zweigliedrigen Eigennamen mit bedeutungstragenden Bestandteilen ist, dass dieser georgische Name außer seiner referierenden Funktion, noch was weiteres über den Namenträger aussagt und zwar, dass er in der Familie ziemlich spät geboren wurde und vielleicht auch der jüngste unter seinen Geschwistern ist. Also trägt hier Propria eine bestimmte Zusatzinformation, außer die des Geschlechtes, was in dem deutschen Sprachraum nicht der Fall ist.

3.2 Funktioneller Vergleich der Eigennamen mit den Nennwörtern

Das einfache Modell der Kommunikation besteht aus drei Komponenten: dem Sender, dem Empfänger und dem Code. Damit dieses Modell funktioniert, ist es wichtig, dass das, was vom Sender in seiner Äußerung kodiert wird, vom Empfänger adäquat dekodiert werden kann. Wie oben schon erwähnt, unterscheidet Jakobson zwischen Message (M) und Code (C). Er spricht von der doppelten Weise ihrer Funktion: Sie können verwendet und referiert werden. Somit kann ein Sprechakt (Message) auf den Code, oder auf einen weiteren Message referieren. Er unterscheidet zwischen vier Doppeltypen der Referenz:

1. Zwei Arten der Zirkularität (circularity) - (M/M), Nachricht bezieht sich auf eine Nachricht (berichtendes Sprechen „reported speech“); (C/C), der Code bezieht sich auf den Code (proper name).
2. Zwei Arten von Überschneidung (overlapping) – (M/C), eine Nachricht referiert auf den Code (autonome Form des Sprechens „autonomous mode of speech“); (C/M), der Code bezieht sich auf eine Nachricht („shifters“, Rückgriffe auf Vorwissen)

Zu der Zweiten Art der Zirkularität – Code referiert auf Code – zählt er die Eigennamen. Die allgemeine Bedeutung der Eigennamen kann nicht ohne Referenz auf den Code definiert werden. Er bringt das Beispiel mit dem Namen "Jerry" und meint, dass im englischen Code der Name "Jerry" die Person, die Jerry heißt, bedeutet. Die Zirkularität ist klar: Der Name bedeutet jeden, der mit diesem Name bezeichnet ist.

"In the code of English, "Jerry" means a person named Jerry. The circularity is obvious: the name means anyone to whom this name is assigned".

Gegenüber der Wörter "pup", "mongrel" oder "dog" sind die Eigennamen nicht imstande die abstrakten Gruppen gleich "puppyhood", "mongrelness" oder "houndness" zu bilden. Es kann mehrere Hunde mit dem Namen "Fido" geben, aber man kann nicht über die Klasse "Fidoness" sprechen. Eigennamen sind also denotationsfähig, sie referieren auf irgendjemand, oder irgendetwas bestimmtes, aber haben keine Bedeutung im Sinne des abstrakten Begriffes. Das heißt, sie benennen nicht selbst die Begriffe, sondern zeigen auf eine schon benannte, bestimmte Gruppe von diesen Denotaten. Also sie kodieren bestimmte, schon kodierte Einheiten und damit gehören sie zu der Zirkularitätsgruppe C/C (Code referiert auf Code).

Hartwig Kalverkämper meint, Jakobson lege damit dar, dass sich die allgemeine Bedeutung von Appellativen über Abstraktionen bestimmen, aber die von Propria nicht auf solche Weise zu fassen sei. Seiner Meinung nach, wird die Bedeutung eines Propriums mit Kenntnis des Namenträgers, dem dieser Name zukomme in den individuellen Code des Empfängers aufgenommen. Dafür solle der Sender sorgen und dieses gehöre zu einer seiner kommunikativen Strategien.

Derartige Code-Integration könne sich nicht im gleichen sozialen und gemeinschaftsverbindlichen Rahmen wie bei den übrigen lexikalischen Bestand der Einzelsprache vollziehen, meint er, denn Propria gehörten immer nur zum Code einer Auswahl von Angehörigen der Sprechgemeinschaft.

Fazit

Wie wir schon gesehen haben, ist es schwierig, die Eigennamen eindeutig zu den Deiktika, oder zu den Nennwörtern zuzuordnen, da sie die Eigenschaften von beiden tragen. Sie sind denotationsfähig (also sie können ohne epistemische Prädikationen denotieren), kontextungebunden und bedeutungsarm. Mit der ersten Eigenschaft sind sie mit den Deiktika gleich, die Deiktika ernennen nicht die Gegenstände oder Sachverhalte, sie zeigen auf sie; aber was die Eigennamen von den Deiktika unterscheidet, ist die Kontextungebundenheit. Die Deiktika können nur im bestimmten, für den Sender und Empfänger bekannten Kontext referieren, daher sind sie immer kontextgebunden. Die Eigennamen aber referieren kontextungebunden. Die Deiktika tragen keine Bedeutung, sie referieren nur. Die Eigennamen referieren auch, aber wie oben gesehen, tragen sie doch gewisse Bedeutungen. Der Unterschied ist nur, dass beim Gebrauch der Eigennamen mit den bedeutungstragenden Semen nicht auf deren Bedeutung geachtet wird. Die Bedeutungen werden ausgeblendet, und sie werden nur zum Referieren auf die jeweils bestimmte Person benutzt.

Bibliographie

1. Aschenberg, H. – Eigennamen im Kinderbuch – Eine Textlinguistische Studie. Gunter Narr Verlag Tübingen 1991
2. Back, O. – Übersetzbare Eigennamen – Eine Synchronische Untersuchung von interlingualer Allonymie und Exonymie Edition Praesens Verlag für Literatur und Sprachwissenschaft 2002
3. Bauer, G. – Deutsche Namenkunde. Weidler Buchverlag Berlin 1985.
4. Blamar, V. – Theorie des Eigennamens. Georg Olms Verlag Hildesheim, Zürich, New York 2001
5. Bühler, K. – Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. 2. Auflage Stuttgart, Fuescher 1965.
6. Bühler, K. – Die Axiomatik der Sprachwissenschaften. Frankfurt a.M. 1969
7. Bußmann, H. – Lexikon der Sprachwissenschaft. Alfred Kröner Verlag Stuttgart 2002
8. Debus, Friedhelm, Ernst Eichler, Hans Walther – Benennung und Sprachkontakt bei Eigennamen, in: "Beiträge zur Namenforschung" Hrsg. Rudolf Schnitzel, Carl Winter – Universitätsverlag, Heidelberg 1988
9. Diewald, G. - Deixis und Textsorten im Deutschen, Niemeyer, Tübingen 1991 (=Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 118

10. Dobnig, Edeltraut-Jülch – Pragmatik und Eigennamen Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1977
11. Fleischer, W. – Name und Text, Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1992
12. Hoffrichter, K. – Echonamen. Carl Winter Universitätsverlag Heidelberg 1992
13. Gyger, M. – Namen-Funktion im Historischen Wandel. Carl Winter Universitätsverlag Heidelberg 1991
14. Harweg, R. – Studien zu Eigennamen, Shaker Verlag, Aachen 1999
15. Jakobson, R. – Shifters verbal categories and the Russian verb. Sonderdruck des Department of Slavic Languages and Literatures, Russian Language Project, Harvard University 1957
16. Kalverkämper, H. – Textlinguistik der Eigennamen, Klett – Cotta, Stuttgart 1978
17. Koß, G. – Namenforschung. Eine Einführung in die Onomastik. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1990
18. Naumann, H. Schlimpert, G. Schultheis, J.: Vornamenbuch, VEB bibliographisches Institut Leipzig 1988
19. Sturm, A. – Eigennamen und Definitheit, Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2005
20. www.helsinki.fi/~lenk/eigennamen.html

II. Soziologische Fragen

Eddie und die Sache mit dem Wasser

von Alfred Schwarz

Eduard, von allen genannt Eddie, bewährter Ehemann und Vater, tüchtiger Verwaltungsbeamter und wohnhaft in einer Stadt an der französischen Grenze, hielt sich selbst für intelligent. Und – so sagte er sich – Menschen dieses Formats müssen sich auch in der Praxis als fortschrittlich erweisen, ob im Beruf oder zu Hause.

Seit einiger Zeit hatte Eddie, der auch zum Naturschutz positiv eingestellt war, mit Interesse Artikel über Wasser gelesen. Es waren in Sonderheit Texte, die zum einen von Politikern, zum anderen von Verbandsfunktionären stammten, welche sich vordergründig als die verlässlichsten Umweltschützer unter allen öffentlich wirksamen Kräften darstellen. Eddie war überzeugt, das müssten Leute sein, die etwas davon verstehen, welche zum Beispiel Physik, Geologie oder Chemie studiert hatten oder doch einschlägig tätig waren wie Wasserbau-Ingenieure oder Biologen.

Die Lehren dieser Leute ließen sich, kurz gefasst, wie folgt formulieren:

- Wasser ist das Erdöl des 21. Jahrhunderts; es wird, wie dieses, immer knapper. (Gelegentlicher Zusatz:) Letztere Entwicklung wird durch Klimaerwärmung noch gesteigert.

- In Deutschland wird Wasser hemmungslos verschwendet; dies zeigt sich in Privathaushalten unter anderem darin, dass wir täglich duschen oder in der Wanne baden, dreimal am Tag die Zähne putzen, in kurzen Abständen die Wäsche wechseln (die mit Wasser gereinigt werden muss), bei der geringsten Inanspruchnahme der Toilette den gesamten Inhalt des Spülers (9-12 Liter) herunterschütten, Blumen gießen, den Rasen sprengen und das Automobil waschen.

- Es ist besonders erschreckend, dass wir in Deutschland im Schnitt pro Tag und Kopf an die 126 Liter verbrauchen. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) stelle aber fest, dass man mir 25 Litern pro Tag und Person für Trinken, Kochen und Hygiene auskomme.

- Der Wassermangel ist in anderen Teilen der Erde noch deutlicher zu spüren als in Europa, insbesondere in Afrika; jedermann ist dazu aufgefordert, seinen Teil zum Sparen beizutragen und damit zugleich die Lage der Notleidenden zu bessern.

- Unter anderem spart man Wasser, wenn man Regenwasser im Haushalt einsetzt oder „Grauwasser“, das schon einmal im Wohnbereich verwendet worden ist.

- Mit dem Wassersparen erzielt man - ein besonderer Anreiz - auch einen wirtschaftlichen Vorteil: man bezahlt für den Wasserverbrauch weniger.

Außerdem hatten die Verteidiger der Umwelt horrende Zahlen aus der Produktion genannt: Für die Herstellung eines Kraftwagens verbräuche man zum Beispiel durchschnittlich 18.000 Liter Wasser, für 1 Kilogramm Fleisch 5.000 Liter. Die letztgenannten Zahlen hatten Eddie erschüttert und beunruhigt; er fühlte seine Verantwortung in sich wachsen und dazu ermutigt, sich an dem Ringen gegen die Wasserverschwendung zu beteiligen. Das war er schon seinen beiden Kindern in Hinsicht auf deren Zukunft schuldig, aber auch hilfsbedürftigen Menschen in fernen Kontinenten.

Demzufolge sollte sich das Leben von da an in der Familie in dieser oder jener Hinsicht ändern. Nun hätte Eddie seiner Frau Sabine die neuen Absichten in Form eines Planes erläutern können; dies tat er aber nicht, weil er in zutreffender Einschätzung der Lage heftigen Widerstand gegen die eine oder andere Maßnahme befürchtete. Vor sich selbst

rechtfertigte er sein Vorgehen so, dass es besser sei, anderen ohne große Worte etwas Positives vorzuleben und sie damit zu beeindrucken und zu überzeugen.

Es begann damit, dass Eddie zum Beispiel kein ganzes Schnitzel mehr aß, sondern nur ein Drittel davon, am Abend statt Wurst nur noch Käse auf sein Brot legte und sich hinfort nur einmal am Tag die Zähne putzte. Baden beschränkte er auf das Wochenende und goss hinterher mit dem Badewasser - er ließ die Wanne nicht ablaufen - die Blumen auf dem Balkon und im Vorgarten. Von einem achtungsvollen Staunen der Familie über sein neues Wirken merkte er überhaupt nichts; seine Verhaltensweisen riefen vielmehr bei Sabine in konsekutiven Schüben ganz unterschiedliche negative Reaktionen hervor. Zunächst schien sie beunruhigt, dann

besorgt um das Wohl des Gatten. Sie dachte: Wer nicht richtig bei Tisch zugreift, dem schmeckt es nicht, und der ist krank. Also wandte sie sich ihm liebevoll zu und befragte ihn. Als er erklärte, Fleisch und Wurst seien gesundheitsschädlich, wandelte sich ihre Nervosität in Misstrauen.

Die Sache mit dem Aufbewahren des Badewassers begründete Eddie damit, man müsse jetzt besonders sparen. Da er aber kurz zuvor befördert worden war und seither mehr verdiente, andererseits keine aufwändigen Anschaffungen beabsichtigt waren, wurde Sabine immer gereizter. Eddie merkte, Sabine wandte sich von ihm ab. Als er ihr eines Morgens im Bad einen Kuss aufdrücken wollte, drehte sie den Kopf weg. Auf seine Frage, was denn los sei, zischte sie ihn an: „Du müffelst wie ein Keiler“. Damit wollte sie zum Ausdruck bringen (ihr Vater war Förster), dass der Gatte mittlerweile den Duft eines erwachsenen männlichen Wildschweins ausströmte. Die Beschreibung von Eddies Zustand war gar nicht unzutreffend, denn es war Sommer, wo man mehr schwitzt als im Winter, wenn es friert. Und wenn der Schweiß erst einmal zehn Stunden alt ist, wird das für die Umgebung problematisch. Eddie zog sich verstört zurück. Schließlich kam es zu einer lauten Auseinandersetzung zwischen den Eheleuten, als Eddie rügte, dass seine Frau das Auto (für dessen Herstellung man doch 18.000 Liter Wasser braucht) zu häufig benutze. Von da ab breitete sich eisiges Schweigen aus. In der Folge blieben etwa beim Essen die üblichen Gespräche über das Tagesgeschehen und die kleinen Probleme des Alltags aus. Auch die Kinder merkten, dass sich die Atmosphäre verdüsterte, und dass sich die Krise in der Familie verschärfte. Eddie und Sabine waren beide todunglücklich, aber keiner konnte sich überwinden, nachzugeben und den anderen vernünftig anzusprechen, um aus der Sackgasse heraus zu finden. Eddie entsann sich eines Gedankens des Philosophen Heinrich von Stein: „Freude ist die Leidenschaft, durch die wir besser werden. Soviel du dir und anderen Freude stiehlt und verdirbst, tust du Sünde“. Er hatte gesündigt, zumindest damit angefangen. Als die Eheleute nun, hoffnungslos verrannt, jeder für sich überlegten, was sie denn tun könnten, nahte sich Hilfe von einer Seite, die sie weder als rettende Kraft erkannt, noch von woher sie etwas erhofft hätten. Zu diesem Zeitpunkt erwartete man nämlich Besuch von auswärts.

Eddie war Vorsitzender des örtlichen Musikvereins. Der hatte im Vorjahr eine Art Familienausflug für Mitglieder nach Thüringen organisiert. Man hatte zunächst mit der am Bestimmungsort heimischen Stadtkapelle Kontakt aufgenommen und war herzlich eingeladen worden. Der Grund für die Auswahl des Ziels war folgender: Von diesem Teil Deutschlands war man durch die politischen Verhältnisse Jahrzehnte getrennt gewesen; die meisten kannten die Gegend nicht und sollten sich einmal an dortigen Kulturdenkmälern und der Schönheit der Natur erfreuen. Die Idee erwies sich als richtig: das Treffen war voll gelungen.

Nun stand der Gegenbesuch aus Thüringen an; die Eingeladenen wurden nach ihrer Ankunft auf die Haushalte der Vereinsmitglieder verteilt. Eddies Gast aus dem Osten, Klaus, so stellte sich heraus, war der Chef der dortigen regionalen Wasseraufbereitung. Dies erfuhr man aus folgendem Anlass: Eddie hatte zum Empfang eine ältere Flasche Pauillac auf den Tisch gestellt. Klaus hatte aber zunächst Leitungswasser erbeten. Auf das Erstaunen der Gastgeber erläuterte er, dass er Trinkwasser „fabriziere“ und deshalb immer interessiert sei, welche Qualität diese Flüssigkeit bei anderen erreiche. Sein Urteil über das aus dem Buntsandstein stammende Getränk: „Erstklassig“.

Die Gegenwart des Gastes allein hatte schon einen wohltuenden Effekt: Die Eheleute mussten sich zurückhalten und zuvorkommender miteinander umgehen. Am Abend nach dem Eintreffen versammelten sich Gastgeber und Eingeladene allesamt in der örtlichen Kulturhalle; die Stimmung war fröhlich und gelöst, aber es kam weniger zu intensiven persönlichen Gesprächen. Am nächsten Morgen - es war ein Samstag - ging Sabine früh zum Einkaufen für das Wochenende und schickte die beiden Männer fort. Sie fuhren über die Grenze und wanderten dann in Ruhe um einen bewaldeten Berg, von dessen Gipfel man auf den Standort der im Tal liegenden lothringischen Sous-préfecture blicken konnte. Eddie hätte an sich die Bedrängnis mit seinen „Wasserabenteuern“ vor niemandem ausgebreitet. Aber hier kam ihm in den Sinn, dass er von Klaus, dem unverhofft als Fachmann Entdeckten, irgendeine Unterstützung, vielleicht die Bekräftigung der eigenen Hypothesen, bekommen könnte. Also erzählte er im kühlen Wald auf einer Bank, wie und warum er seit ein paar Wochen Wasser sparte. Auf dem Gesicht des Gastes erschien ein mildes Lächeln. Dann hub er zu folgendem Vortrag an:

- „Die Erdölvorräte verringern sich mit fortlaufendem Verbrauch; es findet zwar auch heute noch eine langsame Neubildung statt, aber sie ist so gering, dass sie ohne praktische Bedeutung bleibt. Man kann als Brennstoff genutztes Erdöl auch nicht wieder aufbereiten.

- Wasser ist chemisch sehr stabil; man kann es zum Beispiel nur unter enormem Energieaufwand in seine Bestandteile – Wasserstoff und Sauerstoff – zerlegen; wenn letzteres leichter wäre, würde der Bestandteil Wasserstoff schon in großem Umfang andere Brennstoffe ersetzen. Deshalb wird Wasser im Gegensatz zu Erdöl nicht knapper. In dem Wirkungskreislauf Sonnenenergie – Verdunstung auf Meeren oder sonstigen Wasserflächen – Transport in Wolken – Niederschläge – Rückfluss über Ströme, Bäche - geht im Prinzip nichts verloren.

- Wasser wird auch nicht verbraucht wie Erdöl, sondern nur zeitweilig im Inhalt verändert, zum Beispiel verschmutzt und dann wieder – wie auch immer – gereinigt. Es kann allenfalls vorkommen, dass das Wasserangebot in bestimmten Gegenden, etwa durch klimatische Veränderungen oder durch wirtschaftliche Tätigkeiten, geringer oder höher wird. Schlicht zu behaupten, Wasser werde wie Erdöl immer knapper, zeugt von erschütternder Unwissenheit oder von einer Absicht bewusster Irreführung. Erwärmt sich das Klima und schmelzen zum Beispiel die Polkappen ab, wird die Fläche, von der Wasser verdunsten kann, so gar größer und die Wasserdampfmenge ebenfalls.

- Mit dem „Verschwenden“ sieht es so aus: Man schätzt die gesamte Wassermenge auf der Erde auf etwa 1,4 Milliarden Kubikkilometer. Davon sind aber nur an die 3% Süßwasser. Trotzdem: Wir werden in Deutschland mit Wasser verwöhnt und entwässern so gar große Flächen, um sie überhaupt wirtschaftlich nutzen zu können; zu diesem Zweck werden bei uns jährlich über 6 Milliarden Kubikmeter Wasser künstlich abgeleitet. Man schätzt die Ressourcen auf 182 Milliarden Kubikmeter, entnimmt aber nur an die 36 Milliarden jährlich. Davon wiederum werden nur circa 5,4 Milliarden Kubikmeter in Haushalte, Schulen, Büros und ähnliche Stätten abgegeben. Der Großteil wird also von Kraftwerken,

Bergbau und Produktionsbetrieben beansprucht. Unter den Europäern verbrauchen nur noch die Belgier weniger Wasser im Haushalt als wir. Unser Wasserverbrauch kann also keineswegs als erschreckend, sondern eher als bescheiden beschrieben werden. Wenn man etwa in Indien auf einen Pro-Kopf-Verbrauch von 25 Litern am Tag kommt, so nicht, weil man sparen will, sondern weil man an größere Mengen nicht heran kommt.

- Wenn wir Wasser sparen, wird kein Liter der Flüssigkeit zum Beispiel nach Afrika oder sonst wohin transportiert. Es ist verdummend, den Eindruck zu erwecken, wir würden mit hohem Verbrauch anderen das Wasser kürzen, bei Sparen aber die verfügbare Menge in anderen Erdteilen anheben.

- Richten wir eine Regenwasseranlage mit einem bescheidenem Fassungsvermögen von 3.500 Litern ein, so brauchen wir Zisterne, Filter, eine Pump- und Steuerungseinheit und Anschluss-Set. Dafür müssen wir 2.750 Euro Kosten kalkulieren. Wir brauchen aber zusätzlich ein zweites Röhrensystem für die Verbindung zu Toiletten und Waschmaschine. Nach kompletter Montage müssen wir dann schon an die 5.000 Euro auf den Tisch legen. Für den Rest der Rechnung müssen wir mit Annahmen arbeiten. Unterstellen wir: Eine vierköpfige Familie braucht ($4 \times 126 \times 365 =$) circa 184.000 Liter Wasser pro Jahr. Mit dem Regenwasser, das sie für Toilette und Waschmaschine verwendet, spart sie rund die Hälfte Trinkwasser, das sind 92.000 Liter. Diese Menge kostet im Schnitt ($92 \times 1,91 =$) etwa 175 Euro. Ohne die notwendige Ergänzung des Zisterneninhalts mit Trinkwasser in Trockenperioden oder die Wartung als zusätzliche finanzielle Belastungen zu berücksichtigen, wäre die Anlage erst nach 28 Jahren amortisiert. Will man „Grauwasser“, zum Beispiel Spül- oder Badewasser aufbereiten, wird die Rechnung noch ungünstiger, weil Filterung und Entkeimung kostenträchtiger sind und die Unterhaltung problematischer ist. Letzten Endes werden auch für die Herstellung jeder Anlage mehrere tausend Kilowattstunden notwendig, deren Erzeugung das Klima nicht verbessert.

- Nun kommt noch einiges hinzu: Wir verwenden in Deutschland überwiegend zentrale Wasserversorgungs- und Abwasserentsorgungs-Systeme. Erstere arbeiten mit Dauerdruck, letztere mit Gefälle-Wirkung, was man Schwemmkanalisation nennt. Beide Systeme setzen für gutes Funktionieren einen gewissen Durchfluss und keine allzu lange Verweildauer voraus. Wird emsig Wasser gespart oder geht der Verbrauch wegen Abwanderung der Bevölkerung erheblich zurück, so besteht die Gefahr, dass in den Wasserleitungen sich Keime neu bilden oder Stoffe aus dem Röhrensystem, zum Beispiel Metallrückstände von Eisen, Kupfer oder gar Blei ablagern. Solche Erscheinungen hat zum Beispiel die Stadt Rostock schon bekämpfen müssen. In Manila hat es vor ein paar Jahren nach Fließverringern Cholerafälle gegeben. Zum anderen kann sich der Grundwasserspiegel erhöhen, auch dies mit unangenehmen Folgen. Wird das Abwasserröhrensystem nur noch träge ausgewaschen, bilden sich faulende, stinkende oder gesundheitsgefährdende Rückstände, die mit zusätzlichen Spülungen, zum Teil unter Druck, beseitigt werden müssen. Da die Systemkosten nahezu unabhängig von der Durchflussmenge sind – etwa 90% sind fixe Kosten -, das heißt, bei geringerem Verbrauch fast nicht sinken, müssen bei einer Minderung des Wasserverbrauchs die Preise erhöht werden. Das führt zu folgendem Ergebnis: Wenn viele Verbraucher im Bereich eines Werks Wasser sparen, zahlen sie in der Folge nicht weniger, sondern mehr. Da klingt es grotesk, wenn der Bevölkerung vorgemacht wird, dass man mit Wassersparen oder dem Einsatz von Regenwasser mehr Geld im Beutel hat.

Sicher ist, dass es in den kommenden Jahrzehnten eine Riesenaufgabe sein wird, für die Erdbevölkerung eine Minderung der Ungleichheiten in der regionalen Verteilung von

Wasser zu bewirken. Das kann aber nicht im geringsten damit erreicht werden, dass wir in Deutschland weniger Wasser verbrauchen.“

Eddie brauchte eine Zeitlang, um das Gehörte zu verarbeiten und zu begreifen. Zunächst war er deprimiert, dann erbost. Nachdem sich seine erste Wut darüber gelegt hatte, dass er sich von Politikern und Funktionären eine Menge krausen Unsinn hatte aufschwätzen lassen, fragte er seinen Ratgeber, wie es denn möglich sei, dass Fachleute solche Torheiten verbreiten.

Klaus erwiderte, es sei nicht so einfach, die Befähigung von Verbandsmanagern zu überprüfen. Aber bei Abgeordneten sei eine vielleicht etwas oberflächliche, doch schnelle Probe möglich.

Der Gast konnte nicht nur Wasser aufbereiten. Er war auch versiert im Umgang mit dem Internet und schlug Eddie vor, die berufliche Qualifikation von ausgesuchten Politikern zu erkunden. Um 11 Uhr nach Hause zurück gekehrt, setzten sich beide vor den Computer; sie brauchten genau 37 Minuten, um folgendes heraus zu finden:

Von 51 Abgeordneten der Umweltschützer auf Bundesebene war kein einziger Hydrologe, Geophysiker, Biogeograf oder Chemiker. Immerhin gab es drei Agrar-Ingenieure und einen Biologen, denen man Kenntnisse über Wasserprobleme zugestehen kann. Auffallend aber war, dass etwa 20% der Abgeordneten keine Angaben über den formalen Abschluss irgend einer beruflichen Ausbildung (Examen, staatliche Anerkennung) machen können. In den Parlamentsausschuss für Umwelt und Naturschutz hatte die Fraktion als ordentliches Mitglied mal gerade einen Abgeordneten delegiert, der unter anderem an der Schule das Lehrfach Physik vertritt.

Im größten Landesparlament, so stellten sie fest, hat der Fraktionssprecher für Umweltschutz nie etwas studiert, was naturwissenschaftliche Kenntnisse anlangt.

Danach verzichteten sie auf weitere Ermittlungen in anderen Bundesländern. Bis zum Mittagessen war die Stimmung von Eddie in eine Art von körperlicher und seelischer Gelöstheit umgeschlagen. Er war erleichtert über das, was er erfahren hatte, nicht als Wähler, sondern in Hinsicht auf die mögliche Lösung seiner familiären Probleme. Zur Verblüffung seiner Frau setzte er nicht nur dem Gemüse, sondern auch dem Braten trefflich zu und lobte die Köchin wegen ihrer hohen kulinarischen Begabung. Das kam schon gut an.

Beim Mittagmahl verlangte Klaus wieder Leitungswasser zum Trinken. Nachdenklich sagte er: „Es ist mir ein Rätsel, warum sich der Mineralwasserverbrauch, auch der von Wasser ohne

Kohlensäure, in Deutschland ständig hochschraubt, obwohl Trinkwasser aus dem Netz oft besser ist als manches Flaschenwasser. Klar, wenn die Leute heute ausgehen, ersetzen sie oft alkoholische Getränke durch Sprudel. Aber zu Hause: 1000 Liter Wasser aus der Leitung kosten im Durchschnitt 1,91 Euro, dagegen 1 Liter billigstes Flaschenwasser 0,19 Euro; das heißt also, man bezahlt dafür 100 mal mehr. Und wenn man im Hotel eine 0,7-Literflasche für 4,80 Euro auf dem Nachttisch findet, kostet der Inhalt rund 2.500 mal mehr als Wasser aus dem Hahn im anliegenden Bad. Und dazu ist noch für das abgefüllte Wasser eine Menge Energie für Aufbereiten, Abfüllen und Transport aufgewendet worden. Darüber hört man von den Umweltschützern nichts.“

Der Nachmittag führte Klaus im Bus mit seinen Landsleuten auf eine Stadtbesichtigung. Eddie war daheim sich eine Weile selbst überlassen. Er dachte nochmals über die Unterhaltung mit Klaus nach und nahm sich fest vor, in Zukunft vorsichtiger bei der Beurteilung von Polit-Werbesprüchen zu sein, was ihm dann auch manche

Unannehmlichkeiten vermeiden würde. Schließlich verfiel er in eine Gemütslage von Aufbegehren. Als er das Geschirr wegräumte, sah er, dass der Geschirrspülautomat nur zu zwei Dritteln gefüllt war. Trotzdem stellte er den Waschgang an.

Beim Abendessen ließ er Fische und Käse stehen und schlug sich den Magen – nach längerer Zeit - mit Wurst, insbesondere seiner geliebten Salami, voll.

Am späteren Abend, als alle sich zurück gezogen hatten, suchte Eddie das Bad auf. Da erinnerte er sich an einen Spruch auf einem römischen Grabstein, der sich auf Deutsch wie folgt wiedergeben ließ: „Gut essen, heiß baden und lieben verzehren den Körper; und doch machen sie das Leben aus.“

Eddie zog sich aus, wollte zunächst unter die Dusche, überlegte dann, dass man in der Wanne viel mehr Wasser verbraucht, ließ selbige voll laufen, legte sich hinein, füllte nach zwanzig Minuten nochmals warmes Wasser nach und duschte sich am Ende besonders lange ab. Dann balsamierte er seinen Körper reichlich mit einem „deodorant for men“ ein, wie das auf Neuhochdeutsch heißt, und begab sich zu Sabine ins Schlafzimmer. Sie war noch wach, lag im Bett und las in einem Buch. Als Eddie sich näherte, beschnüffelte sie ihn, küsste ihn, zog ihn dann zärtlich in die Arme und hauchte: „Na, also, es geht doch“. Und an diesem Abend lösten sich die bislang aufgestaute Spannung und Betrübnis zwischen Eddie und Sabine auf und räumten ihren Platz Gleichklang und Wohlbehagen.

Dieser Ausgang der Geschichte hört sich an wie der Abschluss in einem Märchen; und doch ist alles in Deutschland im Jahre 2008 so passiert.

September 2008

Woher kommen die Renten 2030?

Von Alfred Schwarz

1. Das Problem

Deutschland hat sehr früh Einrichtungen der Sozialversicherung geschaffen; dies garantiert aber nicht, dass die gewählten Lösungen allezeit optimale Erfolge zeitigen. Der nachfolgende Bericht versucht ein Problem darzulegen, welches die Deutschen zur Zeit erheblich beschäftigt. Zugleich mag er das Interesse von Ausländern wecken, bei denen nach tief greifenden politischen Veränderungen auch die Bewältigung sozialer Aufgaben in neuen Formen ansteht.

Jeder durchschnittliche Erwachsene stellt ab einem gewissen Alter folgende Überlegungen an: Jetzt habe ich Kindheit und Jugend durchschritten und stehe im Beruf, der mich auch ernährt. Ich gehe aber auf das Alter zu. Wie werde ich dann dastehen, und wie sieht es mit meinem Unterhalt aus?

In diesem Zusammenhang eines vorweg: Das deutsche Sozialgesetzbuch mit 12 Einzelbüchern hat über 1.800 Paragraphen. Die Materie ist ungemein kompliziert. Die anschließende Darstellung muss deshalb vieles vereinfachen. Das zeigt schon die Formulierung der oben gestellten Frage. Natürlich hat sich unser Mustermensch auch anderes gefragt, zum Beispiel:

Wer sorgt für mich, wenn ich krank oder invalide werde?

Wer versorgt meine Frau und meine minderjährigen Kinder, wenn ich sterbe?

Wie komme ich weiter, wenn ich arbeitslos werde?

Was passiert, wenn ich einen enormen Pflegeaufwand verursache?

Die vorstehenden vier Fragen können, weil sie ähnlich zu beantworten sind wie die erste, in der Folge nur am Rande behandelt werden, damit das Thema nicht ausufert.

In Deutschland leben heute gut 82 Millionen Menschen; damit sind die Deutschen in der Europäischen Union die an Einwohnerzahl stärkste Nation. Das Land gilt als wohlhabend, modern und aufgeschlossen. Da müssten wesentliche Probleme eigentlich zufrieden stellend gelöst sein. Der Anschein trügt. Die Deutschen können sich nämlich die eingangs gestellte Frage nicht eindeutig beantworten. Unsicherheit ist aufgekommen, die viele beim Gedanken an die Zukunft beunruhigt. Hier taucht der Begriff Rente auf. Das Wort kommt aus den romanischen Sprachen (französische „rente“, italienisch „rendita“). Es hat den Sinn „Ertragsrate“, „Kapitalverzinsung“, jeweils mit der Vorstellung verbunden, dass vom Empfänger bei Auszahlung der Rente keine unmittelbare Gegenleistung mehr gefordert wird – es ist, richtig gewertet, eher der Rückfluss eines früher gesparten Kapitals – anders etwa als beim Erwerb einer Ware, wo der Käufer das Erstandene sofort bezahlen muss. Da stellt sich die Frage, wie diese Renten denn aufgebracht werden.

2. Ein bisschen Geschichte

Jeder nimmt heute als selbstverständlich an: Renten werden durch Gesetz bestimmt.

Nun gibt es schon lange Gesetze: Die des Königs Urnammu von Sumer sind an die 4.000 Jahre alt, die Sozialgesetzgebung hingegen ist recht jung. Die Zeitabfolge (Inkrafttreten) für die wichtigsten Gesetze in Deutschland liest sich wie folgt:

1883 Krankenversicherung (für Arbeiter)

1884 Unfallversicherung

1891 Rentenversicherung (Invaliditäts- und Altersversicherung)

1911 Hinterbliebenenversicherung und Angestelltenversicherung (Zusammenfassung aller dieser Gesetze in der Reichsversicherungsordnung)

1927 Arbeitslosenversicherung (seit 1911 schon Erwerbslosenfürsorge im Rahmen der Reichsversicherungsordnung)

1995 Pflegeversicherung (als besonderer Teil der Krankenversicherung).

Der große Durchbruch setzte also gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein. Noch eine Bemerkung zur Motivation: Vielen Menschen wohnt der Spartrieb inne, aber es erweist sich, dass die Masse überwiegend nicht bereit ist, für die Zukunft und das Alter *ausreichende* Mittel anzulegen. Auch die Arbeitgeber, welche allenthalben aufgerufen sind, zur Sozialversorgung mit einem Teil beizutragen, würden ohne Zwang diesem Ansinnen nur in geringem Maße entsprechen. So war denn die Regelung durch Gesetz unausweichlich.

Was aber geschah zuvor? Im Mittelalter schufen schon Zünfte und Gilden örtlich Selbsthilfeeinrichtungen, ebenso die Knappschaften (Berg-, Hütten- und Salinenarbeiter). Die Zivilgesetzgebung schuf Unterhaltspflichten unter anderem für Ehegatten, Eltern und Kinder; da geht man aber ohne Verwandte leer aus.

Im übrigen fand und findet man in den Lehren der großen Religionen moralische, indes nicht einklagbare Sozialverpflichtungen. Beispiele: Der Buddhismus kennt das Gebot der Karuna als tätiges Mitgefühl und Erbarmen, das Christentum die Nächstenliebe (kürzeste Formulierung bei Markus, 12, 31), der Islam Aufzählungen, wem man seinen Besitz mit Liebe hingeben soll (2. Sure, 172, 217; 9. Sure, 60).

3. Die Möglichkeiten der Mittelbeschaffung

Der Vorteil einer gesetzlichen Regelung liegt darin, dass Ansprüche eher durchsetzbar (als zum Beispiel gegen Verwandte) und damit sicherer sind. Aber wie beschafft man die Finanzmittel?

Dafür sind im Prinzip drei unterschiedliche Methoden, die man sich theoretisch rein oder gemischt in vielen Varianten angewendet vorstellen kann, denkbar:

- a) Die Renten werden ausschließlich durch Steuern oder sonstiges Staatseinkommen finanziert.
- b) Die Renten fließen aus angesammeltem Kapital und dessen Erträgen (Kapitaldeckungsverfahren).
- c) Die Finanzierung wird aus aktuellen Beiträgen der Versicherten gedeckt (Umlageverfahren).

Zu a - Deckung durch Steuern: Mit der Methode ausschließlicher Finanzierung durch den Staat haben wir keine Erfahrung. Der Vorteil läge möglicher Weise darin, dass die Verwaltung straffer, einfacher und einheitlicher geführt werden könnte; zur Zeit haben wir mehrere hundert Sozialversicherungsträger, die sich selbst recht unterschiedlich verwalten. Skeptiker werden aber sagen, dass fast alles, was der Staat verwaltet, schwerfälliger und teurer wird.

Die Methode hat jedenfalls mindestens zwei Nachteile:

- Der staatliche Haushalt wird von vornherein mit einem ganz erheblichen und dauerhaften Posten belastet, was sich auf andere notwendige oder förderungswürdige Ausgaben (z. B. Bildung, Forschung, Kunst, Straßenbau, innere und äußere Sicherheit) nachteilig auswirken könnte. Dies soll an der aktuellen Situation in Deutschland demonstriert werden: Aus dem deutschen Bundeshaushalt (Ausgaben 2008: rund 283 Milliarden Euro) werden derzeit an die Sozialversicherung circa 80 Milliarden Zuschüsse gezahlt, das sind etwa 28% des gesamten Bundeshaushalts; die Zahlen schwanken jährlich. Mit dem genannten Zuschuss wird knapp ein Drittel der Ausgaben der Sozialversicherung gedeckt. Das heißt mit anderen Worten: Die Gesamtaufwendungen hierfür sind annähernd so hoch wie die Summe aller Ausgaben im Haushalt des Bundesstaats. Ein solches System könnte wohl in einem Öl-Emirat, aber nicht in Deutschland praktiziert werden.

- Zum anderen werden die Renten, wenn sie aus dem Steueraufkommen fließen, von Leuten mitfinanziert, die selbst gar keine Leistungen aus der Sozialversicherung erhalten. In Deutschland sind etwa 15% der Berufstätigen nicht pflichtversichert (unter anderem Geistliche, Soldaten, Richter, Beamte, Unternehmer); wenn diese Personen die Pflichtversicherung mittragen müssen, erscheint dies nicht gerecht. Dieser Vorwurf lässt sich natürlich auch erheben, wenn - wie jetzt - die Kosten der Sozialversicherung zum Teil aus dem Staatshaushalt finanziert werden.

Zu b - Kapitaldeckungsverfahren: Mit diesem System gibt es Erfahrungen: Die seit den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts angewandte Form der Finanzierung war auf Ansparen durch die Versicherten eingestellt oder, anders ausgedrückt, auf die Bildung von Rücklagen. Die Beiträge wurden am Kapitalmarkt zur Bildung eines Deckungskapitals angelegt. So arbeiten auch heute noch alle privaten Lebensversicherungen. Nach dem Spar-Ende erhält der Versicherte entweder das Kapital insgesamt zurück oder aber in Teilen (lebenslange Monatsrente) oder schließlich in einem Mischverfahren.

Als Vorteile werden von den Verfechtern des Systems meist aufgezählt:

- Die Ersparnisse werden ökonomisch effizienter angelegt als bei Verwaltung durch öffentlich-rechtliche Einrichtungen.

- Das System ist weniger abhängig von nationalen Entwicklungen demografischer und wirtschaftlicher Art, weil man das Kapital auch im Ausland anlegen kann (wenn in Deutschland starke inflationäre Tendenzen auftauchen, geschieht dies nicht zwangsweise überall in anderen Staaten).

- Der Versicherte muss nicht mehr einzahlen, falls die Bevölkerungszahl sinkt (siehe dazu unten unter „Lebenserwartung“).

- Massensparen führt zu verstärkter Kapitalbildung mit Tendenz zu sinkenden Zinsen und damit zu mehr Wirtschaftswachstum.

Nachteile sind:

- Das Funktionieren braucht eine lange Anlaufzeit. Deshalb war auch nicht verwunderlich, dass anfangs die Altersrente erst ab einem Alter von 70 Jahren gewährt wurde (bei einer wesentlich schlechteren Lebenserwartung), und dass mindestens 30 Beitragsjahre vorausgesetzt wurden.

- Es gibt keine Krisensicherheit bei heftigen sozialen Erschütterungen (Weltkrieg, massenhafte Vertreibung, Hyperinflation, Enteignungen). Selbst kleinere Erschütterungen könnten bei Kapitalabfindung zu einem ungünstigen Zeitpunkt fühlbare Einbußen bewirken. Beispiel: am 21. Jan. 2008 fiel der Deutsche Aktienindex binnen 24 Stunden um 7,2%; Skandalnachrichten über Bankenkrachs und riesige Betrügereien, die sich negativ auf die Kurse auswirken, lösen sich aktuell in den Medien ab.

- Es fehlt an Solidarität: Zum Beispiel werden Familienstand, Kinder, frühe Invalidität nicht berücksichtigt.

Zu c - Umlageverfahren: In Deutschland begann man mit dem Kapitaldeckungsverfahren. Der erste harte Schlag für den Verwalter der Gelder, die Deutsche Rentenbank, war die Inflation nach dem Ende des Ersten Weltkriegs. 1914 lag der Vermögensbestand bei 2,12 Milliarden Mark, 10 Jahre später bei 309.000 Millionen, das heißt, der Wert war um etwa 85% gesunken. Man fing an, laufende Beiträge und Staatszuschüsse in die Finanzierung der Renten einzubeziehen. Die Ergebnisse waren für die Rentenbezieher trotzdem nur kümmerlich. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg gab man zunächst das Kapitaldeckungsverfahren nicht völlig auf. Es erwies sich aber wiederum, dass die Rentner damit eher ein Zubrot erhielten; der Wechsel aus dem aktiven Berufsleben ins Rentnerdasein wurde von vielen schmerzhaft als deutlicher Abstieg empfunden. 1957 schlug die Stunde der Kursänderung. Der damalige Bundeskanzler Adenauer setzte den Übertritt ins Umlageverfahren durch. Die Renten sollten zudem fortan nicht mehr statisch sein (ab Renteneintritt immer der gleiche Betrag), sondern dynamisch und am Bruttoeinkommen orientiert.

Beim Umlageverfahren stoßen wir auf den Begriff „Generationenvertrag“. Dazu muss man sich drei Generationen in Folge vorstellen. Zunächst wird unterstellt, dass es eine Vereinbarung jeweils zwischen den Rentnern und der im Berufsleben stehenden Generation gibt, nach der die „Aktiven“ mit ihren Beiträgen die Versorgung der Ruheständler bezahlen. Zugleich wird fingiert, dass die Rente der heute noch Beschäftigten später von der derzeit jungen, noch nicht erwerbstätigen Generation aufgebracht wird. Einen solchen sozialen Vertrag gibt es natürlich nicht. Erhebt jemand den Vorwurf, diese Gedankenkonstruktion sei für die Jungen ungerecht - vor allem, weil sich ihre Zukunft damit ohne verlässliche Sicherung gestalten -, so wird gewöhnlich folgendes dagegen eingewendet: In Deutschland sei das Sozialstaatsprinzip gemäß Artikel 20, Absatz 1 und Artikel 28, Absatz 1 des Grundgesetzes in der Verfassung verankert. Deshalb sei es geboten, die Bedürftigen und Schwachen zu schützen, ein menschenwürdiges Dasein für jedermann zu gewährleisten und für einen Ausgleich sozialer Gegensätze zu sorgen. Im übrigen habe die ältere Generation jeweils dafür gesorgt, dass eine soziale Infrastruktur entstanden ist - zum Beispiel Schulen, Universitäten, Krankenhäuser -, die der jüngeren Generation den aktuellen Lebensstandard erst erlaube.

Das Umlageverfahren kann nicht in reinem Stil angewendet werden; dies wäre nur möglich, wenn die aktuellen Beiträge der Aktiven genau den notwendigen oder festgesetzten Ausgaben für die Rentner entsprechen würden, was nie eintritt. Also gibt man Staatszuschüsse und richtet eine „Nachhaltigkeitsrücklage“ aus Beitragüberschüssen und sonstigen Rücklagen ein, um Defizite und Einnahmeschwankungen auszugleichen.

Im übrigen hat das Verfahren den großen Vorteil - und darin liegt auch die Versuchung für die Politiker, sich seiner zu bedienen -, dass der öffentlich bestellte Träger der Rentenversicherung nichts ansparen muss. Vielmehr greift man gleich in eine gefüllte Kasse, nämlich in die Beitragskasse der Versicherten. Wie vieles im Leben läuft auch dies nicht ohne Fallen und Tücken ab. Deutschland wird damit in den nächsten Jahrzehnten auf beachtliche Schwierigkeiten treffen.

4. Aktueller Stand und Aussichten

Das bedarf einer ausführlicheren Erläuterung. Diesem Zweck soll zunächst eine „Milchmädchenrechnung“ dienen: Sie hat zwar den Nachteil, im Ansatz zu einfach und ungenau und damit auch im Ergebnis nicht exakt zu sein; indessen ist sie geeignet, für unsere Zwecke die Problematik des Umlageverfahrens deutlich zu machen.

In Deutschland leben etwas mehr als 82 Millionen Menschen, davon circa 40 Millionen Erwerbstätige und etwa 18 Millionen Rentner. Die Erwerbstätigen und ihre Arbeitgeber zahlen derzeit je zur Hälfte insgesamt knapp 20% des Bruttoarbeitslohns als Beiträge in die Rentenversicherung. Dieses Aufkommen müsste - da es gut doppelt so viele Berufstätige gibt wie Rentner -, ganz grob kalkuliert, ausreichen, um den Rentnern jetzt als Altersversorgung im Durchschnitt 40% der aktuellen Bruttolöhne zu zahlen und außerdem die Verwaltungskosten zu bestreiten. Sollten die Rentner 50% ihres früheren Arbeitslohns erhalten, müsste man die Beiträge erhöhen oder der Staat müsste zuzahlen beziehungsweise schon laufende Subventionen aufstocken.

Die obige Bilanz ändert sich fortwährend, weil ihre Grundlagen nicht statisch sind: Weder bleibt die Lebenserwartung noch die Geburtenzahl noch die Beschäftigten- oder die Arbeitslosenzahl noch die Produktivität konstant, um einige wichtige Faktoren zu nennen. Folglich ist zu prüfen, was denn insoweit in den nächsten 30 bis 40 Jahren vermutlich auf uns zukommt.

Im einzelnen:

- *Lebenserwartung*: Die Lebenserwartung in den so genannten Industrienationen steigt ab dem 19. Jahrhundert immer schneller. In Deutschland konnte ein Mann um 1900 mit einer Lebenserwartung von 44,8 Jahren im Durchschnitt rechnen, eine Frau mit 48,3 Jahren. Für 2007 sind es für Männer 76,6, für Frauen 82,1 Jahre. Derzeit geht man von der Annahme aus, dass die Steigerung der Lebenserwartung in den nächsten Jahrzehnten bei 2 Monaten pro Jahr liegt. Dies würde sich zum Beispiel in 30 Jahren zu einem Anstieg um 60 Monate = 5 Jahre summieren. Diese Entwicklung wirkt sich wie folgt aus:

Erstens wird der relative Anteil alter Menschen in der Gesellschaft stetig wachsen, es sei denn, er würde durch hohe Geburtenraten ausgeglichen (was nicht eintritt, siehe unten). Derzeit liegt der Anteil der 20 – 65-jährigen in Deutschland bei 50 Millionen, derjenige der über 65-jährigen bei 16 Millionen. Nach Hochrechnungen wird sich 2030 der Anteil der 20 – 65-jährigen 45 Millionen, der Anteil der über 65-jährigen 22 Millionen nähern. Das bedeutet, dass fortlaufend weniger im Beruf stehende Menschen Rentenbeiträge zahlen, die Menge der Rentner aber immer größer wird. Entfielen 1991 auf einen Rentner vier Erwerbstätige, rechnet man für 2030 noch auf zwei Erwerbsfähige pro Rentner. Kühne Kalkulatoren sagen voraus, dass 2050 das Verhältnis 1:1 sein wird. Dieser für die Rentenhöhe negative Effekt wird durch einen weiteren verstärkt: Lebt der Rentner länger, bezieht er auch länger Rente. Dies würde sich beim Kapitaldeckungsverfahren ebenfalls fühlbar machen, weil die angesparte Summe auf mehr Jahre verteilt werden müsste (es sei denn, das Renteneintrittsalter würde fortlaufend hinaus geschoben). Noch ein Zahlenbeleg: War die Rentenbezugsdauer in den alten Bundesländern 1980 für Männer 11,8, für Frauen 13,8 Jahre, so stieg sie bis 2006 für Männer auf 15,2 und für Frauen auf 19 Jahre.

Hier soll noch ein Exkurs in ein Teilgebiet der sozialen Versorgung erfolgen, der besonders von der längeren Lebenserwartung beeinflusst wird, nämlich die Krankenversicherung. Wir danken heute unser längeres Erdendasein besserer Ernährung, Unterkunft, Erziehung und Berufsausbildung, günstigeren Arbeitsbedingungen, langen

Friedenszeiten, um einige Faktoren zu nennen, aber auch den riesigen Fortschritten in der Medizin. Das ist nicht gratis und soll an zwei einfachen Fällen demonstriert werden:

- Ein Mann klagt über schwer zu klärende Schmerzen im Brustkorb. In „alten Zeiten“ hätte der Arzt höchstens eine Röntgen-Durchleuchtung machen können, für welche der Privatpatient derzeit etwa 25 Euro schuldet. Heute kann der Doktor, was der Leidende auch von ihm erwartet und fordert, eine Computer-Tomografie fertigen, die aber 250 bis 300 Euro Kosten verursacht.

- Eine junge Dame, die ihre Schönheit pflegt, bittet einen Dermatologen, größere Dyskeratose-Flecken (Verhornungsstörungen) in ihrem Gesicht zu entfernen. Früher hätte der Arzt erklärt, er könne das zwar herauschneiden, man riskiere aber Keloide (wulstige Narben), die das Ganze noch schlimmer machten; diese Beratung würde aktuell 20 Euro erfordern. Der Arzt schreitet aber neuerdings zum Werk, verdampft die Flecken mit dem Laser und berechnet 120 bis 200 Euro.

Mit anderen Worten: Allein durch neue Techniken in der Medizin wachsen die Kosten der Krankenversicherung ständig an.

-*Geburtenzahl*: Die Geburtenzahl ist seit 1945 ständig gefallen und liegt nach einem Hoch von 1.360.000 im Jahr 1964 nunmehr unter 700.000 im Jahr. Für 2007 rechnet man mit 825.000 Sterbefällen. Bis 2002 konnte die Schrumpfung durch Zuwanderung ausgeglichen werden, seither nicht mehr. Schließlich macht sich bemerkbar, dass junge Frauen häufig nicht zuerst an Heirat und Nachwuchs denken, sondern an Karriere und Lebensstil. Für sie und auch für Männer lässt sich Zeugungswilligkeit nicht staatlich anordnen. Experten rechnen damit, dass die Bevölkerung Deutschlands um 2050 auf 74 Millionen (andere Schätzungen sprechen von 68 Millionen) schwinden, das heißt um 8 bis 14 Millionen niedriger sein wird als jetzt. Bei dieser Rechnung sind Zuwanderungen von außen schon berücksichtigt. Um nur die Kopfzahl gleich zu halten, müsste jede Frau im Leben deutlich mehr als 2 Kinder zur Welt bringen (Fruchtbarkeitsrate); tatsächlich ist die Rate jetzt bei 1,32. Eine andere Rechnung ist folgende: Die jetzt geborenen Mädchenjahrgänge sind kleiner als die Zahl ihrer Mütter. Sinkt aber die Zahl der potentiellen Mütter, muss die künftige Kinderzahl sich weiter verringern. Erfahrungsgemäß verläuft diese Entwicklung nicht ins Unendliche, sondern sie wird auf einem Sockel anhalten, sich dann auch möglicher Weise umkehren, aber darauf muss man noch einige Jahrzehnte warten.

Der Geburtenrückgang hinterlässt seine Spuren nicht nur darin, dass der sinkenden Zahl von Beitragszahlern eine wachsendes Heer von Rentnern gegenüber steht. Nimmt die Bevölkerungszahl ab, so schrumpft auch der Bedarf an Gütern und Dienstleistungen, an Schulen, Wohnungen und Produktionsstätten. Es tritt eine so genannte Deflation ein, die zahlreiche Fälle von schlichter Vermögensvernichtung nach sich zieht. So ist es zum Beispiel schon heute vielen Gemeinden unmöglich, leer stehende Schulgebäude zu verkaufen, weil sie niemand praktisch anders einsetzen kann. Andererseits verursacht der Bevölkerungsrückgang, weil bestimmte Einrichtungen nicht verkleinert werden können, für die Nutzer erhöhte Gebühren (Beispiel: Abwasserbeseitigung). Würde Deutschland in dieser Situation - Umsatzrückgang beim Verbrauch im Innern des Landes - einen Ausgleich suchen, so müsste etwa der Export entsprechend ausgeweitet werden; der lässt sich aber nicht beliebig steigern.

Beschäftigte, Arbeitslosenzahl : Hier stoßen wir auf den Begriff „Produktivität“. Damit meint man ein Wirkungsverhältnis im Produktionsprozess. Man könnte es auch als das Verhältnis des Aufwands zum Erfolg umschreiben. Als Formel lässt es sich so darstellen: Output (=Ausstoß, Ertrag) geteilt durch Input (=Eingabe, Einspeisung).

Output ist das Ergebnis, zum Beispiel der erzielte Preis für die hergestellte Menge oder der Wert geleisteter Dienste.

Input ist das, was man dafür eingesetzt hat, nämlich Arbeit (vor allem Planung, Zahl der geleisteten Arbeitsstunden, Kontrolle) und Kapital (zum Beispiel Gebäude, Maschinen, Computer, Werkstoffe wie Rohmaterial, Halbfertigwaren).

Da wir hier von Beschäftigten und Arbeitslosen sprechen, wenden wir uns im folgenden nur der Arbeitsproduktivität zu. Hier wird - wenn wir es auf den ganzen Staat beziehen - gemessen, mit wie viel Arbeitseinsatz innerhalb eines bestimmten Zeitraums das Bruttoinlandsprodukt (BIP = Wert der im Inland hergestellten Waren und Dienstleistungen) erzeugt wurde.

Wie oben dargelegt, müsste man in Deutschland mit Sicherheit in den nächsten Jahrzehnten aufgrund des absoluten Bevölkerungsrückgangs und der ungünstigen Altersstrukturen („Vergreisung“) mit einer Verringerung der Arbeitsproduktivität rechnen, wenn es dabei ausschließlich um die Zahl der geleisteten Stunden ginge. Das ist indessen nicht ganz so: Die Produktivität hängt auch in erheblichem Maß von der Qualität der Arbeit ab. Verluste an Produktivität können in gewissem Umfang durch Anhebung des Güteniveaus der Arbeit und innovative Erzeugungsmethoden aufgefangen werden. Dann werden auch höhere Gewinne erzielt. Es gibt Politiker, welche heute - zum Beispiel vor Wahlen in Fernsehdiskussionen - auf letzteres hinweisen, um Bedenken gegen das Umlageverfahren zu zerstreuen und damit gar private Vorsorge als unnötig hinzustellen. Sie tun so, als ob jede Steigerung der Produktivität ausschließlich den in den Unternehmen Beschäftigten zugute käme. Dies stimmt aber nicht, weil um jeden Gewinn ein Verteilungskampf beginnt. Der Staat fordert mehr Steuern, die Beschäftigten höheren Lohn und die Unternehmer beziehungsweise Aktionäre eine Anhebung der Dividenden. Dabei ist in den letzten Jahren bei uns eine deutliche Entwicklung zum „Shareholder value - Kapitalismus“ sichtbar geworden; dies ist eine Strategie, die darauf abzielt, im Interesse der Anteilseigner die Wertsteigerung der Aktien ohne Rücksicht auf sonstige schützenswerte Interessen zu maximieren. Damit kommen die Angehörigen eines Betriebs ganz schlecht weg. Wanderarbeiter kennt man schon lange. Seit einigen Jahren haben wir aber auch „Wanderproduzenten“; sie verlegen zum Beispiel Fabriken von Deutschland nach Polen, wenn die Erzeugung dort ohne Qualitätsverluste billiger ist, und das auch, wenn und obwohl sie an dem verlassenen Standort hohe Gewinne erzielt haben. Ob dort zum Beispiel 4.000 Arbeiter ihre Beschäftigung verlieren, ist ihnen gleichgültig. Man darf auch ohne Zögern davon ausgehen, dass sie unter ähnlichen Bedingungen den Betrieb in wenigen Jahren von Polen nach der Ukraine oder nach Indien verlegen.

Es gibt noch weitere Phänomene, die sich in den kommenden Jahren auf die Arbeitsproduktivität negativ auswirken. Dazu zählt die von den Gewerkschaften verfochtene Tendenz zur Verkürzung der Arbeitszeit. Durch immer steigende Qualifikationsanforderungen macht sich ferner abträglich fühlbar, dass kompliziertere Technik auch längere Ausbildungszeiten fordert, so dass junge Leute mehr Zeit brauchen, um im Beruf anzufangen.

Die Arbeitsproduktivität wächst zur Zeit tatsächlich noch fortdauernd, aber mit einer Tendenz zur Verlangsamung. Die betreffenden Vorgänge sind zwar durch Wirtschaft und Politik beeinflussbar, aber doch in einigermaßen engen Grenzen.

Arbeitslosigkeit verringert zumindest das BIP; insoweit wäre es aber abenteuerlich, für 40 Jahre auch nur annähernd vertrauenswürdige Schätzungen anzustellen.

Immerhin lassen sich aus den obigen Erwägungen zur Stunde folgende *Schlussfolgerungen* ziehen:

Das Umlageverfahren funktioniert nur dann ohne Klagen, wenn die Bevölkerung und die Zahl der Beschäftigten wächst oder wenn bei einiger Stabilität des „Volksumfangs“ die Produktivität markant ansteigt. Zur Zeit ist sicher, dass die Einwohnerzahl, aber besonders die Anzahl der Beschäftigten in Deutschland stetig schrumpft. Die Arbeitsproduktivität reicht mit ihrer aktuellen Entwicklung bei weitem nicht aus, um den Negativeffekt des Bevölkerungsrückgangs aufzufangen. Es ist auch nicht möglich, die Beiträge zur Versicherung beliebig oder massiv zu erhöhen. Dies hätte einerseits für die Berufstätigen eine nicht mehr erträgliche und politisch auch nicht durchsetzbare Schmälerung des Einkommens zur Folge, andererseits würde die stärkere Belastung für die Arbeitgeber Deutschland als Wirtschaftsstandort weniger anziehend machen. Ohne Änderungen oder Ergänzungen des praktizierten Systems müssten sich demzufolge die Deutschen in den nächsten Jahrzehnten auf schmerzliche und länger dauernde Einbußen in ihrer Altersversorgung einstellen.

5. Der deutsche Traum

Aber was wünschen sich die Deutschen?

Im vorigen Jahr ergab eine demoskopische Umfrage, dass die Deutschen im Schnitt am liebsten mit 59 Jahren aufhören würden zu arbeiten, und dies mit Aussicht auf eine hohe Rente. Zugleich gestehen sie mehrheitlich ein, nicht genügend für ihren Lebensabend vorzusorgen. Sie sind eher der Meinung, dass der Staat dies tun müsse. Geschickte Politiker sollten das Ohr am Volk haben. Effektiv sind in Deutschland die Probleme erkannt worden und es folgen auch Reaktionen darauf. Die Kernfrage bei einem Wechsel in der Politik ist jeweils für eine Regierung besonders heikel, wenn die Maßnahmen zugleich quälende Eingriffe in den Geldbeutel der Wähler bringen, und das ist hier der Fall. Dies hat häufig zur Folge, dass die notwendigen Schritte nur halbherzig, zögernd und in unzureichender Weise getan werden. So stellt sich die Frage, was denn die Politiker in den letzten 20 Jahren bei uns an Anstrengungen bezüglich des Sozialsystems unternommen haben, und ob die Resultate ausreichend sind, um die Träume der Wähler zu erfüllen.

6. Bisherige Reformen

Die Reformbemühungen zur Dämpfung der Ausgaben im Sozialbereich haben in den vergangenen 90er-Jahren eingesetzt und dauern bis heute an. Sie haben sich in allen Bereichen der gesetzlichen Sozialversicherung ausgewirkt, also nicht nur für die Rentenversicherung, sondern auch zum Beispiel für die Arbeitslosen- und die Krankenversicherung. Bei ihren Überlegungen geriet die Regierung nicht nur unter Druck auf Grund der demografischen Entwicklung, sondern auch durch rein ökonomische Motive: Es stellte sich heraus, dass Deutschland mit den so genannten Lohnnebenkosten im Vergleich zu anderen Ländern eine Spitzenposition einnahm, welche die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Betriebe absenkte. Zu diesen Lohnnebenkosten zählen auch die hälftigen Beiträge der Arbeitgeber zur Rentenversicherung (derzeit 9,95% des Arbeitseinkommens), zur Arbeitslosenversicherung (2,1%) und der Krankenversicherung (im Mittel etwa 6,5%).

Nennen wir zunächst einige wichtige Schritte in drei verschiedenen Versicherungsarten, die auf Einsparungen abzielten: Hatte man ab 1957 als Orientierungsmarke für die Renten das Bruttoeinkommen der Arbeitnehmer festgesetzt, so ging man 1992 zum Nettoprinzip über, wobei sich die Versicherungspflicht immer noch auf das Bruttoeinkommen bezieht,

die Anpassung der Renten sich jedoch an Nettolöhnen orientiert (einem Politiker fällt es wohl leichter, den Rentnern 70% des Nettolohns in Aussicht zu stellen als 40% des Bruttolohns, auch wenn das Ergebnis am Ende gleich ist). Nebenbei bemerkt: Um den Höchstsatz zu erreichen, muss man 45 Jahre Beiträge gezahlt haben; diese Voraussetzung erfüllt gegenwärtig nicht einmal die Hälfte der Männer.

Merkliche weitere Maßnahmen neben kleineren Eingriffen waren

- die Einführung des „Nachhaltigkeitsfaktors“ (Rentenniveau wird der demografischen Entwicklung angepasst; beim Steigen der Rentnerzahl im Verhältnis zu den Beitragszahlern sinkt die Rente entsprechend),
- so genannte Nullrunden; die Renten wurden, anders als Löhne und Gehälter, nicht erhöht (so während der Jahre 2004 – 2006, 2007 nur um 0,54%); für 2008 ist 1% geplant, was den Kaufkraftverlust durch Inflation nicht ausgleicht,
- die Heraufsetzung des Renteneintritts auf 67 Jahre - für Frauen auf 65 - (gestaffelt einsetzend 2012 bis 2029),
- die Verkürzung der Bezugszeit für Arbeitslosengeld,
- die Verschärfung der Zumutbarkeitsbedingungen bei Stellenangeboten für Arbeitslose (bei Ablehnung einer Arbeit: Kürzung des Arbeitslosengeldes),
- die Lockerung des Kündigungsschutzes,
- bei der Krankenversicherung unter anderem die Einführung einer 10 Euro-Gebühr bei Arztbesuchen, die Einschränkung von Leistungen für Zahnersatz, Brillen, Hörgeräten und ähnliches mehr.

Dies waren für die Versicherten nur finanziell abträgliche Maßnahmen. Man musste sich aber auch etwas Positives einfallen lassen. Wenn die gesetzliche Versicherung nicht mehr ausreicht, bestünde eine Möglichkeit der Aufbesserung des Lebensstandards im Alter darin, dass der Betroffene private Vorsorge betreibt. Wie schon berichtet, ist der Selbstantrieb dafür aber nicht ausreichend. Also muss ein Lockmittel her. Die Regierenden propagierten die Eigenverantwortung und schlugen als Anreiz den Bürgern nacheinander drei verschiedene Instrumente vor, die in der Umgangssprache nach bestimmten Personen benannt wurden: Zunächst die „Riesterrente“ (benannt nach einem Sozialminister), dann die „Rüruprente“ (Prof. Bernd Rürup ist Hochschullehrer und Politikberater) und schließlich die „Eichelrente“ (nach dem Finanzminister Hans Eichel).

Die Riesterrente (seit 2002) ist vordergründig konzipiert für den gewichtigen Block derer, die an die gesetzliche Rentenversicherung Pflichtbeiträge zahlen. Sie bietet auch die größten Vorteile: Wer sie als Vorsorgeinstrument wählen kann, erhält zum Ansparen staatliche Zuschüsse, und man gewährt ihm Steuervorteile. Der Versicherte soll damit später die zu erwartende Rentenabsenkung auffangen. Für 2008 können zum Beispiel Verheiratete eine Grundzulage von jährlich 308 Euro erhalten und der allein im Beruf stehende Ehemann kann von seinem steuerpflichtigen Einkommen maximal 4% - bis zu 2.100 Euro - für die zusätzliche Altersversorgung steuerfrei anlegen (durch Abzug vom Lohn als Sonderausgabe). Obwohl der Staat bei uns schon seit Jahren den Bürgern Zusatzversicherungen dringend ans Herz legt, haben bis heute von etwa 40 Millionen Pflichtversicherten erst an die 12 Millionen entsprechende Verträge abgeschlossen.

Die Rüruprente ist als eine Art private Basisrente zugänglich für Selbständige, die nicht rentenversicherungspflichtig sind. Sie ist nicht zulagengefördert, sondern wegen steuerlicher Förderung interessant: Seit 2005 können bis zu 12.000 Euro pro Jahr abgesetzt werden, seither jedes Jahr 2% mehr, bis 2025 – mit 20.000 Euro pro Jahr – der Höchstsatz erreicht ist. Ab dem Beginn der späteren Auszahlung gibt es wiederum Steuererleichterungen.

Mit der Eichelrente betreten wir das Revier der betrieblichen Altersvorsorge. Hier wird ein Teil des Arbeitslohns durch so genannte Entgeltumwandlung vom Arbeitgeber in eine betriebliche Pensionskasse oder ähnliche Einrichtung eingezahlt. Der steuerlich geförderte Betrag ist 2008 maximal 5.300 Euro pro Jahr (= 4% der Beitragsbemessungsgrenze, die bei 63.600 Euro liegt).

Alle drei beschriebenen Förderinstrumente arbeiten mit dem Kapitaldeckungsverfahren. Hier stellt sich zunächst einmal die Frage, was denn aus dem Kapital wird, und was der Sparer am Ende erwarten kann. Bei solchen Rechnungen kann man leider nur ein „Modell“ auswählen und die Zukunft mit Bedacht einschätzen, weil man sie nicht genau vorauszusagen vermag; das Ergebnis wird dann nur annähernd der Prognose entsprechen.

Den Interessenten wird eine Anzahl von Vertragstypen zur Auswahl angeboten, die für viele verwirrend ist. Da gibt es den Ratensparvertrag, den Fondsvertrag, wobei zwischen Aktien-, Immobilien-, Rentenfonds und allen Mischformen gewählt werden kann; selbst für Wohnungseigentum kann man sparen. Nun sind die Deutschen überwiegend nicht gewillt, große Risiken einzugehen; das führt dazu, dass die meisten niedrig rentierliche, vermeintlich sichere, festverzinsliche Anlagen bevorzugen; Aktien meidet man eher.

Nehmen wir als Anschauungsmaterial für eine „Riesterrente“ einen Ratensparvertrag, bei dem Überschüsse aus Zinsen und Gewinnen in Wertpapieren angelegt werden. Unser Mustermann ist 1961 geboren, ledig, will mit 67, das heißt 2028, in Rente gehen und verdient derzeit 3.000 Euro brutto im Monat (mittleres Jahreseinkommen in Deutschland im Jahr 2007 brutto etwa 27.000 Euro, netto 16.000); es bleiben ihm dann - nach Abzug von Versicherungsbeiträgen und Lohnsteuer - circa 55% = 1.650 Euro (er hat als Unverheirateter höhere Abzüge als der Durchschnitt). Nach dem Vertrag muss er unter Berücksichtigung der Steuerermäßigung effektiv pro Monat 115 Euro, das sind rund 7% vom Nettolohn, einzahlen. Für 2028 garantiert man ihm eine monatliche Mindestrente von 230 Euro, das ist nominell doppelt so viel, wie er bis dorthin jeden Monat eingezahlt hat (hört sich gut an). Man stellt zwar darüber hinaus Überschüsse in Aussicht, gibt aber keine Gewähr dafür. Dem Versicherten wird nicht erläutert, dass nach Boomphasen der Wertpapiere - wir haben gerade eine überschritten - Abschwungphasen einsetzen. In den Angeboten wird auch nicht bewusst gemacht, dass Verwaltungskosten anfallen, die - unter anderem angesichts von Werbekampagnen und Provisionen - höher sind als bei der gesetzlichen Rentenversicherung. Es wird auch nicht vor Augen geführt, was in 20 Jahren vermutlich aus der gesetzlichen Rente geworden, und was die Zusatzrente an Kaufkraft wert ist. Nach Einschätzung von durchaus seriösen Gutachtern werden die Renten aus der gesetzlichen Versicherung auf längere Sicht kaum noch nominell steigen und ebenso wie die Anlagen in der privat abgeschlossenen Versicherung bis 2028 mindestens 35% an Kaufkraft einbüßen, weil wir in jüngerer Zeit einen jährlichen Inflationsverlust von 2,8% hatten, der sich kaum mindern wird; er liegt zur Zeit so gar fühlbar höher. Dazu kommt, dass das Rentenniveau selbst nach Aussagen offizieller Stellen, die eher die Situation schönfärben, allein in den kommenden 10 Jahren um 8% von 50 auf 42% des Nettoeinkommens vor Abzug der Lohnsteuern absacken wird (halten wir dazu fest, dass diese Prozentzahlen ohnehin nur diejenigen erreichen, welche über mehr als vier Jahrzehnte Beiträge gezahlt haben!). Eine weitere Gefahr besteht darin, dass der private Rentenversicherer selbst in Finanznot gerät; den sollte man also schon mit Vorsicht aussuchen. In Großbritannien zum Beispiel sah sich die Regierung im Mai 2008 gezwungen anzukündigen, sie wolle für etwa 130.000 durch private Rentenfondsträger Geschädigte demnächst 3,8 Milliarden Euro zur Verfügung stellen. Die neuerliche, fast globale Finanzkrise verbessert die Situation gewiss nicht.

Ohne nun in weitere Rechendetails zu gehen: Der private Rentenvertrag hat unserem oben beschriebenen Versicherten bis 2028, das heißt zwanzig Jahre lang Einschränkungen bei seinen Ausgaben auferlegt, vermag aber trotzdem die dann insgesamt eingetretenen Versorgungsminderungen nicht auszugleichen; immerhin wird der Verlust an der gesetzlichen Rente gemildert.

Nach aller Voraussicht werden demnach die deutschen Rentner in den kommenden Jahrzehnten – bis 2050 ist das einigermaßen überschaubar – „den Gürtel enger schnallen“ müssen. Nun könnten sie sich, verglichen mit manch anderen, nicht beschweren. Nehmen wir zum Vergleich ein großes Land: In Russland, wo es ebenfalls ein aus staatlichen Mitteln gestütztes Umlageverfahren gibt, können die Rentner derzeit mit etwa 26% Rente, gemessen am Durchschnittslohn, rechnen. Das bedeutet annähernd die Hälfte des deutschen Standards; immerhin werden gegenwärtig die Ausgaben hierfür in Russland erhöht, insbesondere mittels Zuflüssen aus dem Erdgas- und Erdölgeschäft.

7. Was tun?

Da sich niemand einen lieb gewordenen Lebensstandard abgewöhnen will, sind Politik und Wirtschaft in Deutschland aufgerufen, sich für die Zukunft einiges einfallen zu lassen.

Fest steht: Das Umlageverfahren kann man nicht durch das Kapitaldeckungsverfahren ersetzen, sondern nur ergänzen. Man kann die Beiträge zur Versicherung nicht beliebig erhöhen, weder für die Versicherten noch für die Arbeitgeber. Deshalb muss man das Augenmerk auf Faktoren richten, welche das Wirtschafts- und das Sozialniveau in anderer Weise positiv beeinflussen. Kommen wir zu Einzelheiten:

Gegengewichte gegen hohe Arbeitskosten (welche die Konkurrenzfähigkeit der Wirtschaft verringern) sind unter anderem Standortfaktoren, wie

- eine dichte Verkehrsinfrastruktur (Straßen, Flughäfen, Schifffahrtswege),
- ein erstklassiges Informationsnetz (Telefon, leistungsfähige Internetverbindungen, Funkeinrichtungen),
- ein effizientes Zulieferernetzwerk mit schnellen und kurzen Wegen,
- gut ausgerüstete Bildungs-, Weiterbildungs- und Forschungseinrichtungen.

Größe und günstiger Standort bringen ohne Zweifel schon Vorteile für den Betrieb, aber technische und organisatorische Innovationen drängen sich ebenso zwangsweise auf.

Es braucht also Investitionen in „Sachkapital“ *und* „Humankapital“.

Hier tun sich nicht nur für die Regierenden, sondern auch für die Bevölkerung eine Menge Scheidewege auf. Beispiel: Vor einiger Zeit sollte ein westdeutscher Flughafen für Frachtverkehr ausgebaut werden; das Projekt wurde nach massiven Protesten von Umweltschützern aufgegeben. Die Investoren wanderten ins nahe Ausland, wo sie genau soviel CO₂ in die Luft bringen wie bei uns; am zuvor geplanten Standort gingen über 600 Arbeitsplätze verloren.

In Leipzig, wo am Ende eine höchstrichterliche Entscheidung Nachtflüge für Frachtverkehr erlaubt hat, arbeiten dagegen zur Zeit im Flughafenbereich 3.700 Personen, davon allein im Frachtverkehr 1740.

Ähnliche Phänomene beobachtet man bei anderen Projekten: Die Errichtung eines Kohlekraftwerks wurde kürzlich durch eine Abstimmung der Ortsbevölkerung zunichte gemacht. Neue Funkeinrichtungen werden attackiert. Auf Betreiben von lokalen Vereinigungen werden sogar flüssige Verkehrswege, wie man das nennt, „zurückgebaut“ und damit zu ärgerlichen Beförderungshindernissen, welche die Unternehmer abschrecken.

Wer Betriebe im Land halten will, muss jedoch Transporte und Kommunikation erleichtern und nicht lähmen.

Er muss auch das Bildungsniveau anheben, schulische Einrichtungen verbessern und neue schaffen. Dies lässt sich auch so ausdrücken: Wissen schafft Reichtum, nicht schwere Arbeit. Was die Pädagogik anlangt, kommt man nicht damit weiter, das Sitzenbleiben abzuschaffen, keine Zensuren zu geben oder die so genannten Kopfnoten für Fleiß, Mitarbeit und Ordnungsstreben zu beseitigen. Man erzielt auch keinen Fortschritt damit hinzunehmen, dass ein Schüler Waffen in die Schule mitbringt, oder dass der Lehrer nach Beleidigung und Bedrohung durch Schüler von der Schulbehörde im Stich gelassen wird. Deutschland steht in einem harten Ringen um Arbeitsplätze; den aktuellen globalen Wettbewerb vermag niemand aufzuhalten. Um hier die Stellung zu halten, braucht es mehr Anstrengung; eine „Spaßgesellschaft“ ist dazu nicht im Stande. Wir müssen manches aufgeben, was in den zurückliegenden Jahren propagiert worden ist. Kinder und Jugendliche benötigen Orientierung, Maßstäbe und Regeln. Damit wird kein Lehrer verhindert, dem Schüler auch Wohlwollen, Achtung und Anerkennung zu zeigen und ihn zu loben.

Ein ganz schwieriges Problem ist hierbei, dagegen zu steuern, dass Pädagogen ständig zurecht rücken müssen, was die Erziehungsberechtigten zu Hause verabsäumen.

Auch „eine Etage höher“, in Wissenschaft und Forschung, zahlen sich Investitionen aus. Wir verdanken in Deutschland einen erheblichen Anteil unserer Arbeitsplätze hervorragenden Leistungen in den erwähnten Bereichen. Solange jemand etwas besser kann als die anderen, braucht er keine Konkurrenz zu fürchten. Gibt es das in der Praxis? Auch dafür Beispiele: In Nord-Spanien haben zwei deutsche Firmen als Weltmarktführer auf diesem Gebiet binnen drei Jahren mit 4 Maschinen Tunnelröhren von 58 Kilometern Länge und 9,5 Meter Durchmesser durch Granit (!) gebohrt. Eine der beiden Firmen setzte in Madrid für eine rapide Tunnelbohrung eine Maschine mit 15,20 Metern Schneidedurchmesser, 4.364 Tonnen Gewicht und 220 Metern Länge ein. Diese Leistungen konnte kein anderes Land anbieten. Auch in der Abfallwirtschaft, der Nano- und der Biotechnologie liegt Deutschland im internationalen Vergleich vorn.

Die Deutschen sind auch immer noch - mit 969,1 Milliarden Euro Ausfuhren im Jahr 2007 - Exportweltmeister; sie werden voraussichtlich 2008 eine Billion überschreiten.

Sollten wir in den folgenden Jahren auf Arbeitskräftemangel stoßen, muss die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf für Frauen mit Kindern erleichtert werden, zum Beispiel durch Ganztagesstätten und eine förderliche Wohnungspolitik (ob das den Kindern besser bekommt, ist eine andere Frage). Da die „Alten“ immer länger leistungsfähig bleiben, müssten auch sie in stärkerem Maße wieder auf dem Arbeitsmarkt eingesetzt werden; Tendenzen hierfür sind schon zur Zeit bemerkbar.

Schließen wir den Bericht mit folgenden Maximen ab:

Sozial ist, was Arbeit schafft. Günstige Entwicklungen am Arbeitsmarkt sind auch der Schlüssel für eine erfolgreiche Versorgung im Alter. Wir können nur mit einer „Erwirtschaftungs-Demokratie“ voran kommen und nicht mit einer „Umverteilungs-Demokratie“, die derzeit von gewisser Seite propagiert wird.

Sollten wir angesichts der Wolken am sozialen Himmel in düsteres Nachsinnen verfallen? Nein! Packen wir es an! Wie beginnt der Text der polnischen Nationalhymne? „Jeszcze Polska nie zginęła“ (Noch ist Polen nicht verloren). Halten wir es ebenso: „Jeszcze Niemcy nie ...“ - pardon - „Noch ist Deutschland nicht verloren“!

Juli 2008

Gravelotte – ein Moment deutsch/französischer Geschichte

Von Alfred Schwarz

Wer einen Ausflug nach Gravelotte westlich von Metz unternimmt und zu seiner Unterrichtung vorher ein französisches Nachschlagewerk befragt, kann u. a . folgendes erfahren: Die Gemeinde hat 654 Einwohner, der Bürgermeister heißt Léon Muller, die Kommune liegt zwischen 221 und 325 m Höhe, es gibt ein Militärmuseum und 1870 fand hier ein carnage statt, vom Wortsinn her ein Zerfleischen, was dem deutschen Ausdruck „Blutbad“ oder „Gemetzel“ entspricht. Warum sollte man hierher fahren?

Nun, einmal lohnt es sich, insbesondere für gestresste Menschen, in der lothringischen Hügellandschaft frische Luft und Ruhe zu genießen und den Alltag hinter sich zu lassen, zum anderen kann man hier einmal innehalten und sich bewusst machen, in welchem Maße sich Franzosen und Deutsche in der Vergangenheit gegenseitig Schaden und Leid zugefügt haben.

Bei starkem Regen oder Hagel hört man in Frankreich die Redensart: “ça tombe comme à Gravelotte“ (Hier haut es runter wie in Gravelotte). Dies spielt an auf den 18. August 1870. An diesem Tag kam es hier zu einer erbitterten Schlacht zwischen einem Aufgebot von 188.000 Deutschen und 113.000 Franzosen, wobei 5.300 Deutsche das Leben verloren und 14.500 verwundet wurden. Bei den Franzosen beklagte man 1.200 Tote, 4.420 Vermisste (was weiteren Gefallenen gleich kam) und 6.700 Verwundete, alles in allem eine große menschliche Katastrophe.

Nun können wir uns fragen, was denn der Ursprung dieses Massakers gewesen ist. Dazu bedarf es eines historischen Rückblicks. Im geografischen Europa – ein politisches existierte damals noch nicht – gab es zu Anfang des 19. Jahrhunderts folgende Staaten von erheblichem Einfluss und Gewicht:

das Vereinigte Königreich Großbritannien und Irland,
Russland,
Frankreich,
Österreich und
Preußen.

Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation war unter dem Druck Napoleons I. am 6. Aug. 1806 aufgelöst worden. Der Österreicher Franz II. hatte zugleich die Kaiserkrone abgelegt. Damit waren aber die Deutschen nicht vereinigt worden. Die süddeutschen Staaten neigten mehr Österreich zu.

Im Norden übernahm Preußen mit Schwergewicht die Führung im Norddeutschen Bund 1866 (Staaten nördlich der Mainlinie). Damit war Preußen nach Ansicht der Franzosen eine gefährliche Hegemonialmacht geworden, der man mit Misstrauen begegnen musste. So stellt sich die Frage, ob denn die Preußen Ursachen für diesen Eindruck gesetzt hatten. Dazu einige Daten:

Das aus der Markgrafschaft Brandenburg hervorgegangene Preußen (seit 1702 Königreich) hatte bis 1870 hinzu erworben, z. T. durch Kauf, überwiegend durch Krieg und Annexion:
1720 Teile von Vorpommern,
1763 Schlesien,
1772 Polnisch Preußen, den Netze-Distrikt und Ermland
1793 und 1795 weitere Teile Polens,
1815 ganz Vorpommern, das nördliche Sachsen, Westfalen, die Rheinprovinz und Teile des Saarlands,

1866 das Königreich Hannover, das Kurfürstentum Hessen-Kassel, das Herzogtum Nassau, ganz Schleswig-Holstein und die Freie Stadt Frankfurt.

Macht man sich dies bewusst, kann man den Argwohn der Franzosen nicht mehr als völlig unberechtigt abtun; immerhin hatten die Preußen aber bis dahin kein französisches Territorium beansprucht.

Was indessen sollten umgekehrt die Deutschen von ihren misstrauischen Nachbarn halten? Die Franzosen sehen sich selbst gern als Kulturnation (was sie tatsächlich sind), welche friedlich die eigene verfeinerte Lebensart wohltuend auch ins Ausland verströmt.

Aber was hatten die Deutschen aus der Sicht des Jahres 1870 mit den Franzosen *tatsächlich* erlebt? Nun, Ludwig XIV. hatte 32 von seinen 54 Regentschaftsjahren mit Kriegen verbracht, wobei die so genannten Reunionskriege die Deutschen besonders berührten. Die Franzosen hatten zum Beispiel unter Marschall Turenne 1674 die ganze Pfalz verwüstet, das Heidelberger Schloss 1688 und 1693 zerstört. In badischen Städten hausten sie in gleicher Weise; 1689 suchten sie Mannheim in verheerender Weise heim.

In der französischen Revolution wurden unter anderem im Saarland niedergebrannt oder sonst wie verwüstet die Schlösser von Neunkirchen, Blieskastel, Niederwürzbach, Saarbrücken. Die „Revolutionäre“ plünderten das Land aus und transportierten unschätzbare Mengen von Wertgegenständen nach Frankreich. So kam in der Bevölkerung - und das waren keine Adeligen - der Spruch auf: „Sie haben uns nichts gelassen als die Augen zum Weinen“. Über Napoleon I. und die verhängnisvollen Auswirkungen seiner Feldzüge auf deutsche Lande weiß jeder Bescheid.

Das Fazit: Die Franzosen waren keineswegs Unschuldengel. Man muss sich nur ergänzend fragen, wie sich die Situation konkret 1870 abzeichnete.

Da es für Zivilisten langweilig wäre, Einzelheiten über militärische Bewegungen im deutsch-französischen Krieg 1870/71 darzulegen, sollen hier die Hauptakteure vorgestellt werden, welche für die Ereignisse von Gravelotte, ohne dass es hier um Schuld geht, wesentliche Ursachen gesetzt haben.

Da ist zunächst in einer Nebenrolle Isabella II. von Spanien (1830 – 1904). Ihre Wesensbeschreibung und ihr Lebensverlauf sind äußerst verblüffend. Sie wird geschildert als infantil, unberechenbar, bigott, aber sehr sinnlich. Sie wird 1846 mit einem als Homosexuellen bekannten Herzog verheiratet, weshalb die Strippenzieher hinter der politischen Bühne von vornherein keine Kinder aus der Ehe erwarten. Isabella schafft sich indes ständig neue Liebhaber an und bringt 12 (!) Kinder zur Welt. Ihr Sohn Alfonso XII., der später spanischer König wird, soll Kind eines Hauptmanns ihrer Garde gewesen sein. Ihre Herrschaftszeit ist gekennzeichnet von ständigen Hofintrigen unter Einfluss von Kirche und Militär, Unruhen, von Wechseln im Kabinett. Die Monarchin ist äußerst unbeliebt. 1868 kostet sie ein Aufstand den Thron; sie muss nach Frankreich ins Exil. Nun wird aber nicht die Republik ausgerufen, sondern die Spanier suchen nach einem neuen König. Sie bieten den Thron dem deutschen Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen (1835 – 1905) an. Dies verursacht heftige politische Spannungen zwischen Frankreich und Preußen, die am Ende zum Krieg führen. So hat Isabella - ungewollt - durch ihre Art von Lebensführung eine Ursache für die Schlacht von Gravelotte gesetzt.

Ein Hauptakteur in diesem Krieg ist auf französischer Seite Napoleon III. (1808 – 1873), ein Neffe des Ersten. Auch sein Lebenslauf weist eine Menge ungewöhnlicher Züge und Ereignisse auf: Er ist in Paris geboren, muss aber nach seines Onkels Niederlage und Entmachtung wie die anderen Mitglieder seiner Familie ins Exil. Seine Mutter, Hortense de Beauharnais, begibt sich mit ihm 1815 zunächst nach Genf, sodann nach Augsburg, wo er das Gymnasium besucht. Schließlich kauft Hortense das kleine Schloss Arenenberg

(Kanton Thurgau) über dem Ende des Bodensees, wo sie bis zu ihrem Tod 1837 bleibt. Napoleon erhält Lehrer aus Konstanz. So kam es, dass Napoleon III. den größten Teil seiner Jugend in deutschsprachigen Gebieten verbrachte. Er sprach Französisch mit einem leicht deutschen Akzent, den er nie wieder ganz verloren hat. Der junge Napoleon verliert sich in politischen Abenteuern, versucht Putsche, wird zu lebenslanger Haft verurteilt, flieht schließlich 1846 in den Kleidern eines Anstreichers aus der Festung Ham nach England. Besagter Handwerker heißt Badinguet; seither nennen Napoleons Gegner ihn „Badinguet“ und später seine Frau „La Badinguette“. 1848 - Louis Philippe hat im Verlauf der Revolution das Land verlassen müssen - kehrt Napoleon III. nach Frankreich zurück, wird zum Präsidenten gewählt; dann stürzt er die Republik durch einen Staatsstreich, nach einem Plebiszit 1852 wird er Kaiser. Von da an lässt er sich auf mehrere Kriege ein (auf der Krim, in Sardinien und in Mexico).

Hier ist ein kleiner Exkurs in die Innenpolitik angebracht: Napoleon III. hat Frankreich zum Industriestaat und Paris zur modernen Metropole gemacht. Sein Vasall Georges Haussmann, Präfekt von Paris von 1853 bis 1870, hat in Frankreichs Hauptstadt innerhalb von 17 Jahren 15.000 alte Häuser im Zentrum abreißen und 24.000 neue am Stadtrand errichten lassen. Er ist ein Fanatiker gerade verlaufender Straßen. Der prachtvolle Mittelpunkt von Paris wird die Place de l'Étoile.

Bevor man nun Napoleons Geschicke weiter verfolgt, ist ein Blick auf seine ehrgeizige spanische Frau (1826 – 1920) zweckdienlich, und zwar deshalb, weil sie sein Handeln nachhaltig in unglücklicher Weise beeinflusst hat, auch in Bezug auf die Kriegserklärung an Preußen 1870.

Sie hieß mit vollem Namen Eugenia Maria Ignacia Augustina Palafox de Guzman y Kirkpatrick of Closeburn (sie hatte einen schottischen Großvater), Condessa de Teba y Montijo. Die Hochzeit mit Napoleon 1853 fand kein gutes öffentliches Echo, unter anderem deshalb, weil der Kaiser auch eine Menge Gegner hatte, etwa die traditionellen Eliten, und alle, die ihn wegen seiner Unterdrückung von Freiheiten, insonderheit der Pressefreiheit, hassten.

Victor Hugo, sein Erzfeind, der 20 Jahre im Exil verbrachte, erlaubte sich dazu ein Wortspiel: „L'Aigle épouse une cocotte“. In der Kindersprache bedeutet cocotte „Hühnchen“. Also: „Der Adler heiratet ein Hühnchen“. In Wirklichkeit ist mit Hühnchen eine Halbweltdame gemeint (so wie wir im Deutschen mit „Schnepfe“ auch nicht immer den Vogel meinen.) Der Kaiser selbst - 45-jährig - wurde damals öffentlich als „größter Beischläfer Frankreichs“ bezeichnet. Von der Braut, damals 27 Jahre alt, mit Sicherheit eine attraktive Dame, wusste man, dass sie schon „gelebt“ hatte, und so ging der Vierzeiler in Paris um:

« Montijo, plus belle que sage
De l'empereur comble les vœux :
Ce soir s'il trouve un pucelage,
C'est que la belle en avait deux ».

Auf Deutsch etwa :
„Montijo, eher schön als wohlerzogen,
ist des Kaisers Wunschbild voll gewogen.
Wenn er zur Nacht eine Jungfernschaft fand,
ganz einfach, sie hatte zweie zur Hand“.

Kehren wir zum Kaiser zurück:

Er zeigte etwa ab 1860 deutliche Merkmale der Ermüdung, Wankelmütigkeit und Ungeschicklichkeit, möglicher Weise zum Teil durch ein Nieren- und Blasenleiden mitbestimmt, das am Ende auch zum Tod führte. Er erhofft sich aus dem deutsch-österreichischen Krieg 1866 Vorteile durch eigene Nicht-Intervention, und als die Preußen in der entscheidenden Schlacht von Königgrätz den Sieg erringen, kommt in Frankreich der Spruch auf „Revanche pour Sadova“! (Das Dorf Sadowa war Teil des Schlachtfelds, und die Franzosen wählten diese Bezeichnung, weil sie weder „Königgrätz“ noch die tschechische Bezeichnung „Hradec Králové“ gut aussprechen konnten.)

Napoleon braucht einen Zuwachs an Macht, an Bestätigung, weil ihm der Wind im Inland entgegen weht. Erfolge im Äußern sollen die Gegner im Innern verstummen lassen. Er hatte die Pfalz und Teile von Hessen als eine Art Belohnung für Neutralität während der preußisch-österreichischen Auseinandersetzung beansprucht, er will 1867 Luxemburg kaufen, bekommt es aber nicht. Seine Politik ist nicht zuverlässig, besteht aus einer Menge eitler und kleinlicher Tricks.

Dabei stößt er auf einen ernst zu nehmenden Gegner, nämlich Otto von Bismarck (1815-1898), eine Hauptfigur in unserer Geschichte. Auch von ihm ist Ungewöhnliches zu berichten: Er stammt von des Vaters Seite aus einer alten Adelsfamilie in der preußischen Altmark. Nach dem Abitur studiert er Rechtswissenschaften in Göttingen, dann in Berlin. Während der ersten drei Semester, wobei ihn die Jura-Vorlesungen wenig interessierten, schlägt er 27 Mensuren – heute verlangen pflichtschlagende Studentenverbindungen meist nicht mehr als sechs im gesamten Studium. Er legt das erste Staatsexamen ab und beginnt die Referendarausbildung. Während des Vorbereitungsdienstes stürzt er sich in Liebesaffären, macht Schulden, überzieht unerlaubt Wochen lang Urlaub und quittiert endlich den Dienst. Er hat später noch einmal kurze Zeit eine landwirtschaftliche Akademie (Eldena) besucht. Halten wir hier einmal fest: Bismarck hat keine Berufsausbildung formell abgeschlossen. Und fügen wir gleich hinzu: Er hatte am Ende seiner Laufbahn riesiges politisches Gewicht und war im Ansehen dem Kaiser weit überlegen. Als kuriozes Beispiel mag hierfür dienen, dass die Stadt Hamburg ihm in St. Pauli ein Denkmal von 34,3 m Höhe und 625 t Gewicht errichtete.

Bismarck betätigt sich ab 1839 als sanierender Landwirt – die Familie war verschuldet – auf deren Gütern, was ihm gut gelingt. Auch während dieser Zeit bleibt er unruhig, verbringt viel Zeit auf Jagden, besucht gesellschaftliche Veranstaltungen, auch wenn sie weit entlegen stattfinden. So scheut er auch zum Beispiel nicht, nachts vier bis fünf Stunden nach Hause zu reiten. Er zerwirkt Wild wie ein Metzger und trinkt seine eigenen Gäste unter den Tisch. Man nennt ihn den „tollen Bismarck“, auch den „Kaschuben“. Die Eheschließung mit Johanna von Puttkamer 1847 in Alt-Kolziglow bringt Ruhe in sein privates Leben. Ein einziges Mal noch - siebenundvierzigjährig - verfällt er einer „amour fou“. Er trifft während seiner Zeit als Gesandter in Paris bei einem Urlaub in Biarritz auf die zweiundzwanzig Jahre alte Gemahlin des russischen Botschafters in Brüssel, Fürst Nikolai Orlow, eine geborene Prinzessin Trubetzkoy. Der Botschafter war im Krimkrieg schwer versehrt worden. Die Idylle wird durch Bismarcks Rückruf nach Berlin am 18. September 1862 beendet.

Bismarck war ab 1845 Politiker geworden (Abgeordneter in verschiedenen Parlamenten), 1851 Gesandter beim Bundestag (Gesandtenkongress) in Frankfurt, 1859 Gesandter in St. Petersburg, 1862 in Paris, – noch im selben Jahr preußischer Ministerpräsident, 1871 Reichskanzler. Als Ministerpräsident wird er zugleich Außenminister; er ist nicht franzosenfeindlich eingestellt.

Napoleon aber strebt die Ausdehnung an. Er gibt keine Ruhe. Eugenie stachelt ihn an. Überdies hat er seit Mai 1870 einen unerfahrenen Außenminister, den Herzog von Gramont, der unkluge Brandreden gegen Preußen hält. Im Februar 1870 wird Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen die spanische Krone angeboten; dieser erklärt am 18. Juni 1870 seine Bereitschaft zur Annahme. Die Franzosen befürchten eine außenpolitische Umklammerung. Unter Druck von verschiedenen Seiten erklärt schließlich der Vater Leopolds (Anton) den Verzicht auf die spanische Königswürde. Nun hätte eigentlich Ruhe eintreten können. Aber der französische Botschafter Benedetti erhält den Auftrag, vom preußischen König Wilhelm I. zu verlangen, dieser möge Garantien dafür übernehmen, dass eine Hohenzollern-Kandidatur auch für die Zukunft unterbleibe. Die Unterhaltung mit dem in Bad Ems weilenden Monarchen findet am 13. Juli 1870 in unwürdiger Weise statt: Benedetti passt den König auf der Promenade ab (er „haut ihn also an“.) Wilhelm behält sich eine Entscheidung vor. Benedetti ersucht erneut um eine Unterredung. Da sich an der Sachlage nichts geändert hat, lässt ihm Wilhelm durch seinen Adjutanten mitteilen, dass er ihm nichts weiter zu sagen habe. Der Bericht darüber, die „Emser Depesche“ an seinen Außenminister Bismarck wird von dem Empfänger noch am selben Tag in eine Pressemeldung umgesetzt, die nichts verfälscht, aber in ihrer kürzeren Form etwas härter klingt. In Paris kommt es zu Demonstrationen, die Presse ruft zum Krieg auf. Am 19. Juli überreicht der französische Außenminister dem preußischen Botschafter eine Note mit der Kriegserklärung. Dabei ist Napoleon mehreren schweren Irrtümern unterlegen. Er glaubt, Preußen werde in diesem Krieg allein da stehen, oder es werde den Franzosen so gar Hilfe von anderen (Dänemark, Österreich, Italien oder von süddeutschen Staaten) zuteil. Tatsächlich halten sich die Genannten neutral oder schließen sich – wie Bayern, Baden und Württemberg – den Preußen – mit ihren Partnern des Norddeutschen Bundes, mit Preußen 22 Staaten – an. (Hier sei einmal am Rande vermerkt, dass Bismarck in dieser Zeit manch widerwilligen Bundesgenossen mit Hilfe von Mitteln aus dem beschlagnahmten Welfenfonds des Hannoveraner Königshauses – 48 Millionen Reichsmark – zu besseren Einsichten verholfen hat; dies war die Geburtsstunde des „Reptilienfonds“.) Napoleon vertraut zum anderen auf die Überlegenheit des Chassepot-Gewehrs und der Mitrailleuse, einem Vorgänger des Maschinengewehrs. Es ist ihm indessen nicht bewusst, dass die deutsche Artillerie, deren Kanonen von Krupp mit gezogenen Läufen ausgerüstet sind und viel weiter und genauer schießen, der französischen überlegen ist. Er erkennt ferner, dass seine Armee, wie wir heute sagen würden, den Deutschen logistisch stark unterlegen ist. In Frankreich ist zum Beispiel das Eisenbahnnetz nur auf Paris ausgerichtet; Querverbindungen gibt es nicht. Die Truppenkommandos sind verzettelt. Das hat Folgen, die auch für Nicht-Militärs überraschend sind. Die Franzosen marschieren, außer am 2. August 1870 in Saarbrücken, nirgendwo in deutsches Territorium ein. Also bewegen sich die Deutschen nach sehr schnellem Aufmarsch auf französisches Gebiet. Die französischen Truppen konnten überwiegend durch Umgehungsmanöver abgeschnitten oder umzingelt und dann zum Rückzug oder zu Teilkapitulationen veranlasst werden. Es kommt zu den Schlachten von Weißenburg (4. August), Wörth (6. August), Mars-la-Tour (16. August) und schließlich von Gravelotte am 18. August, wo man zum letzten Mal Kavallerie einsetzte. Napoleon hatte sich übrigens zunächst nach Metz begeben, war aber am 13. August geflohen und hatte die Armee Mac-Mahon erreicht, welche sich mit den Truppen von Bazaine vereinigen wollte. Gravelotte kommt als Wendepunkt in diesem Krieg deshalb besondere strategische Bedeutung zu, weil sich der örtliche Befehlshaber Marschall Bazaine in die Festung Metz zurückdrängen, aber damit einschließen lässt. Dies erlaubt den deutschen Truppen in der Folge, Verstärkungen gegen die Armee des

Marschalls Mac-Mahon einzusetzen, der in die Festung Sedan gedrängt wird. Mac-Mahon wird verwundet, die französische Führung ist verwirrt. Am 1. September lässt Napoleon die weiße Fahne hissen, am 2. September wird er Kriegsgefangener. Die Preußen bringen ihn bis 19. März 1871 in Schloss Wilhelmshöhe (Kassel) unter. Am 4. September 1870 wird in Paris die Republik ausgerufen. Am 18. Januar 1871 lässt sich König Wilhelm I. in Versailles zum Kaiser proklamieren, aber erst am 15. Februar 1871 kommt es zu einem allgemeinen Waffenstillstand mit Frankreich. Napoleon exiliert nach England (Chislehurst). Er leidet schon seit langem an Blasensteinen. Er stirbt am 9. Januar 1873 nach einer missglückten Operation: Man hatte noch wenig Erfahrung mit Chloroform; der Kaiser kommt nicht aus der Anästhesie zurück. Eugénie hingegen wird 94 Jahre alt. Mit 91 Jahren wird sie noch einmal politisch aktiv. Sie treibt 1917 Clémenceau an, im künftigen Friedensvertrag auf jeden Fall die Reichsländer Elsass-Lothringen zurück zu fordern; dabei verweist sie auf einen Brief von Wilhelm I, in welchem dieser ihr 1870 geschrieben hatte, Deutschland brauche die genannten Territorien nur, um die Angriffsbasis der Franzosen gegen Deutschland zurück zu verschieben.

Bismarck indes wird im Zusammenhang mit dem deutsch-französischen Krieg der Reichsgründer und auch der Reichskanzler, eine politische Zentralfigur in Deutschland.

Es wäre ungerecht, dabei den Monarchen auf deutscher Seite zu vergessen, nämlich Wilhelm I. (1797 – 1888). Er war kein überragender Geist, aber aufrecht und ehrlich. Bismarck blieb bis zu Wilhelms Tod (1888) ohne Unterbrechung Reichskanzler. Die beiden Männer waren sehr häufig in ihren Meinungen nicht konform, Wilhelm hat sich aber jeweils am Ende den Vorschlägen seines Kanzlers angepasst oder gebeugt, gelegentlich, so ist es überliefert, nachdem Bismarck in Tränen oder sogar Weinkrämpfe ausgebrochen war. Dies alles geriet der Außenpolitik des Reichs zum Vorteil. Vor allem hat Bismarck während seiner Amtszeit immer darauf geachtet, Russland nicht zum Gegner zu bekommen. Wie bekannt, drängte der geltungssüchtige Enkel Wilhelm II. den Kanzler 1890 aus dem Amt. Die nachfolgende Zeit war für die deutsche Außenpolitik nicht rühmlich. Unheilvoll wirkte sich vor allem aus, dass die von Bismarck geförderten guten Beziehungen zu Russland nicht weiter gepflegt wurden.

Man hat in der Geschichtsschreibung gelegentlich Bismarck vorgeworfen, er habe sich 1870 als Kriegstreiber schuldig gemacht. Richtig ist, dass sich Bismarck bei den Militärs Roon und Moltke über den guten Zustand der preußischen Truppen versichert hat, bevor er die Information betreffend die Emser Depesche weiter gegeben hat, und wahrscheinlich ist, dass er eine Auseinandersetzung mit Frankreich für unvermeidbar hielt. Bismarck hat aber nie versucht, seine Gegner zu vernichten und zu demütigen. Folgender Satz Bismarcks gegenüber Robert von Keudell (1824 – 1903) ist überliefert: „Man darf nicht Krieg führen, wenn es mit Ehren zu vermeiden ist. Die Chance günstigen Erfolges ist keine gerechte Ursache, einen großen Krieg anzufangen“. Und in Bezug auf Frankreich 1866 im preußischen Landtag: „Wir haben bei einem Krieg mit Frankreich, selbst bei einem glücklichen, nichts zu gewinnen“.

Der Krieg 1870/71 war eines der Ereignisse, welches an den unseligen, im 19. Jahrhundert aufgekommenen Begriff der deutsch-französischen „Erbfeindschaft“ denken lässt. Sie sollte wieder hoch kommen im I. Weltkrieg. Im Versailler Friedensvertrag (der sowohl von Churchill als auch Lenin später heftig abqualifiziert worden ist) haben die Franzosen mit Clémenceau 1919 noch einmal versucht, den Deutschen die Schlappe von 1870/71 und den Verlust von Elsass-Lothringen heimzuzahlen.

Nach dem II. Weltkrieg gab es nicht einmal mehr einen regulären Friedensschluss. Die Konferenz von Jalta im Februar 1945 war in Bezug auf Deutschland eher und gerade mal eine „Zonenaufteilungs-Sitzung“.

Wir stoßen beim Nachsinnen über militärische Auseinandersetzungen immer wieder auf Prestigedenken, Machtstreben, Rachsucht, auch auf die Tatsache, dass einzelne Personen von großem Einfluss es fertig bringen, unter Umständen Millionen von Menschen in das Unsinnige hinein zu ziehen.

Ich darf hier die Älteren unter uns daran erinnern, welche Leiden der II. Weltkrieg über uns gebracht hat. Zugleich möchte ich bewusst machen, dass auch gewonnene Kriege ein Land arm machen können. Ein französischer Historiker bezeichnet Frankreich beim Tode Ludwigs XIV. als „exsangue“, das heißt ausgeblutet.

Es sieht so aus, als ob wir die Chance hätten, wenigstens in Europa, auf jeden Fall im Verhältnis Frankreich zu Deutschland, in einen dauerhaften Zustand zu geraten, in welchem die Vernunft die Oberhand bekommt.

Die Zeiten haben sich gründlich geändert. Dafür können nur einige Beispiele genannt werden: Es gibt den deutsch-französischen Freundschaftsvertrag vom 22. Januar 1963 (Elysee-Vertrag), den Deutsch-Französischen Verteidigungs- und Sicherheitsrat (Protokoll vom 22. Jan.1988), das „Blaesheim-Abkommen“ von 2001 über häufigere Treffen der Regierungsspitzen beider Staaten, eine deutsch-französische Militär-Brigade, ein deutsch-französisches Jugendwerk, Hunderte anderer Partnerschaften und Kooperationsverträge. Wir haben derzeit (2007) einen Export nach Frankreich im Wert von etwa 96 Milliarden € pro Jahr, der Import liegt bei 67 Milliarden. Es wäre, würde man den Handelstausch aus irgend einem Grunde abstoppen (Le Pen hat dies einmal allgemein vorgeschlagen, um die französische Wirtschaft zu schützen), allein dies eine Katastrophe für beide Länder. Die Deutschen durften mittlerweile mit Panzern die Parade am 14. Juli auf den Champs Élysées mit gestalten. Nicolas Sarkozy hat für Angela Merkel am 1. Mai 2008 die Laudatio zu Verleihung des Karlspreises der Stadt Aachen gehalten. Solche Abmachungen und Ereignisse - reich an Zahl - sind deutliche Zeichen dafür, wie sehr sich das politische Klima zwischen beiden Staaten zum Guten gewandelt hat.

Bei soviel Konvergenz wäre es euphemistisch, nicht wenigstens auch einen Unterschied zwischen beiden Ländern aufzuzeigen: Die Deutschen werden durch ihre Medien jeden Tag an diesem oder jenem Ort der Republik an ihre Untaten vor circa 63 bis 75 Jahren irgendwo und irgendwann erinnert. Eine solche Art von „Aufarbeitung“ und Vergangenheitsbewältigung - ein Beispiel böte der Algerienkrieg - gibt es in Frankreich nicht. Frankreich ist ein Land der schönen Konversation; über das Unschöne spricht man dann lieber nicht.

Goethe lässt im „Faust“ den Brandner in Auerbachs Keller behaupten:

„Man kann nicht stets das Fremde meiden.

Das Gute liegt uns oft so fern.

Ein echter deutscher Mann mag keine Franzen leiden,
doch ihre Weine trinkt er gern.“

Wie sollten wir uns den Franzosen gegenüber verhalten? Am besten für beide Seiten so, dass man von uns getrost behaupten kann:

„Ein echter deutscher Mann mag auch die Franzen leiden,
und ihre Weine trinkt er gern.“

Juni 2008

III. Literarischer Teil

Die Vermeidung einer Lese-Lebensgefahr

(Ein dramatisches Bild)

Von Giwi Margwelaschwili

Erlkönig missmutig- Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Natürlich ein Vater mit seinem Kind!
Die schickt Mephisto mir wieder heran,
damit sich das Unglück vollziehen kann.

*Er steigt verdrossen
auf eine Erle und
späht eine Weile in
die Abenddämmerung
hinein. Man hört na-
hendes Hufeklappern.
Der Erlkönig, böse
knurrend* - Am Kreuzweg steht doch jetzt mein Schild.
Wer es liest, der ist im Bilde.
Das weist da in die Richtung
Einer ganz anderen Dichtung.
Es sagt: "Achtung Vater, flieh geschwinde!
Sonst ist es aus mit deinem Kinde.
Reite ja nicht durch diesen Reim!
Du bringst es nicht lebendig heim.
Ich bin Mephisto untertänig"...

Erlkönig

*Das Hufeklappern
hallt immer weiter
und ist schon ganz
nah. Erlkönig zornig* – Wie sie alle stur im Sattel dösen
und mein Warnungsschild nicht lesen!
Verdient hätt der's dass es passiert,
das Gör auf seinem Arm krepirt.
Der Mond scheint, weil ich ihn
darum bat,
mit ganzer Kraft auf das Plakat.
Das kann da jeder Blinde sehen
und im Vorübergehen verstehen!

*Der Vater mit dem
Kind vor sich auf
dem Sattel reitet
langsam heran. Er*

*schenkt dem Pfahl, an dem
das Plakat des Erlkönigs
angenagelt ist, keine Be-
achtung und will weiter.
Da springt der Erlkönig
von der Erle in den Weg
des Reiters, fällt dem
Pferd in die Zügel und
schreit den Vater zornig
mit folgenden Worten an - Halte an du Idiot!
Sonst bringst du deinem Kind den Tod!
Erschrick und meide mein Gedicht
oder du behältst es nicht!
Der Vater halb verständ-
nislos, halb ärgerlich - Ja warum denn nur? Warum?*

*Der Erlkönig ungeduldig - Weil geschrieben steht,
dass dein Kind durch mich
zugrundegeht.*

*wütend Weil ich den Lesern zum Genuss
es hier kaltblütig morden muss.
Aber jetzt ist Schluss!
Ich scher' mich nicht mehr um das
Wort!*

*Nach einer Pause beson-
ders laut - und endige den Kindermord!*

*Dann immer empörter
zu dem noch unschlüssig
starrenden Vater - Verstehst du denn noch immer nicht?
Es ist aus mit dem Gedicht!
Der Text hier existiert nicht mehr
und seine Zeilen bleiben leer!
Du kannst jetzt ruhig nach Hause
gehen.
Auf Wiedersehen!*

*Er will in den Erlenwald
zurück. Der Vater von seinem
Pferd zögernd und auch etwas
sorgenvoll - Lass dich bitte noch was fragen:
Was werden deine Leser sagen?
Wie werden sie's verwinden,
wenn wir hier plötzlich so
verschwinden?*

*Der Erbkönig, ihn unge-
halten anschreiend - Willst du das Lesen
oder das Leben deines Kindes?!*

*Der Vater in erschrok-
kenem Ton, das Pferd wen-
dend und abreitend - Sein Leben, das Leben natürlich!
O du mein Leben!
Ende*

Splittergedanken

Dichtung und Wahrheit? - Dichtung ist die Wahrheit (des Lebens).

Sein oder nicht sein? – Darüber haben wir nicht zu entscheiden. Wie sein, das ist die Frage!

Die Erde nimmt in mancher Hinsicht das Paradiesische hinweg, warnt aber nachdrücklich auch vor der Hölle.

Viel Lärm um Nichts. Was ist denn das? – Die vom Menschen entwickelte Technik.

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! – ...und hasse dich wie ihn!

„Noch ein Jahrhundert Leser, und der Geist wird stinken,, – prophezeite Nietzsche. ... Der Geist scheint auf sein Genie gehört zu haben und hörte auf zu lesen, hat aber dadurch noch keine Wohlgerüche auszuströmen begonnen.

Durch das Zeitlupentempo werden wir schon hienieden der Ewigkeit teilhaftig.

Pflege deine Kleidung noch weniger als deinen Körper!

Die Natur des Menschen ist von tragikomischer Beschaffenheit. Die Tragik besteht in ihrer unüberwindbaren Vergänglichkeit, während das Komische die Letztere überwinden zu wollen ausmacht.

Gefühle, die uns voneinander befreien, sind noch feiner, als diejenigen, die uns aneinander binden.

Mittels Unmittelbarkeit kommt man weiter auf dem endlosen Weg zum Unmittelbaren.

Vom Weltende: Es scheint dies kein Ende nehmen wollendes Ende zu sein.

Gott und die Menschen: Er übersieht und überhört uns, denn er kennt uns.

Ein fragwürdiger Fortschritt: Die Alten begriffen nicht, was sie nicht lasen, die Neuen aber lesen nicht, was sie nicht begreifen.

Gegen das Schöne gibt es kein Rettungsmittel.

Der Stärkere hat stets einen Schwächeren bei der Hand, auf den er sich gelegentlich anlehnen kann.

Die Politik ist doch eine gemeine Sache – behaupten die unehrlichen Politiker, denen die von den Letzteren Besiegten zustimmen.

Die Richtigkeit des Taoismus tritt heute krass zutage: Lieber nichts tun, als die Schöpfung zerstören.

Dass wir die Sonne auf- und untergehen sehen, ist das nicht unsere allerschönste Selbsttäuschung, in der wir uns gleichwie in der Wiege ohn' Unterlass wiegen.

Nur die stille Trauer, die schonende und zugleich zerstörende ist innig.

Perpetuum mobile: der erste beste Augenblick, den ich verweilen dürfte, wär' mir der schönste.

Die Erde scheint heute ein Ego – Zentrum der Welt zu sein.

Der Mensch ist seit Langem taub geworden und kann jeden Augenblick erblinden.

Unsere Zivilisation scheint mir in der Hauptsache von archaischer Beschaffenheit zu sein.

Stolz und Eitelkeit: Diese Führer schieben uns am Ende doch stets auf ein totes Gleis.

Kurzschluss: Das ist der Empörungsausbruch paralleler Linien gegen die Despotie der Wissenschaft.

Was ist das Schwierigste und das Leichteste zugleich? - Das Selbstverständliche.

Sex: Er wuchert auf dem Trümmerhaufen der Liebe.

Aus der Vogelschau scheinen die Menschen alle gleich zu sein. Und aus einer etwas höheren Schau?

Das Wunder im All: Kein Stern steht einem anderen im Licht.

Wenn du dich über dich selbst zu erheben versuchst, gib Acht, dass du nicht am Ehrgeiz des Nächsten hängen bleibst.

Einsam sein ist herrlich! – Ich schaue allein in den Himmel.

Fahrgäste: Die einen fahren hin, die anderen zurück, wieder andere hin und zurück, alle bleiben aber hier.

Weshalb treibt es uns alle in den Himmel? – Sind wir denn nicht sowieso am Himmel?

Warum messen wir der Befreiung größere Bedeutung als der Freiheit bei? – Warum wollen, warum können wir sie nicht, habituell besitzen. Wir jubeln, wenn wir ein Joch los sind, feiern bis zur Bewusstlosigkeit und erwachen erst dann, wenn wir das verdiente Joch wieder auf dem Nacken haben.

Welch unermessliches Etwas fasst das Nichts?

Der Zyniker: Für jeden Freudenbecher hat er stets einen Tropfen Wermut bereit.

Wenn der sechste Sinn erst in den Vordergrund rückt, weichen die anderen fünf allesamt in den Hintergrund.

Mancher rechnet sich das Nicht-Nichtstunkönnen zum Verdienst an. Kann man denn diese Unvermögenheit als Trumpf ausspielen?

Spezialisierung ist die massenhafteste fixe Idee von heute.

L'art pour l'art? Daraus, dass die Kunst die vom Kummer Gebeugten wieder gerade macht, ist zu folgern, dass sie doch nicht nur für sich da ist.

Heraklits Freitod zeugt davon, dass er seinem Materialismus abgeschworen hatte.

Autorinnen und Autoren

1. Dr. Christiane Andersen, geb. 1951 in Berlin (Deutschland). 1970-74 Studium der Germanistik und Anglistik an der Humboldt-Universität zu Berlin. 1975-78 Promotion in Allgemeiner Sprachwissenschaft an der Lomonossov-Universität Moskau. 1985 Habilitation in Wissenschaftsgeschichte über Jacob Grimms Grammatik und ihren Einfluss auf die russische Sprachwissenschaft. 1978-1987 wiss. Assistentin, später Dozentin der Germanistischen Sprachwissenschaft an der Humboldt-Universität. 1984-1987 Lehrtätigkeit an der Universität Tampere (Finnland). Seit 1987 Lehre und Forschung an den Universitäten Umeå und Göteborg (Schweden). Seit 2001 Professorin für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Göteborg. Zahlreiche Veröffentlichungen in deutscher, englischer, schwedischer und russischer Sprache. Forschungsschwerpunkte: Wissenschaftsgeschichte, Kultursemiotik, linguistische Textanalyse mit korpuslinguistischem Ansatz.

2. Prof. Dr. Nana Bolkwadse, geb. 1964 in Batumi (Georgien). 1980 bis 1985 Studium am Pädagogischen Institut für Fremdsprachen in Tbilissi. 1985 bis 1999 Arbeit an verschiedenen Schulen und Hochschulen Georgiens, Studium an der Aspirantur – 1999 erfolgreiche Erlangung der Doktorwürde. Titel der Dissertation: Die Verstärkung der Expressivität auf der Ebene der Phraseologie. 2000 tätig als Dozentin auf dem Lehrstuhl für deutsche Philologie an der Universität Batumi. 2002 wissenschaftlicher Aufenthalt an der Universität Bielefeld. 2006 Ernennung zur Vollprofessorin an der Universität Batumi. Elf Veröffentlichungen über die Probleme der Phraseologie und Übersetzungslehre im In- und Ausland. Zur Zeit Arbeit am deutsch-georgischen synonymischen phraseologischen Wörterbuch. Mitglied des VDS und der GfdS. Seit 1995 Mitglied der Redaktion der wissenschaftlichen Zeitschrift „Germanistische Studien“.

3. Prof. Dr. Natali Dshanelidse, geb. 1941 in Tbilissi. 1959 bis 1964 Studium der Germanistik an der Fakultät für westeuropäischen Sprachen und Literatur an der Staatlichen Universität Tbilissi, wo sie bis heute tätig ist. 1981 erfolgreiche Erlangung der Doktorwürde. Zahlreiche Veröffentlichungen im In- und Ausland im Bereich der Phraseologie, Textlinguistik, Hermeneutik. Veröff. u.a. über Th. Mann, H. Hesse, R. Musil, H. Böll. Vorstandsmitglied der georgischen Abteilung der Internationalen Goethe-Gesellschaft.

4. Prof. Dr. Nana Gogolashwili, Germanistin, Sprachwissenschaftlerin, Übersetzerin, geb. 1938. Beendete 1961 das Germanistikstudium an der Staatlichen Universität Tbilissi. Seit 1962 Deutschlektorin an der Fakultät für westeuropäische Sprachen und Literatur. 1970 Promotion zum Doktor der Philologie. Autorin mehrerer wissenschaftlicher Artikel und theoretischer Beiträge. Beteiligung an mehreren internationalen Konferenzen über die Probleme der Übersetzungstheorie und pragmatischen Translatik. Mitglied des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft Georgiens. Zahlreiche Übersetzungen ins Georgische deutscher Klassiker und moderner Schriftsteller.

5. Dr. Frank Thomas Grub, geb. 1972 in Idar-Oberstein (Rheinland-Pfalz). 1992-1998 Studium der Fächer Deutsch und Französisch für das Lehramt an Gymnasien und Gesamtschulen an der Universität des Saarlandes, Saarbrücken; Erstes Staatsexamen. 1999 Abschluss des Aufbaustudiengangs Deutsch als Fremdsprache. Seitdem Lehrbeauftragter

für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft und Deutsch als Fremdsprache; seit 2002 Wissenschaftlicher Mitarbeiter. 2003 Promotion zum Dr. phil. mit einer Arbeit über die literarische Verarbeitung von ‚Wende‘ 1989/90 und deutscher ‚Einheit‘. Freier Mitarbeiter mehrerer Zeitungen und des Saarländischen Rundfunks. Arbeitsgebiete: Literatur des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart, Film der Nachkriegszeit, Literatur im Unterricht des Deutschen als Fremdsprache. Zuletzt erschienen: ‚Wende‘ und ‚Einheit‘ im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch. Berlin/New York 2003.

6. Prof. Dr. Lali Kezba-Chundadse, geb. 1944 in Tbilissi, Germanistin. 1961-1966 Studium an der Staatsuniversität Tbilissi. 1973 Promotion, Thema der Dissertation: „Versuch einer Analyse der literarischen Briefe von Rainer Maria Rilke und Thomas Mann“. Seit 1973 Dozentin am Lehrstuhl für Deutsche Philologie in Tbilissi. Stipendiatin des DAAD und Marion-Dönhoff-Stiftung. Veröffentlichungen und Vorträge über H. Hesse und Th. Mann im In- und Ausland. Mitglied der Internationalen Goethe-Gesellschaft.

7. Prof. Dr. Anatol Michajłow, geb. 1952, Dr. phil., Studium der Germanistik an der Adam-Mickiewicz-Universität zu Poznań. 1979: „O. Spengler über Kultur und Literatur“, Promotion im Fach Philosophie an der Universität Gdańsk. 1990: „Das Problem der Autonomie der Kulturen in der Philosophie von O. Spengler“. Seit 1996 Mitarbeiter des Instituts für Germanistik an der Universität Gdańsk.

8. Prof. Dr. Sofie Mudshiri wurde 1948 in Tbilisi geboren. 1955-1966 besuchte sie die Mittelschule Nr. 62. 1967-1972 studierte sie Germanistik an der Fakultät für westeuropäische Sprache und Literatur an der Staatlichen I. Dshawachischwil Universität (TSU). 1980 absolvierte sie die "Aspirantur" (dreijähriges weiterführendes Forschungsstudium). Seit 1976 arbeitet sie als Dozentin am Lehrstuhl für deutsche Philologie der TSU und zugleich am Lehrstuhl für deutsche Sprache an der I. Tschawtschawadse-Universität für Sprache und Kultur. 2000: Fortbildung im Bereich Ausbildungsdidaktik in Bonn. 1996 hielt sie sich zum Forschungsstudium an Jenaer Friedrich-Schiller-Universität und im Jahre 2000 am Sprachenzentrum der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster auf. S. Mudshiri ist Autorin mehrerer wissenschaftlicher Artikel und hat ihre Promotion beendet.

9. Prof. em. Dr. Manfred Peters (Universität Notre-Dame de la Paix, Namur, Belgien) hat über hundert Bücher und wissenschaftliche Beiträge in deutscher, französischer, englischer, russischer, polnischer, portugiesischer und japanischer Sprache veröffentlicht. Er ist Präsident der von Friedensnobelpreisträger Dominique Pire gegründeten Friedensuniversität und Vorsitzender des Verbandes zur Förderung des Deutschen in der Wallonie. Darüber hinaus leitet er zur Zeit das groß angelegte Forschungsprojekt „Manipulation versus Bewusstseinsbildung“ (Afrika, Osteuropa, Westeuropa). Seit 1993 ist er ebenfalls im Bereich der Entwicklungshilfe tätig, und zwar in den Ländern der Großen Seen (Zentralafrika). Zahlreiche internationale Auszeichnungen, u.a. das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland, das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst 1. Klasse und der International Peace Price (USA).

10. Dr. Stefanie Schäfers, geb. 30. 10. 1972 in Paderborn. 1983-1992 Gymnasium Theodorianum in Paderborn, 1992-1997 Lehramtsstudium Deutsch an der Universität-GH

Paderborn, 1998-2000 Vorbereitungsdienst (Referendiat) am Sek.-II-Studienseminar Neuss, 2000-2006 Unterrichtstätigkeit am Ceciliengymnasium Bielefeld für die Fächer Deutsch und Kath. Religionslehre Sek.I/II, Ernennung zur Beamtin auf Lebenszeit, 2005 Ernennung zur Oberstudienrätin, A-14-Beförderung an das Städtische Gymnasium Delbrück mit der Funktion der Beratung der 10. Jahrgangsstufen im Übergang zur gymnasialen Oberstufe; Jahrgangsstufenleitung in der Oberstufe. 2003-05 Dissertation im Bereich der germanistischen Sprachwissenschaft. In Vorbereitung: Habilitationsschrift „Grammatische Sprachkompetenzen im Deutschunterricht fordern und fördern...“. Schwerpunkte der Forschung: Sprachdidaktik, Angewandte Linguistik, geschriebene Sprache, Spracherwerb, empirische Unterrichtsforschung. E-Mail: stefanie.schaefers@onlinehome.de

11. Prof. Dr. Tamila Sessiaschwili, geb. 1931 in Tbilissi. Germanistin, Sprachwissenschaftlerin. Seit 1960 Unterricht an der Tbilisser Staatlichen Universität, Fachrichtung Germanistik. 1973 Promotion: Schwerpunkt: Methodik des Unterrichts. Über 30 wissenschaftliche Beiträge im In- und Ausland. Verfasserin mehrerer Lehrbücher für Mittel- und Hochschulen. Die letzte Veröffentlichung: *Deutsch für georgische GermanistikstudentInnen, B.2. Tbilissi, 2005.*

12. Dr. Nana Stambolischwili 1968 bis 1973 Studium am Staatlichen Pädagogischen Institut für Fremdsprachen in Tbilissi. 1973 bis 1987 Beginn der pädagogischen Tätigkeit in Batumi: Als Lehrerin der deutschen und englischen Sprache in der Berufsausbildungsschule, als Deutschlehrerin in der Mittelschule und in der Fachschule für Kunst. 1992 Teilnahme am Internationalen Hochschulferienkurs für Deutschlehrer am Institut für Angewandte Sprachwissenschaft der Humboldt Universität zu Berlin. 1998 Promotion und Forschungsarbeit an der Sulchan-Saba-Orbeliani Universität Tbilissi. 2000 vom 20.10 bis 20.12 Forschungsaufenthalt an der Universität Potsdam (DAAD-Stipendium). 2006: Vom 1.9 bis heute Associate Professor an der Schota-Rustaveli Staatliche Universität.

13. Ketewan Zhorzholiani geb. am 5. 09. 1980. Seit April 2006 Promotionsstudiengang Germanistik an der Leibniz Universität Hannover. 2004-2005 Promotionsstudiengang Germanistik an der Dshavakhishvili Universität Tiflis. 2002-2004 Magisterabschluss der staatlichen Universität Kutaissi, Georgien, Fachrichtung deutsche Sprache und Literatur (Abschlussnote: Ausgezeichnet). Magisterarbeit: „Stilistische Norm und Abweichung in der modernen Pressesprache“. 1998-2002 Bachelor (BA) der staatlichen Universität Kutaissi, Georgien, Fachrichtung deutsche Sprache und Literatur (Abschlussnote: Ausgezeichnet). August 2001 DAAD-Hochschulsommerkurs in Bremen.

14. Alfred Schwarz, Ministerialdirektor a.D., geb. 7. 5. 1925 Saarbrücken, Studium der Rechtswissenschaften, Verwaltungsjurist bei der Regierung des Saarlandes, frühzeitig (von 1972 – 1985) in der Partnerschaft mit Tbilissi eingesetzt; zuletzt Ständiger Vertreter des saarländischen Kultusministers. Nach der Pensionierung 14 Jahre lang Mitglied des Vorstandes der Vereinigung der Jäger des Saarlandes.

15. Dr. Giwi Margwelaschwili - Ehrendoktor der Tbilisser Universität. Geb. 1927 in Berlin in einer Georgischen Emigrantenfamilie. 1945 wurde er mit seinem Vater in den Ostsektor gelockt und in ein sowjetisches KZ interniert. Nach zwei Jahren wurde er

nach Tbilissi geschickt, wo er lange Zeit bei seinen Verwandten wohnte. Er absolvierte die Fakultät für englische Sprache an der Staatlichen Universität und die Aspirantur in der Fachrichtung Sprachwissenschaft. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion konnte G. Margwelaschwili nach Deutschland übersiedeln, wo 1994 seine deutsche Staatsangehörigkeit wiederhergestellt wurde. Er ist Mitglied des PEN-Clubs und erhielt das Ehrenstipendium des deutschen Bundespräsidenten. Zuvor wurde er Stipendiat der Heinrich-Böll-Stiftung und erhielt die Bamberger Poetik-Professur. Für sein gesamtes Schaffen wurde ihm der Ehrenliteraturpreis von Brandenburg sowie der Literatur - und Kunstpreis der Stadt Berlin verliehen.

16. Dr. Sergi Okropiridse, geb. 22.01.1935 in Tbilissi. 1959-64 Studium am Institut für Fremdsprachen Tbilissi, 1965-1986 Dolmetscher und Übersetzer an der Politechnischen Hochschule in Tbilissi, Russische Übersetzungen aus dem Deutschen: W. von Humboldt, Briefe; Grigol Robakidse Essays und Erzählungen. 2001 erschien in Tbilissi sein Gedichtsband in russischer Sprache.



გამომცემლობა „უნივერსალი“

თბილისი, 0179, ი. ჯავახიშვილის გამზ. 19, ☎: 22 36 09, 8(99) 17 22 30
E-mail: universal@internet.ge